

Josef Eisinger
Flucht und Zuflucht

Für Styra, Alison, Simon, Sumathi, Dashiell und Arlo

FLUCHT UND ZUFLUCHT

Erinnerungen an eine bewegte Jugend

Josef Eisinger

Herausgegeben vom
Dokumentationsarchiv des
österreichischen Widerstandes

Übersetzung und Lektorat:
Kitty Weinberger, Christine Schindler,
Claudia Kuretsidis-Haider

Dieses Buch wurde mit Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien
(MA 7 – Wissenschaft) gedruckt.

Layout: Christa Mehany-Mitterrutzner

Die Fotos im Buch stammen aus dem Privatbesitz von Josef Eisinger.

ISBN 978-3-901142-74-1

Inhalt

Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe (Josef Eisinger)	7
Josef Eisinger: Vom Flüchtlingskind zum renommierten Wissenschaftler (Claudia Kuretsidis-Haider / Christine Schindler)	9
Einleitende Bemerkungen zur englischsprachigen Ausgabe 2016	25
1. Kindheit in Wien	31
Meine Familie	31
Frühe Erinnerungen	36
Gymnasium	41
Szenen aus meiner Kindheit	46
2. Flucht nach England	65
Anschluss	65
Sicherer Hafen in England	74
Das Leben auf der Low-Farm	77
Mein Tagebuch	86
3. Internierung in England und Kanada	97
„Feindlicher Ausländer“	97
Odyssee durch die Lager	101
Kanada	107
Leben und Lernen im Camp B	109
Das Ende der Internierung	118
Erkenntnisse aus dem Lagerleben	122

4. Student und Soldat	129
Bei den Mendels	129
Studentenzeit	135
Beim Militär	145
Infanterieausbildner	149
5. Eine Seereise	159
Chibougamau und Ottawa	159
Abfahrt	163
Auf See	169
Anlaufhäfen	172
Wiedersehen in Palästina	177
Heimwärts	182
6. Anhang	191
I. Papas Erinnerungen	191
II. Flucht aus Wien	195
Ein Epilog zu Papas Erinnerungen	195
Die illegalen Palästina-Transporte und Eichmann	195
Kapitän Roth	198
Ein knappes Entkommen	199
Berthold Storfer	203
Irrfahrt im Mittelmeer	204
Im gelobten Land	206
Nach dem Untergang der Patria	209
III. Die jüdische Bevölkerung von Kostel/Podivin	214
Kostel und die Eisingers	215
Eine kurze Geschichte der Juden in Kostel	217
IV. Physik und mehr	222
Universitäten: Toronto, MIT, Rice	222
Bei Bell Laboratories	228
Mount Sinai School of Medicine und Endspiel	236

Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe

Die vorliegende deutsche Ausgabe meiner Jugenderinnerungen erscheint fast genau achtzig Jahre, nachdem ich als 15-Jähriger meine Heimatstadt Wien mit einem Kindertransport verließ. Es war der beharrlichen Holländerin Geertruida Wijsmuller-Meijer in zähen Verhandlungen mit Adolf Eichmann gelungen, diesen Fluchtweg aus dem besetzten Wien zu verwirklichen, und die Züge, die uns Kinder vom Westbahnhof nach London beförderten, retteten uns tatsächlich vor einem fast sicheren Tod, den die meisten der zurückgebliebenen Eltern erleiden mussten.

Die Geschichte, wie sich mein Leben in den darauffolgenden Jahren in der Fremde entwickelte, ist aber kaum eine tragische. Schlussendlich ist sie eher erfreulich, denn ich und meine engste Familie hatten das Glück, den Krieg und die Nazi-Zeit zu überleben und in fernen Städten ein erfüllendes Leben zu finden – obwohl die Shoah stets in unserem Bewusstsein haften blieb.

Es war auch achtzig Jahre nach dem „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland und nach den Kindertransporten, dass ich vor kurzer Zeit die Gelegenheit hatte, eine Woche lang in Wien zu verweilen, alten Erinnerungen nachzuspüren und wahrzunehmen, wie sehr sich die Stadt verändert hat. Durch einen glücklichen Zufall lud mich eine Lehrerin des Akademischen Gymnasiums ein, mit Schülern und Schülerinnen meiner ehemaligen Schule zusammenzutreffen und ihnen über meine Erlebnisse aus der Jugendzeit zu erzählen. Die Fragen der Kinder und Jugendlichen zeugten von so viel Feingefühl und Empathie, dass ich das Schulgebäude mit frischer Hoffnung für die Zukunft verließ.

Die zeitgeschichtlichen Beiträge des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW) waren mir schon seit vielen Jahren bekannt, weswegen der Entschluss des DÖW, mein Buch auf Deutsch herauszubringen, besonders befriedigend war. Ich bin dem DÖW herzlich dankbar dafür, ebenso der Kulturabteilung der Stadt

Wien (MA 7) für die Unterstützung der Drucklegung. Besonderer Dank gebührt der Leiterin dieses Projekts, Claudia Kuretsidis-Haider, die mir während der Herstellung der deutschen Ausgabe stets mit „Rat und Tat“ zur Seite stand.

Glücklicherweise erklärte sich Kitty Weinberger bereit, das englische Original zu übersetzen, und ich danke ihr herzlichst für die erfolgreiche Ausführung dieser anspruchsvollen Aufgabe. Mein aufrichtiger Dank gilt auch Christine Schindler für das Lektorat und die Textbearbeitung sowie Christa Mehany-Mitterrutzner für das Layout. Peter Weinberger danke ich herzlich für seine Freundschaft.

Josef Eisinger, New York 2019

Josef Eisinger: Vom Flüchtlingskind zum renommierten Wissenschaftler

Claudia Kuretsidis-Haider / Christine Schindler

Die Wurzeln der Familie Eisinger¹ liegen im heutigen Grenzgebiet von Tschechien und der Slowakei in der südmährischen Stadt Göding (heute Hodonín), wo Josef Eisingers Vater Rudolf 1883 zur Welt kam. Seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es in Göding eine jüdische Gemeinde, die meisten Familien wurden allerdings während der Regentschaft von Maria Theresia auf benachbartes ungarisches Gebiet vertrieben. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs der jüdische Bevölkerungsteil jedoch wieder an und es wurde eine Synagoge errichtet, in der ab 1899 ein Rabbiner seinen Dienst versah. 1880, also drei Jahre vor Rudolf Eisingers Geburt, lebten 567 jüdische Familien in Göding.² Eine von ihnen war die Industriellenfamilie Redlich, die am wirtschaftlichen Aufschwung der Gemeinde großen Anteil hatte. Die von ihr betriebenen Zuckerfabriken waren damals die größten der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ein Mitglied der Familie, nämlich Dr. Josef Redlich, ein gemäßigt deutschnationaler Politiker, war Finanzminister sowohl 1918 in der Habsburgermonarchie wie auch 1931 in der christlich-sozialen Bundesregierung unter Kanzler Karl Buresch, 1918/19 Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung für Deutschösterreich sowie 1931 bis 1936 Stellvertretender Richter

- 1 Zur Geschichte der Eltern von Josef Eisinger siehe: Preserving the past. The stories of Rudi and Grete Eisinger and their Families, compiled, written and annotated by Leslie Wyle and Dr. Josef Eisinger, o. O. 2001, S. 9-11, zitiert in: Andrea Strutz, Sie kamen als „enemy aliens“. Kanadas verschlossene Grenzen für jüdische Flüchtlinge, in: Gerald Lamprecht / Ursula Mindler / Heidrun Zettelbauer (Hrsg.), Zonen der Begrenzung: Aspekte kultureller und räumlicher Grenzen in der Moderne, Bielefeld 2012, S. 59-72, hier 61.
- 2 Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden in Mähren: Göding, <http://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/e-g/743-goeding-maehren> [29. 10. 2018].

am Ständigen Internationalen Gerichtshof in Den Haag, der Vorläuferorganisation des heutigen Internationalen Gerichtshofs der Vereinten Nationen.³

Mit dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich 1867 war die Emanzipation der Juden und Jüdinnen, die mit dem Toleranzpatent von Joseph II. 1782 begonnen hatte, in der Habsburgermonarchie gesetzlich verankert worden. Das *Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder* (Dezemberverfassung) gewährte Jüdinnen und Juden in Österreich die Gleichberechtigung im Rahmen der bestehenden Rechtslage, die allerdings bis 1918 weiterhin keine Gleichheit des Geschlechts und Besitzes beim Wahlrecht kannte.⁴ Durch die im Staatsgrundgesetz festgeschriebenen Rechte konnten Juden erstmals im gesamten Reichsgebiet ihren Aufenthalt auswählen (allerdings bestimmte grundsätzlich der Ehemann den Wohnsitz seiner Frau). Die Möglichkeit der freien Wohnsitzwahl nutzten vor allem die jüdische Bevölkerung aus Galizien, die Jüdinnen und Juden der ungarischen Reichshälfte und jene aus Böhmen und Mähren, von wo die Familie Eisinger stammte.⁵ Damit verstärkten sich die, bereits nach der Revolution 1848 einsetzenden, Migrationsbewegungen der jüdischen Bevölkerung in der Donaumonarchie.

1891 übersiedelte Josef Eisinger, Rudolfs Vater, mit Familie nach Zistersdorf, wo er als Viehhändler arbeitete. Rudolf kam ca. 1899, als 16-Jähriger, nach Wien. Er war Reisender, bis er 1910 seine eigene Firma am Hohen Markt gründete.

3 Dr. Josef Redlich, Biografie – Österreichisches Parlament, https://www.parlament.gv.at/WWER/PAD_01560/index.shtml [29. 10. 2018].

4 Staatsgrundgesetz vom 21. 12. 1867 (R.G.Bl. 142/1867) über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=rgb&datum=18670004&seite=00000394> [27. 10. 2018].

5 Robert S. Wistrich, *The Jews of Vienna in the Age of Franz Joseph*, Oxford–New York–Toronto 1990, S. 41.

Die Wiener Gesamtbevölkerung verfünffachte sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts – nicht zuletzt aufgrund der Schaffung Groß-Wiens durch die Eingemeindung der damaligen Vorortebezirke. Der Anteil der jüdischen Bevölkerung stieg im selben Zeitraum um das 29-Fache. Die Reichshauptstadt war 1910 damit die drittgrößte jüdische Stadt nach Warschau und Budapest.⁶ Vor den Schrecken des Ersten Weltkrieges flüchteten viele Juden und Jüdinnen ebenso nach Wien, wie die Stadt auch in der Ersten Republik Anziehungspunkt vieler Migranten und Migrantinnen blieb.⁷

Bei der Volkszählung 1934 wurden in Österreich 191.458 Personen jüdischen Glaubens gezählt. 176.000 von ihnen, also über 90 %, lebten in Wien.⁸ Während des Austrofaschismus wurde der Antisemitismus immer stärker spürbar. Dies und die Verfolgung politischer GegnerInnen der Arbeiterbewegung, unter denen viele Jüdinnen und Juden waren, veranlassten etliche schon zu dieser Zeit Österreich zu verlassen.

Nach den Forschungen der Historikerkommission der Republik Österreich zu „Arisierung und Rückstellung von Wohnungen in Wien unter Berufung auf von der IKG zusammengestellte statistische Daten über die jüdische Bevölkerung“ hatten am 13. März 1938 185.246 Personen jüdischen Glaubens in Österreich ihren Wohnsitz, davon 169.978 in Wien.⁹ Nach den Berechnungen von Jonny Moser

6 Ebenda, S. 42.

7 Brigitte Ungar-Klein, Zwischen Tradition und Assimilation. Jüdisches Leben vor 1938, in: Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten, hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1992, S. 1–7, hier 4. Siehe auch: Oliver Kühschelm, Asylpolitik in den Dreißigerjahren, in: Gedenkdienst 4/2003, abgedruckt auf www.gedenkdienst.at/index.php?id=351 [7. 1. 2019].

8 Florian Freund / Hans Safrian, Die Verfolgung der österreichischen Juden 1938–1945: Vertreibung und Deportation, in: Emmerich Tálos / Ernst Hanisch / Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945, Wien 1988, S. 767–794, hier 767.

9 Georg Graf / Brigitte Bailer-Galanda / Eva Blimlinger / Susanne Kowarc, „Arisierung“ und Rückstellung von Wohnungen in Wien, Wien–München 2004 [= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögens-

lebten am Tag des „Anschlusses“ 181.882 Personen jüdischer Religionszugehörigkeit in Österreich, davon 167.249 in Wien und 14.633 in den anderen Bundesländern. Zuzüglich der geschätzten Zahl von Juden und Jüdinnen im Sinne der rassistischen Nürnberger Gesetze geht die historische Forschung von 206.000 Juden und Jüdinnen aus, die zur Zeit des „Anschlusses“ in Österreich gelebt haben.¹⁰ Die Folgen der antijüdischen Politik der Nationalsozialisten spiegeln sich in der Volkszählung vom 17. Mai 1939 und den Zahlen der Registrierung der Juden und Jüdinnen im Sinne der Nürnberger Gesetze vom 15. 9. 1939 wider: Zu diesem Zeitpunkt lebten nur mehr 96.042 in Österreich, davon 92.982 in Wien, wohin auch die Juden und Jüdinnen aus den Bundesländern vertrieben wurden.¹¹

Josef Eisinger, geboren am 19. März 1924, beging wenige Tage nach dem „Anschluss“ seinen 14. Geburtstag. Zuvor musste er bereits die ersten gewalttätigen Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung miterleben, die noch wochenlang das Straßenbild Wiens prägen sollten. Er sah, wie jüdische Männer, Frauen und auch Kinder von SA-Männern, HJ-Angehörigen und Mitläufern des NS-Regimes geschlagen, verhaftet und gedemütigt, jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert wurden.¹²

Die darauffolgenden Wochen und Monate waren durch eine Reihe von Gesetzen, Erlässen und Verordnungen gekennzeichnet, die die Existenz der Juden und Jüdinnen in ökonomischer und psychischer

entzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 14], S. 105.

10 Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945*, Wien 1999 [= Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes zur Geschichte der NS-Gewaltverbrechen, Bd. 5], S. 16 f.

11 Graf / Bailer-Galanda / Blimlinger / Kowarc, „Arisierung“ und Rückstellung, S. 106, sowie Moser, *Demographie*, S. 25.

12 Elisabeth Klamper, *Die Verfolgung der österreichischen Juden*, <https://www.doew.at/erkennen/ausstellung/1938/die-verfolgung-der-oesterreichischen-juden> [30. 10. 2018].

Hinsicht zerstörten und schließlich mit deren physischer Vernichtung endeten.¹³

Mit 29. April 1938 wurden alle jüdischen MittelschülerInnen, darunter Josef Eisinger, auf Anordnung des Wiener Stadtschulratspräsidenten, von den Gymnasien ausgeschlossen.¹⁴ Eisinger musste, bevor ihm der Schulbesuch endgültig untersagt wurde, in eine „Juden-schule“ in der Sperlgasse im 2. Bezirk gehen. Am 9. Mai 1938 folgte der Ausschluss jüdischer SchülerInnen auch aus den Pflichtschulen.¹⁵

Wenig später wurden die Nürnberger Gesetze in Österreich eingeführt.¹⁶ Die beiden am 15. September 1935 in Nürnberg auf einer Sondersitzung des Reichsparteitags verkündeten Verfassungsgesetze bildeten die Grundlage für den vollständigen Ausschluss der jüdischen Bevölkerung aus dem öffentlichen Leben. Das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“¹⁷ verbot u. a. Eheschließungen und außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden, Jüdinnen und Reichsdeutschen. Das „Reichsbürgergesetz“¹⁸ legte fest, dass nur Reichsdeutsche oder Personen mit „artverwandtem Blut“ BürgerInnen des Deutschen Reiches sein konnten. Durch diese Gesetze verloren Juden, Jüdinnen und andere „nichtdeutsche“ Bevölkerungsgruppen, z. B. Roma und Sinti, ihre politischen Rechte. Die Nürnberger Gesetze erhielten am 20. Mai 1938 auch auf österreichischem Boden Gültigkeit.¹⁹

In hohem Tempo wurden die Rechte und Freiheiten für Juden und Jüdinnen eingeschränkt und bis ins Private hinein reglementiert: Ver-

13 Siehe dazu die Übersicht bei: <http://www.topographie-der-shoah.at/chronologie-der-verfolgung.html> sowie die gesammelten Gesetze, Erlässe und Verordnungen auf der Website http://www.ns-quellen.at/gesetze_anzeigen.php [30. 10. 2018].

14 Verlautbarung im Amtsblatt der Stadt Wien, Nr. 18, 29. 4. 1938, S. 6.

15 Verlautbarung im Amtsblatt der Stadt Wien, Nr. 21, 20. 5. 1938, S. 5.

16 Verordnung über die Einführung der Nürnberger Rassegesetze im Lande Österreich vom 20. 5. 1938, RGBl I 1938, S. 594 f.

17 RGBl I 1935, S. 1146a.

18 RGBl I 1935, S. 1146.

19 Kundmachung des Reichsstatthalters in Österreich, wodurch die Verordnung über die Einführung der Nürnberger Rassegesetze im Lande Österreich vom 20. Mai 1938 bekanntgemacht wird, Gesetzblatt für das Land Österreich Nr. 150/1938.

boten wurden der Aufenthalt in Parkanlagen, anderswo gab es eigene, gelb gestrichene, mit der Aufschrift „Nur für Juden“ versehene Parkbänke. Verboten wurden das Tragen von Trachten und Uniformen, der Waffenbesitz, der Besuch von Kinos, Theatern, Konzerten und Ausstellungen, die Haltung von Brieftauben, der Besitz von Führerscheinen, um nur ein paar Verordnungen aus 1938 zu nennen, die in den Folgejahren noch wesentlich ausgeweitet und verschärft wurden.

Neben der bewussten Schikane und der Einengung der persönlichen Bewegungsfreiheit hatten diese Maßnahmen die Segregation zum Ziel, die Kontakte zur nichtjüdischen Bevölkerung abzuschneiden. Die Jüdinnen und Juden sollten als „Untermenschen“ wahrgenommen werden.²⁰

Neben dem Ausschluss aus Schulen und Universitäten waren auch die Berufsverbote existenzbedrohlich: Jüdische Ärztinnen und Ärzte durften nur noch als „Krankenbehandler“ ausschließlich Juden und Jüdinnen behandeln²¹, jüdische Rechtsanwälte als „jüdische Konsulenten“ nur noch Juden und Jüdinnen vertreten²². Schon am 22. März waren an den Universitäten und Hochschulen „arische“ ProfessorInnen auf Adolf Hitler vereidigt und damit jüdische Angehörige des Lehrkörpers ausgeschlossen worden.²³

20 Joachim Wolschke-Bulmahn, „Freiheit in Grenzen“? Zum Zusammenhang von Gärten, Privatheit und Politik in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Siegfried Lamnek / Marie-Theres Tinnfeld (Hrsg.), Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen, Opladen 2003, S. 155–184, hier 183.

21 Vierte Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. 7. 1938, RGBl I 1938, S. 969 f. Mit der Verordnung wurden die Approbationen der jüdischen Ärzte mit 30. 9. 1938 für erloschen erklärt.

22 Fünfte Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 27. 9. 1938, RGBl I 1938, S. 1403 ff. Damit wurden Juden vom Beruf des Rechtsanwalts ausgeschlossen. Ihre Zulassung war bis zum 30. 11. 1938 zurückzunehmen und sie mussten bis zum 31. 12. 1938 auf Verfügung des Reichsministers der Justiz aus der Liste der Rechtsanwälte gelöscht werden.

23 Kundmachung des Reichstatthalters in Österreich, wodurch der Erlass des Führers und Reichskanzlers über die Vereidigung der öffentlichen Beamten des Landes Österreich bekannt gemacht wird, Gesetzblatt für das Land Österreich Nr. 3/1938.

Zudem wurde die jüdische Bevölkerung systematisch ausgeraubt. Schon im April 1938 waren Anmeldungen jüdischen Vermögens obligatorisch – auch Rudolf Eisinger füllte ein solches Formular aus, es ist im Buch abgedruckt. Die Juden und Jüdinnen wurden aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen, alle ihre Besitztümer eingezogen, ihre Unternehmen „arisiert“ und „liquidiert“.

Die nach dem „Anschluss“ Österreichs sich abzeichnende Massenflucht aus dem Deutschen Reich war Gegenstand der Konferenz von Évian im Juli 1938, an der 32 Staaten sowie zahlreiche internationale, vor allem jüdische Hilfsorganisationen teilnahmen. Der Plan einer geordneten und international strukturierten Emigration war aber aufgrund der vielerorts herrschenden Ressentiments gegenüber Jüdinnen und Juden und der Scheu vor einem diplomatischen Konflikt mit Deutschland zum Scheitern verurteilt. Die Bereitschaft, die jeweiligen Einwanderungsbestimmungen zu lockern und zusätzliche Flüchtlinge aufzunehmen, war in den meisten Ländern sehr gering, zumal befürchtet wurde, dass auch die bevölkerungsreiche jüdische Bevölkerung aus den osteuropäischen Staaten in absehbarer Zeit zur Emigration gezwungen sein könnte.²⁴

Ab August 1938 sollte die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in der Prinz Eugen-Straße – eine SS-Dienststelle unter der Führung von Adolf Eichmann – die Vertreibung der österreichischen Juden und Jüdinnen organisieren, kanalisieren und jenen Personen, die verzweifelt versuchten, das Land zu verlassen, noch ihr letztes Hab und Gut abnehmen. Die Flüchtenden mussten vor der Ausreise noch die eigens eingeführte Reichsfluchtsteuer bezahlen.²⁵ Um die jüdische Zuschreibung von vornherein deutlich sichtbar zu machen, wurde im August 1938 festgelegt, dass ab Jänner 1939 jüdische Männer den zusätzlichen Vornamen „Israel“ verwenden mussten, die jüdischen

24 Fritz Kieffer, *Judenverfolgung in Deutschland eine innere Angelegenheit? Internationale Reaktionen auf die Flüchtlingsproblematik 1933–1939*, Stuttgart 2002, S. 155–319.

25 Siehe dazu: Gabriele Anderl / Dirk Rupnow, *Die Zentralstelle für jüdische Auswanderung als Beraubungsinstitution*, München 2004.

Frauen den Namen „Sara“, wenn sie nicht ohnehin schon damals typische, für alle erkennbare jüdische Vornamen trugen.²⁶ Ab Oktober 1938 mussten darüber hinaus die Pässe von Jüdinnen und Juden mit einem „J“ gekennzeichnet sein.²⁷

Die Novemberpogrome, die im ehemaligen Österreich vor allem in Wien und Innsbruck mit eruptiver Gewalt inszeniert wurden²⁸, stellten den nächsten traurigen Höhepunkt des nationalsozialistischen Terrors dar, der bereits erahnen ließ, dass der Verfolgung und Vertreibung bald die Vernichtung der Juden und Jüdinnen folgen würde. Josef Eisinger musste die brennenden Synagogen und den Furor des Straßenmobs am 9. und 10. November gesehen haben. Das Geschäft seines Vaters wurde beschlagnahmt²⁹, dieser aber nicht – wie so viele andere – verhaftet und ins KZ verbracht.³⁰ Für die entstandenen materiellen Schäden der Pogromnacht mussten die Betroffenen selbst aufkommen.³¹

Diese ersten großangelegten, organisierten und gelenkten Gewaltmaßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung, an denen sich allzu viele

26 Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. 8. 1938, RGBI I 1938, S. 1044.

27 Verordnung über Reisepässe von Juden vom 5. 10. 1938, RGBI I 1938, S. 1342.

28 Thomas Albrich / Michael Guggenberger, „Nur selten steht einer dieser Novemberverbrecher vor Gericht“. Die strafrechtliche Verfolgung der Täter der sogenannten „Reichskristallnacht“ in Österreich, in: Thomas Albrich / Winfried R. Garscha / Martin F. Polaschek (Hrsg.), Holocaust und Kriegsverbrechen vor Gericht. Der Fall Österreich, Wien–Innsbruck–Bozen 2006 [= Österreichische Justizgeschichte, Bd. 1], S. 26–56.

29 Mit der Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben vom 12. 11. 1938, RGBI I 1938, S. 1580, wurden die vermeintlich „spontanen“ Beschlagnahmungen und Enteignungen bereits kurze Zeit später per Gesetz „legalisiert“.

30 Stenographische Niederschrift (Teilübertragung) der interministeriellen Konferenz im Reichsluftfahrtministerium (12. 11. 1938), http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/docpage.cfm?docpage_id=2388&language=german [23. 10. 2018].

31 Verordnung über eine Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit vom 12. 11. 1938, RGBI I 1938, S. 1579. Den „Juden deutscher Staatsangehörigkeit“ wurde als „Sühneleistung“ für das Attentat von Herschel Grynszpan auf den deutschen Gesandten Ernst vom Rath in Paris die Zahlung einer „Judenvermögensabgabe“ in der Höhe von 1 Mrd. RM auferlegt.

MitbürgerInnen gerne beteiligten, steigerten den staatlichen Antisemitismus bis zur Existenz- und Lebensbedrohung für die Jüdinnen und Juden im ganzen Deutschen Reich. Spätestens nach den gewaltsamen Ereignissen der Novemberpogromtage war vielen klar, dass jegliche Fluchtgelegenheit genutzt werden musste, auch wenn die Familie dabei auseinandergerissen würde. Eine Möglichkeit tat sich auf, als u. a. die britische Regierung nach der Konferenz von Évian im Juli und der Sudetenkrise im Oktober 1938³², vor allem aber nach den schockierenden Nachrichten über die Novemberpogrome die Einreisebestimmungen für Kinder lockerte. Die Kinder konnten mit pauschal erteilten Sammelvisa einreisen.

Die sogenannten „Kindertransporte“³³ waren neben der Jugend-Alijah³⁴ die wichtigsten Rettungsaktionen für unbegleitete jüdische Kinder und Jugendliche. Mit den „Kinderzügen“ wurden zwischen

- 32 Die Sudetenkrise war ein von NS-Deutschland provozierter und eskalierter internationaler Konflikt mit dem Ziel, die staatliche Existenz der Tschechoslowakei zu zerstören und die böhmischen und mährischen Gebiete dem deutschen Reichsgebiet einzuverleiben. Durch das am 29./30. September 1938 unterzeichnete Münchner Abkommen zwischen Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien wurde die Regierung der ČSR gezwungen, die Sudetengebiete an das Deutsche Reich abzutreten. Frankreich und Großbritannien gaben ihre Zustimmung zum Anschluss des gesamten Sudetenlandes an das Deutsche Reich.
- 33 Mit dem Begriff Kindertransport ist die organisierte Ausreise jüdischer Kinder 1938/39 aus Deutschland, Österreich und in sehr kleinem Ausmaß aus der Tschechoslowakei ins Exil gemeint. Die Kinder wurden, um ihr Überleben zu ermöglichen, ohne ihre Eltern oder andere Familienangehörige in Gruppen mit Zügen nach England verschickt und dort in Pflegefamilien, Heimen und karitativen Einrichtungen untergebracht. Siehe: Anna Wexberg-Kubesch, „Vergiss nie, dass Du ein jüdisches Kind bist“: der Kindertransport nach England 1938/39, Wien 2013. Weitere Transporte gingen nach Schweden, Frankreich, Belgien, in die Niederlande und in die Schweiz.
- 34 Alijah ist hebräisch und bedeutet „Aufstieg“; ein Synonym für die Einwanderung von Jüdinnen und Juden nach Palästina. Zwischen Mai 1938 und Februar 1940 konnten ca. 2.200 österreichische Jugendliche nach Palästina flüchten und so dem Holocaust entkommen. Siehe: Susanne Urban, Die Jugend-Alijah 1932 bis 1940: Exil in der Fremde oder Heimat in Erez Israel?, in: Exilforschung, Bd. 24, hrsg. v. der Gesellschaft für Exilforschung, München 2006, S. 34–61, hier 47, 58.

dem 10. Dezember 1938 und dem 22. August 1939 zwischen 2.000 und 3.000 österreichische Kinder – in der historischen Forschung divergieren die Zahlen stark – nach Großbritannien gebracht. Großbritannien nahm 77 % der österreichischen jüdischen Kinder auf, die übrigen 23 % verteilten sich auf Holland, Frankreich, Belgien, Schweden und die USA.³⁵

Die Fahrt nach England erfolgte in geschlossenen Zügen durch Deutschland nach Hoek van Holland, einem Stadtteil von Rotterdam. Von dort wurden die Kinder mit dem Schiff nach Harwich an der Südostküste von England gebracht.³⁶ Hier wurden sie übernommen und Aufnahmeeltern zugeteilt. Darüber hinaus gab es sogenannte „Garantiefälle“, bei denen FreundInnen und Verwandte für das Kind bürgten. Die „nicht garantierten Fälle“ wurden auf Kosten eines Rettungskomitees untergebracht.³⁷

Am 10. Dezember 1938 verließ der erste Kindertransport Wien mit 401 Kindern Richtung England und mit 69 Kindern nach Holland.³⁸ Organisation und finanzielle Hauptlast übernahm das *Refugee Children's Movement*. In Wien wählte die Israelitische Kultusgemeinde, Abteilung Kinderauswanderung, die Kinder aus. Die IKG war für die administrativen Vorbereitungen verantwortlich gemacht worden und der Zentralstelle für jüdische Auswanderung sowie der Gestapo reportpflichtig. Die *Society of Friends* (Quäker) wählte konfessionslose sowie christliche Kinder jüdischer Herkunft aus.³⁹

35 Siglinde Bolbecher, Exilbedingungen und Exilkultur in Großbritannien. Eine Einführung, in: Siglinde Bolbecher / Konstantin Kaiser / Donal McLaughlin / J. M. Ritchie, Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien, Zwischenwelt 4, Wien 1995, S. 17–27, hier 24.

36 Claudia Curio, Verfolgung, Flucht, Rettung: die Kindertransporte 1938/39 nach Großbritannien, Berlin 2006, S. 13.

37 Waltraud Kannonier, Zwischen Flucht und Selbstbehauptung: Frauen-Leben im Exil, Linz 1989, S. 42.

38 Wexberg-Kubesch, „Vergiss nie, dass Du ein jüdisches Kind bist“, S. 41 f.

39 Claudia Curio, Flucht, Fürsorge und Anpassungsdruck: die Rettung von Kindern nach Großbritannien 1938/39, in: Exilforschung, Bd. 24, hrsg. v. der Gesellschaft für Exilforschung, München 2006, S. 62–72, hier 62.

Josef Eisinger, der im ersten Jahr der NS-Herrschaft die rasante Entrechtung, Misshandlung und Beraubung der Jüdinnen und Juden miterleben musste, konnte mit einem „Kindertransport“ im April 1939, im Alter von 15 Jahren, von Wien nach Großbritannien entfliehen. Seine drei Jahre ältere Schwester Ilse (sie nahm im Exil den Namen Lesley an) war bereits einige Monate vorher mit einem Affidavit eines Geschäftsfreundes der Familie nach Großbritannien geflüchtet. Josef Eisinger fand zunächst Arbeit als Hilfskraft auf einer Farm in Yorkshire, dann als Abwäscher in einem Hotel in Brighton. In dieser Zeit begann er ein Tagebuch zu schreiben, welches ihm später u. a. als Grundlage für seine Memoiren diente. Seinen Eltern gelang im Spätherbst 1939 buchstäblich in letzter Minute die abenteuerliche Flucht über die Donau und das Mittelmeer nach Palästina.

Die Furcht der Briten, dass sich unter den zigtausenden deutschen und österreichischen Flüchtlingen, die 1938/39 nach England kamen, Nationalsozialisten befinden könnten, stieg nach dem Beginn des 2. Weltkrieges massiv an, und nicht wenige Vertriebene waren mit dem Verdacht der Spionage konfrontiert. Aus diesem Grund wurden ab Mitte September 1939 insgesamt 112 Überprüfungstribunale („*Alien Tribunals*“) eingerichtet, die alle AusländerInnen überprüfen und eine allfällige Internierung entscheiden sollten.⁴⁰ Die meisten Flüchtlinge wurden als EmigrantInnen der Kategorie-C eingestuft, also als dem Gastland gegenüber loyal eingestellt. KommunistInnen wurden oft als staatsgefährliche Personen in die Kategorie A bzw. B (Sicherheitsrisiko) eingeordnet.⁴¹ Mit der Besetzung der Benelux-Staaten und Frankreichs sowie der Gefahr einer deutschen Invasion in Großbritannien erfolgte ab 31. Mai 1940 auch die Internierung von AusländerInnen der Kategorie C.⁴² Darüber hinaus wurden internierte Flüchtlinge zusammen mit Kriegsgefangenen und NS-SympathisantInnen nach

40 Österreichischer im Exil: Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation, hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1992, S. 53; Waltraud Kannonier-Finster / Meinrad Ziegler, Frauen-Leben im Exil: Biographische Fallgeschichten, Wien–Köln–Weimar 1996, S. 76.

41 Bolbecher, Exilbedingungen und Exilkultur, S. 24 f.

42 Österreichischer im Exil: Großbritannien, S. 55.

Kanada und Australien verbracht.⁴³ Im Juni 1940 verließ das erste Schiff mit ca. 400 deutschen und österreichischen Internierten den Hafen von Liverpool in Richtung Kanada. Es folgten noch drei weitere Transporte, von denen einer allerdings – mit dem Schiff *Arandora Star* – im Nordatlantik von einem deutschen U-Boot versenkt wurde.⁴⁴

Auch Josef Eisinger wurde – am 4. Juli 1940 mit dem vierten und letzten Schiff, dem polnischen Passagierdampfer *Sobieski* – nach Kanada verschickt und dort in mehreren Lagern angehalten, wo er als Holzfäller und Zimmermann arbeiten musste. Darüber hinaus konnte er aber seine durch nationalsozialistische Repression, Verfolgung und Flucht unterbrochene Ausbildung in einer Schule fortsetzen, die von Mitgefangenen, hauptsächlich jüdischen Flüchtlingen, geleitet wurde. Eisinger blieb stets das große Glück bewusst, dem Nazi-Terror entkommen zu sein; aufgrund seiner Jugend beschreibt er die Internierung und die vielfältigen Erfahrungen dieser Zeit als bereichernd, zumal er seine engste Familie bald in Sicherheit wusste und sich im offenen Kanada willkommen fühlte.

Nach seiner Entlassung meldete sich Eisinger als Freiwilliger zur kanadischen Armee und begann schließlich seine wissenschaftliche Laufbahn, die ihn vom *Dominion Observatory* in Ottawa an die *University of Toronto* führte, wo er Mathematik, Physik und Astronomie studierte. Ein Stipendium am *Massachusetts Institute of Technology* ermöglichte ihm ein Dissertationsstudium, im Zuge dessen er im Bereich der Kernphysik promovierte. Viele Jahre seines Berufslebens arbeitete er in der Grundlagenforschung der *Bell Laboratories*, der damaligen Forschungsabteilung der Telefongesellschaft AT&T. Anfang der 1960er Jahre verlagerte sich mit Hilfe eines Guggenheim-Stipendiums sein Forschungsinteresse von der Physik auf die Molekularbiologie. Eisinger publizierte in zahlreichen Fachzeitschriften und

43 Eva Kolmer, *Das Austrian Centre. 7 Jahre österreichische Gemeinschaftsarbeit*, London o. J. [1946], S. 8.

44 *Österreicher im Exil: Großbritannien*, S. 56. Siehe dazu auch: Lars-Broder Keil, *Der verhängnisvolle Angriff auf die „Arandora Star“*, <https://www.welt.de/vermischtes/article8758059/Der-verhaengnisvolle-Angriff-auf-die-Arandora-Star.html> [17. 6. 2017].

wandte sich schließlich der Geschichte der Medizin zu. Ein weiteres Guggenheim-Stipendium erlaubte ihm 1977, seine Forschungen zur Geschichte der Bleivergiftung zu intensivieren. Nach dem Ende der AT & T Bell Laboratories setzte er seine Forschungen zur Biophysik als Professor am *Department of Structural and Chemical Biology* der *Mount Sinai School of Medicine* in New York fort.

Nach seiner Pensionierung im Jahr 1998 wandte sich Eisinger wieder der historischen Forschung zu. Er unterstützte seine Frau Styra Avins bei ihren musikgeschichtlichen Arbeiten zu Johannes Brahms und schrieb Beiträge über die vermeintliche Todesursache einer Bleivergiftung bei Ludwig van Beethoven. 2011 legte er die Biografie *Einstein on the Road* vor, die auf den Reisetagebüchern des Nobelpreisträgers 1922 bis 1933 basiert. 2016 folgte das Buch *Einstein at home*.

1996 und 2010 gab Josef Eisinger der Historikerin Andrea Strutz vom Institut für Geschichte der Universität Graz zwei Interviews, die sie ihm Rahmen ihres Video-Projekts „Emigration. Austria – New York“⁴⁵ mit ihm führte, und erzählte damals zum ersten Mal von seiner Jugend sowie der erzwungenen Flucht.⁴⁶ Diese beiden Interviews bildeten den Grundstock für seine 2016 im Eigenverlag veröffentlichten Memoiren mit dem Titel *Flight and Refuge. Reminiscences of a Motley Youth*.

Josef Eisinger, der eine solch dramatische Jugend erliden musste, der die Verfolgung durch die Nationalsozialisten erlebte, allein in ein

45 Die Forschungsergebnisse flossen ein in den Dokumentarfilm „continental divide. geteilte leben. Emigration. Austria – New York“, <http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/zg/cd/cd2.htm> [2. 11. 2018], in dem auch Josef Eisinger zu sehen ist (<http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/zg/cd/movies/cd11.mpg>).

46 Die Historikerin griff in mehreren Publikationen auf diese beiden Interviews zurück. Siehe: Strutz, *Geteilte Leben*, S. 111–141; dies., Sie kamen als „enemy aliens“; dies., *Wohin zurückkehren? Österreichische Flüchtlinge als „feindliche Ausländer“ in Kanada*, in: Waldemar Zacharasiewicz / Manfred Prisching (Hrsg.), *Return from Exile – Rückkehr aus dem Exil: Exiles, Returnees and Their Impact in the Humanities and Social Sciences in Austria and Central Europe*, Wien 2017, S. 61–80.

fremdes Land fliehen und dort zurechtkommen musste, der lange um die Eltern bangte und sich so jung ein neues Leben auf einem fremden Kontinent aufbaute, sah sein weiteres Schicksal als „kaum ein tragisches“ an, sondern schlussendlich als „erfreuliches“, denn er und seine engsten Familienmitglieder „hatten das Glück, den Krieg und die Nazi-Zeit zu überleben und in fernen Städten ein erfüllendes Leben zu finden“. Andere Verwandte – eine seiner Großmütter, eine Cousine und Tanten und Onkeln – wurden aber im Holocaust ermordet. Das Grauen der Shoah blieb ihm Zeit seines Lebens „stets im Bewusstsein haften“.

Peter und Kitty Weinberger unterstützten von 2014 bis 2017 das Projekt des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes „Vertreibung – Exil – Emigration. Die österreichischen NS-Vertriebenen im Spiegel der Sammlung der Rechtsanwaltskanzlei Dr. Hugo Ebner“⁴⁷ – ein wesentlicher Forschungsschwerpunkt des DÖW – finanziell. Im Herbst 2017 trat Peter Weinberger an das DÖW mit der Bitte heran, die 2016 in englischer Sprache mit dem Titel *Flight and Refuge. Reminiscences of a Motley Youth* erschienenen Erinnerungen von Josef Eisinger in deutscher Übersetzung herauszugeben. Die nun vorliegenden Memoiren reihen sich ein in die große Anzahl von Publikationen des DÖW im Bereich der Holocaust- und Exilforschung. Wie der Autor schreibt, ist das Buch eine Kompilation verschiedener autobiographischer Aufsätze, die zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Anlässen verfasst worden waren. In Zusammenarbeit des Autors mit Kitty Weinberger, Claudia Kuretsidis-Haider und Christine Schindler entstand, eng angelehnt an das englische Original, eine erstaunliche Autobiographie, die ebenso gehaltvoll und lehrreich wie spannend zu lesen ist. Manche Erklärungen wurden dem österreichischen und deutschen Publikum angepasst; die verschiedenen Textsorten, darunter ein Vortrag an einer Synagoge, erkennbar belassen.

47 Claudia Kuretsidis-Haider, Österreichische Pensionen für NS-Vertriebene. Die Rechtsanwaltskanzlei Ebner: Akteure – Netzwerke – Akten, Wien 2017.

Das Buch konzentriert sich auf Eisingers Erinnerungen vor allem an die ersten Jahre des Exils und die Odyssee durch die verschiedenen Lager, aber auch seine abenteuerlichen Erlebnisse nach Kriegsende. Die ebenso dramatische Flucht seiner Eltern arbeitet der Autor auch historisch auf. Das Buch ist ein Plädoyer für Weltoffenheit, Vernunft und Menschlichkeit.

Einleitende Bemerkungen zur englischsprachigen Ausgabe 2016

Diese autobiographischen Aufsätze wurden zur Zeit ihrer Niederschrift nicht als Kapitel eines Buches konzipiert; die meisten wurden schon vor Jahrzehnten für meine Familie, Freunde und Bekannte, die sich für meine bunte und bewegte Jugend interessierten, geschrieben. Der Anstoß kam von meiner Tochter Alison, da sie, wie auch ihr Bruder Simon, schon lange an der Geschichte unserer Familie interessiert gewesen war. Ich hoffe, dass diese Erinnerungen die verschiedenen Geschichten, die sie und ihr Bruder seit ihrer Kindheit gehört haben, in einen Zusammenhang bringen. Die möglicherweise törichte Idee, diese in einem Buch zu bündeln, kam mir erst viel später.

Den Kindern und Enkelkindern Geschichten zu erzählen, ist die traditionelle Art, Familiengeschichte zu vermitteln, aber da *Oral history* nach der Weitergabe über Generationen bekanntermaßen sehr ungenau ist, stellt eine niedergeschriebene Geschichte einen verlässlicheren Bericht dar. Zudem sind diese Erinnerungen von gewissem historischen Interesse, da sie die tiefgreifenden Veränderungen, die auch in einem so kurzen Zeitspann eines Lebens stattfinden können, illustrieren. Ich habe manchmal versucht mir vorzustellen, wie das Leben meiner Eltern und früheren Vorfahren durch soziale, politische und technologische Veränderungen im Laufe ihres Lebens beeinflusst worden war. Wäre es nicht nett, dachte ich, ihre Memoiren zu lesen, um die Welt, in der sie lebten, besser zu verstehen? Deshalb drängte ich meinen Vater, seine Erinnerungen aufzuschreiben, und obwohl er nur wenige Seiten niederschrieb, als er schon neunzig war, erzählen sie uns einiges über sein Leben und seine Zeit. Seine Worte sind in Anhang I abgedruckt. Weitere Anhänge befassen sich mit den Ursprüngen der Familie, mit der Flucht meiner Eltern vor den Nazis und mit meinem Berufsleben nach dem Ende meiner jugendlichen Irrfahrten.

Die turbulenten Kriegsjahre und die Emigration, die ich als junger Mensch erlebte, haben den Rest meines Lebens geprägt. Sie haben einen tiefen Eindruck hinterlassen und ich kann mich an viele Be-

gebenheiten dieser Jahre bis heute noch sehr genau erinnern. Es ist kein Wunder, dass die Erinnerungen an die Jahre nach dem Anschluss Österreichs an NS-Deutschland viel deutlicher sind als die an meine friedliche Kindheit.

Was die Vollständigkeit dieser Memoiren betrifft, kommt mir eine Bemerkung Einsteins in den Sinn, auf die ich während meiner Arbeit an *Einstein on the Road* stieß. Im Gespräch mit einem Freund erwähnte Einstein ein Reisetagebuch, das er geführt hatte, und fügte hinzu, dass er die interessantesten Erfahrungen allerdings ausgelassen habe.

Glücklicherweise musste ich mich beim Verfassen dieser Erinnerungen nicht ausschließlich auf mein Gedächtnis verlassen: Ich konnte Familienbriefe einsehen, ebenso ein Tagebuch, das ich einige Jahre, kurz nach der Flucht, geführt hatte. Natürlich verwendete ich – neben vorhandener Literatur – auch Erinnerungen meiner Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, besonders die meiner Schwester Lesley Wyle, auch meiner Cousinen Hannah (Hanni) Sherman und Frieda Redlich sowie meines Cousins Erich Eisinger und anderer Verwandter und Freunde.

Zum Glück bin ich obendrein im Besitz einiger Tonbandaufnahmen mit meinen Eltern. Ich machte diese Aufnahmen 1967, als ihre Erinnerungen noch frisch waren. Diese Gespräche wurden später von Lesley niedergeschrieben und übersetzt und erschienen in ihrer eigenen schönen Biographie *Preserving the Past*. Sie sprachen über ihre Jugend in Skotschau und in Kostel, ihre Erfahrungen während des Ersten Weltkriegs, ihr Leben in Wien und ihre dramatische Flucht aus dem von den Nazis besetzten Wien zu Beginn des Zweiten Weltkriegs. Ich machte diese Tonbandaufnahmen auf einem Uher-Spulengerät, das meine Frau Styra und ich erworben hatten, um 1965 auf einer Balkanreise mit unserem SAAB bulgarische Volksmusik aufzunehmen. Es war eine faszinierende Reise, aber die Beatles hatten den Balkan schon erobert und echte Volksmusik war schwer zu finden.

Die vorliegenden Erzählungen erstrecken sich von meiner Geburt bis zu meinen Studententagen. Die Kapitel über die folgenden 70 Jahre bleiben ungeschrieben, nicht weil sie ereignislos waren oder ohne Abenteuer, aber das Leben, das sie beschreiben würden, wäre nicht untypisch für das eines Akademikers im Amerika des 20. Jahrhunderts.

Einige Vorlieben aus meiner Jugend prägten auch meine späteren Jahre: So unternahm unsere Familie immer gerne Camping-, Wander-, Segel- und Kajakausflüge; sie ist sehr naturverbunden. Auf unserem fünf Hektar großen Laubholzwald auf dem Musconetcong Mountain in New Jersey, einem Anwesen, das wir Cleehill nennen, stehen, außer dem Holzwohnhaus, einige von mir gebaute Hütten und Schuppen, die auf die Zimmermann- und Holzfällerfertigkeiten zurückgehen, die ich während meiner Internierung in Kanada erworben hatte. Wir heizen das Haus immer noch mit Brennholz, das wir jedes Jahr fällen und spalten, und wenn ich unseren Gemüsegarten aufharke, steigen Erinnerungen an meine landwirtschaftliche Tätigkeit in Yorkshire in mir hoch. Aber im Herzen bin ich ein leidenschaftlicher Stadtmensch geblieben, der sich in unserem anderen Familienhaus, Minetta Banks genannt, am meisten zuhause fühlt. Es ist ein gemütlicher Ziegelbau aus dem Jahr 1820 in Greenwich Village, den Styra und ich gewissenhaft renoviert und in dem wir unsere zwei Kinder großgezogen haben – eine Oase inmitten der Stadt, in der wir seit über 50 Jahren wohnen.

Diese ungeschriebenen Kapitel würden von meiner planlosen Suche nach einem Platz in der Neuen Welt berichten, in die ich mich – alleine und noch ein Bub – verpflanzt fand, von der Bewältigung romantischer, manchmal schmerzlicher Episoden der Jugend und vom Auf und Ab meines beruflichen Lebens. Diese Kapitel würden auch über mein großes Glück berichten, die unvergleichliche und geliebte Styra als meine Frau und Kameradin gefunden zu haben, mit der ich zwei Zuhause geschaffen und unsere zwei großartigen Sprösslinge großgezogen habe – jedoch ohne jemals meine einzelgängerischen Wege ganz aufzugeben zu haben.

Mein Leben als Wissenschaftler, das im letzten Anhang umrissen wird, hat sicherlich meine Weltanschauung und meine Sicht der menschlichen Gesellschaft, die ich seit jeher interessiert beobachte, beeinflusst. Ich bin ein eingefleischter Skeptiker, der ohne verlässlichen Nachweis Wenigem Glauben schenkt. Meine und Styras historischen und biographischen Forschungen haben mich tief in das Leben faszinierender Persönlichkeiten gezogen, von Albert Einstein und

Johannes Brahms zu Ludwig van Beethoven und Eberhard Gockel, einem obskuren Ulmer Arzt des 17. Jahrhunderts (mehr über ihn in Anhang IV). Alle diese Personen haben einen prominenten Platz in unserem Haus eingenommen, manche von ihnen viele Jahre hindurch.

Aber ich schwenke vom Kern dieser Memoiren ab: wo die Reise meines Lebens begann und welche unvorhersehbaren Umstände seinen Kurs beeinflussten. Rückblickend kann ich mich besser an glücklichere Zeiten als an leidvolle erinnern – von denen ich einige erlebt habe. Auch mein Vater hatte eine heitere, optimistische, aber gleichzeitig fatalistische Weltsicht, die in folgenden zwei Geschichten zum Ausdruck kommt: Ein Ehepaar kommt zum Rabbi und bittet ihn, einen Streit zu schlichten. Nachdem er der Frau zugehört hat, gibt der Rabbi ihr Recht; dann hört er die Geschichte des Mannes und sagt ihm, dass er Recht habe. Als daraufhin ein Beobachter fragt, wie er beiden Recht geben kann, spricht der Rabbi: Sie haben auch Recht!

In der anderen Erzählung kommt ein Reisender in ein Gasthaus in Südtirol und nimmt ein Zimmer. Als er zum Abendessen herunterkommt, beobachtet er die Ankunft eines weiteren Reisenden, der sich wegen eines Zimmers erkundigt. Etwas später fragt der erste Gast den Wirt, warum er für sein Zimmer 100 Kronen bezahlt, während der neue Gast nur 50 Kronen zahlen muss. Der Wirt zuckt mit den Schultern, breitet seine Arme aus und antwortet: „*E fortunato!*“ (Er hat Glück!)

Auch ich war *fortunato*: Ich hatte Glück, dass ich und meine unmittelbare Familie Hitler und den zerstörerischen Krieg überlebten, hatte Glück im Rückblick auf ein erfülltes Berufsleben, das finanzielle Sicherheit brachte und mir gleichzeitig eine befriedigende Einsicht in unsere erstaunliche Welt ermöglichte; Glück, da ich mich nach neun Jahrzehnten relativ guter Gesundheit erfreue und seit über fünfzig Jahren von einer liebevollen Familie umgeben bin, die kürzlich durch zwei prächtige Enkelkinder erweitert wurde.

Ich bin An Diels dankbar, dass sie mir geholfen hat, diese Reihe von Aufsätzen in einem Buch zusammenzufassen, und ich danke Alison und Simon Eisinger für ihre Hilfe beim Redigieren und für

viele Diskussionen. Bevor ich es abschlieÙe, nütze ich die Gelegenheit noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Meine beiden Enkel, jetzt neun und sieben, haben sich schon zu kleinen Persönlichkeiten entwickelt – und ich bin immer noch da. In den kommenden Jahren werden sie vielleicht noch eine entfernte Erinnerung an ihren eigenartigen Großvater, den sie Papa nennen, haben, der sie von der Schule abholte, mit ihnen auf seinem 60 Jahre alten Traktor über die bewaldeten Pfade in Cleehill fuhr und der ihnen beibrachte, wie man Wiener Schnitzel macht.

Mein zweites Buch über Einstein, *Einstein at Home*, wurde gerade veröffentlicht – es hinterlässt eine große Lücke in meinem täglichen „Stundenplan“. Die Arbeit an dem Buch brachte mich dem Menschen Einstein und auch den Mendels, mit denen ich eine Zeitlang lebte, noch näher und erinnerte mich an die besondere Rolle, die sie in meinem Leben gespielt haben.

Umgeben von einer innig verbundenen Familie und einem schrumpfenden Freundeskreis, bin ich mir zunehmend meiner Rolle im letzten Akt eines Theaterstücks bewusst. Ich genieÙe diese Rolle immer noch, obwohl die Klänge von Haydns Abschiedssymphonie hinter den Kulissen hörbar sind.

New York, Juni 2016

1. Kindheit in Wien

Meine Familie

Ich wurde am 19. März 1924 geboren und lebte die darauffolgenden 15 Jahre an derselben Adresse im 3. Wiener Gemeindebezirk, Reiserstraße 29, in einem anmutigen fünfstöckigen Art-déco-Haus der Jahrhundertwende. Der kunstvolle Eingang war von Säulen mit Engelskulpturen (echten Putti) umrahmt und das große, ornamentale, bronzeverkleidete Eingangstor war so schwer, dass ich mich sehr gut an den stolzen Tag erinnere, an dem ich es zum ersten Mal alleine öffnen konnte. Nach dem Untergang der Habsburgermonarchie am Ende des Ersten Weltkriegs führte der Zuzug vertriebener Militärs, Beamter und Flüchtlinge der riesigen verloren gegangenen Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie zu einer großen Wohnungsnot in Wien. Mein Vater aber hatte – kurz nachdem meine Schwester Lesley (damals Ilse) am 7. Jänner 1921 geboren worden war – das große Glück, eine geräumige Wohnung in einer begehrten Gegend erwerben zu können. Lesley war drei, als ich zur Welt kam, und man hatte ihr gesagt, dass sie ein Stück Zucker aufs Fensterbrett legen solle, um den Storch anzulocken, der ihr einen kleinen Bruder bringen würde. Sie sah mich erstmals im Sanatorium Löw und erinnerte sich später an eine mit Spitzen ausgelegte Wiege und eine Nonne mit einer riesigen Haube, die sich über mich beugte. Als Lesley Mutti fragte, warum sie mitten am Tag im Bett liege, erklärte Mutti, dass sie während meiner Geburt vom Storch ins Bein gebissen worden wäre.

Mein Geburtsdatum hatte immer eine besondere Bedeutung für mich, da ich es, wie auch meinen Vornamen, mit meinem Großvater väterlicherseits Josef Eisinger teile, den ich nicht gekannt habe, der allerdings ein einigermaßen sagenumwobener Bürger von Kostel (Südmähren, heute Podivín, Tschechien) gewesen war, der angestammten Heimat der Eisingers. Sein Spitzname war „Rüderer“ gewesen – vermutlich hatte er manche Aufregung verursacht. Der 19. März ist darüber hinaus der Namenstag des heiligen Josef, des Ehemannes Marias, der auch als Nährvater Jesu bekannt ist. Der Tag wird im vorwiegend

katholischen Österreich als Feiertag begangen, so wie auch im italienischen Stadtteil Greenwich Village, New York, wo Rocco's Bäckerei auf der Bleecker Street die traditionellen *San Giuseppe Zeppole* anbietet.

Während jüdische Kinder traditionellerweise nach ihren verstorbenen Großeltern benannt werden, hat der Name Josef zudem eine besondere historische Bedeutung. Er bezieht sich auf den aufgeklärten österreichischen Kaiser Joseph II., der 1782 auch die mährischen Juden emanzipiert hat und sie in der Folge verpflichtete, deutsche Nachnamen anzunehmen (bis dahin führten Juden und Jüdinnen keine festen Familiennamen). Mein Vorfahre Markus Löbisch, der in der mährischen Stadt Kostel geboren wurde und auch dort gestorben ist, änderte seinen Namen auf Markus Eisinger, was ihn dadurch zum Ur-Eisinger macht. Zwei Jahre später bekamen Markus und seine Frau Eleonora (als Elkele bekannt) einen Sohn und nannten ihn – keineswegs überraschend – zu Ehren des Kaisers Josef, was auch viele andere jüdische Eltern damals taten. Dieser Josef Eisinger verbrachte sein ganzes Leben in Kostel und war der Großvater von Josef (Rüderer) Eisinger aus Kostel und Lundenburg, meinem Großvater.

Ich wurde in einen Haushalt geboren, der aus meinen Eltern, Rudolf und Grete, meiner Schwester Ilse (sie änderte ihren deutschen Namen während des Zweiten Weltkriegs auf Lesley) und Ida Weihing, in der Familie Idi genannt, bestand. Idi war unsere Haushälterin, Gouvernante, Köchin oder, wie man das damals bezeichnete, das Faktotum. Durch die Übernahme all dieser Aufgaben durch Idi konnte meine Mutter im Familienunternehmen arbeiten, das Meeresschwämme, Chamois-Leder, Luffas-Waschschwämme und verschiedene andere Toiletteartikel importierte und vertrieb. Daher verbrachte ich den Großteil meiner Kindheit mit Idi und nicht mit meiner Mutter. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist, dass ich auf Idis Schultern saß, während sie das Essen zubereitete, und so als Beobachter von oben meine Grundkenntnisse des Kochens und Backens erwarb.

Sprachlich war ich ein Nachzügler und beschloss, bis zu meinem dritten Lebensjahr nicht zu sprechen (eine Unlust, die ich mit Einstein teile), was meine Mutter veranlasste, einen Spezialisten zu konsultie-

ren. Dennoch spielte ich gerne Kinderspiele und auch dazugehörnde Gedankenspiele. Lesley erinnerte mich an meine Begeisterung für den kleinen Leiterwagen, mit dem ich meine einzige Puppe namens Friedolin herumführte. Ich hatte genug Eisenbahnschienen, um das ganze Kinderzimmer, das ich mit Lesley teilte, auszulegen, und ich schätzte jeden neuen Waggon für meinen Zug, der durch eine Sprungfeder betrieben wurde – elektrische Eisenbahnen waren zu der Zeit noch eine große Seltenheit. Ich spielte auch gerne mit meinem Matador – Holzblöcke mit Löchern, mit denen man erstaunliche Konstruktionen, manche sogar mit beweglichen Teilen, bauen konnte. In der Tür zu unserem Zimmer hing ein Boxsack, da ich Interesse am Boxen entwickelt hatte. Ich erinnere mich, dass ich meinen Wecker auf drei Uhr früh gestellt hatte, um 1936 die Übertragung des berühmten Boxkampfes aus New York zu hören, in dem Joe Louis Max Schmeling in der ersten Runde k. o. schlug. Dieser Titelkampf war von der politischen Lage überschattet, da die Nazis in Deutschland bereits an der Macht waren und Schmeling als Personifizierung des unbesiegbaren Deutschen priesen. Lesley und ich hatten beide einen hölzernen Tretroller, Triton genannt, und sie spielte gerne Diavolo, ein Geschicklichkeitsspiel, das damals alle Mädchen im Park besonders liebten.

Mit einer älteren Schwester aufzuwachsen ist, wie einen persönlichen Reiseführer durch das Leben zu haben, was ich später auch bei meinen eigenen Kindern beobachten konnte. Als Lesley und ich klein waren, bekamen wir zum Nachtmahl immer Grießbrei, und als Anreiz, diesen aufzuessen, gab Idi immer ein Stück Schokolade in die Mitte des Tellers, sodass man zu dem Leckerbissen kam, wenn man vom Rand des Tellers in einer Spirale bis zur Mitte löffelte. Das hätte zumindest ein braves Kind wie ich getan, meine ältere und weisere Schwester allerdings sagte: „Sei nicht so blöd, geh schnurstracks zur Mitte!“

Mein Vater wurde 1883 – ein Jahrhundert nach dem Toleranzpatent – in Göding, Mähren (heute Hodonin in der Tschechischen Republik), geboren; aber der wirkliche Familiensitz der Familie Eisinger ist seit dem 18. Jahrhundert die nahegelegene Stadt Kostel, etwa 70 Kilometer nördlich von Wien. Im Zuge der Emanzipation

der österreichischen Juden und Jüdinnen zog es Papa so wie andere unternehmungslustige junge Leute nach Wien, in die Hauptstadt des Habsburgerreiches, wo es viel mehr Möglichkeiten als in der Provinz gab. Nachdem er seinen Militärdienst in einem ungarischen Artillerieregiment abgeleistet hatte, arbeitete er als Verkäufer für ein Importgeschäft von Schwämmen, eine Arbeit, für die er mit seinem persönlichen Charme besonders geeignet war. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde er wieder einberufen und diente an der russischen Front. Er wurde verwundet und erhielt die Tapferkeitsmedaille, bevor er 1918 wegen Herzrhythmusstörungen entlassen wurde. Glücklicherweise leistete ihm sein Herz in den folgenden 60 Jahren gute Dienste und ich hoffe, dass ich diese gute Eigenschaft geerbt habe.

Als Papa 1912 von seiner ersten dreijährigen Dienstverpflichtung zurückkehrte, löste sein Arbeitgeber sein Versprechen, ihn zum Partner zu machen, nicht ein, worauf mein Vater seinen eigenen, sehr ähnlichen Laden am Rennweg im 3. Wiener Gemeindebezirk eröffnete. Die Geschäfte gingen gut und innerhalb kürzester Zeit konnte er an eine bessere Adresse im Herzen Wiens, auf den Hohen Markt 12, übersiedeln. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach und er einberufen wurde, konnte er sein Geschäft dank der Hilfe seiner Schwester Mathilde aufrechterhalten.

Am Ende des Krieges war das große Habsburgerreich auf eine kleine Alpenrepublik zusammengeschrumpft. Papa war fast 40, und nach sieben Jahren in Uniform war er noch immer ledig. Ein Heiratsvermittler lenkte die Aufmerksamkeit der Familie Lindner, die in Skotschau, Oberschlesien, ansässig war, auf ihn – als gute Partie für deren Tochter Grete. Unwillig, „die Katze im Sack zu kaufen“, nahm meine spätere Mutter den Zug nach Wien und besuchte inkognito Papas Geschäft. Sie wurde von Papa bedient, kaufte einen Schwamm und gewann während dieser Transaktion einen so guten Eindruck von ihm, dass sie bald darauf seinen Heiratsantrag annahm. Sie heirateten am 30. Dezember 1919 in der Synagoge ihrer Heimatstadt Skotschau (jetzt Skoczów in Polen). Das Textilgeschäft der Familie Lindner am dortigen Marktplatz war 1820 gegründet worden und die Lindners waren angesehene Bürger. Mutti kam zur Trauung in einer Kutsche, die

ihr vom katholischen Priester zur Verfügung gestellt wurde, und die frisch Vermählten verbrachten ihre Hochzeitsreise in Deutschland. Sie besuchten Hamburg und einige andere deutsche Städte – eine eigenartige Wahl, da es in der jungen Weimarer Republik oft politische Unruhen gab und die Inflation ungezügelt war.

Mutti war 10 Jahre jünger als Papa. Von früher Jugend an war sie im Textilgeschäft der Familie tätig gewesen. Ihre Kindheit kann nicht sehr fröhlich gewesen sein, da sie sich an keine Zeit erinnern konnte, in der sie nicht gearbeitet und im Geschäft ausgeholfen hatte. Als Jugendliche verkaufte sie Stoffe auf den Märkten nahegelegener Städte, zu denen sie mit einer Kutsche, beladen mit Stoffballen, fuhr. Als der Erste Weltkrieg ausbrach und die meisten Männer einberufen wurden, war sie einundzwanzig und hatte die schwierige Aufgabe, die zunehmend knappe Ware, die man für den Familienbetrieb benötigte, aufzutreiben und zu kaufen. Eine Zeit lang betrieb sie auch ein zweites Geschäft, das die Lindners in der bedeutend größeren Stadt Teschen (Cieszyn im heutigen Polen), 25 km von Skotschau entfernt, eröffnet hatten. Ihre Mutter leitete das Familiengeschäft und zu ihrem Vater Leopold hatten Mutti und ihre fünf Geschwister nur wenig Kontakt. Mutti erinnerte sich an ihn als sehr verschlossen und noch dazu schwerhörig. Man wies sie an, ihn niemals zu stören, da er „Sorgen habe“. Als ich sie nach Vergnügungen in ihrer Kindheit fragte, fiel ihr keine ein. Auch in späteren Jahren war mangelnder Ernst nicht ihre Eigenschaft und es war gut, dass Papas unverwüstlicher Optimismus und seine gute Laune ihr gemeinsames Leben in Balance hielten. Mutti verlor niemals ihre Sympathie für im Handelsgewerbe Tätige und ihr Leben lang konnte sie kaum an einem Straßenhändler vorbeigehen – wissend, dass sie seinen Tag durch einen Kauf verschönern konnte.

Während des Ersten Weltkriegs erhielt Mutti die behördliche Erlaubnis, ihren Bruder Siegfried, der als Offizier an der russischen Front – 160 km östlich von Skotschau – diente, zu besuchen. Sie erzählte mir, was für eine besondere Erfahrung es gewesen war, die einzige junge Frau unter den Offizieren im Kriegsgebiet zu sein – es muss ziemliches Aufsehen verursacht haben. Sie wohnte bei einer örtlichen

jüdischen Familie, aber ihr liberaler, deutschsprachiger Hintergrund hatte sie nicht auf diese frommen Gastgeber in Galizien vorbereitet – orthodoxe Juden, die Jiddisch sprachen und Kaftan und traditionelle Pelzhüte trugen.

Mit Muttis Geschäftssinn und Papas Energie, Charisma und Fachwissen – er war stolz, ein gerichtlich beeideter Sachverständiger für Schwämme zu sein – gedieh ihr Geschäft auch während der Wirtschaftskrise der 1920er und -30er Jahre, wenngleich in bescheidener Weise. Papa reiste durch die österreichischen Bundesländer und auch in Gebiete der ehemaligen Habsburgermonarchie, die sich nun in Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien befanden. Ich glaube nicht, dass es ein Toiletteartikelgeschäft oder eine Parfümerie in Österreich gab, die er im Laufe seiner Reisen nicht besucht hat. Gelegentlich kam ein schnurrbärtiger griechischer Großhändler zu Besuch, und Papa bemerkte humorvoll, dass es eines Griechen bedurfte, um einen Juden übers Ohr zu hauen. Das Detailgeschäft, das hauptsächlich in Muttis Händen lag, führte natürlich Meeresschwämme (synthetische gab es noch nicht), Chamois, aber auch Parfum, Eau-de-Cologne, Haarbürsten, Kämmе, Luffas, Korken jeder Größe und Form, die sorgsam in dutzenden Laden angeordnet waren, auch Waschlappen, Bürsten und andere Toiletteartikel, manche von Papa entworfen und hergestellt.

Frühe Erinnerungen

Als Bub hielt ich mich gern in Papas Geschäft auf und ich fühlte mich erwachsen, als ich in das Geschäftswesen eingeführt wurde. Papa lehrte mich die verschiedenen Schwämme zu unterscheiden, woher sie kamen, auch wie man sie reinigte, bleichte und formte, bevor sie verkauft wurden. Die hochwertigsten Schwämme kamen in großen, flachgepressten Ballen von den griechischen Inseln. Sie waren dunkelbraun und ganz platt und zu meiner Freude enthielten sie alle möglichen Muscheln, getrocknete Seepferdchen und andere Meeresbewohner. Obwohl das Geschäft eine gewisse exotische Atmosphäre hatte und ich

mich gerne dort aufhielt, konnte ich mir nicht vorstellen, in Papas Fußstapfen zu treten, hatte aber auch noch keinen anderen Zukunftsplan.

Das Geschäftslokal war am Hohen Markt, einem alten Platz im Zentrum Wiens, wo sich vor fast 2000 Jahren das römische Lager Vindobona befunden hatte. Im Mittelalter stand dort das Rathaus und es war auch der Ort der öffentlichen Hinrichtungen. Der Eingang zum Geschäft lag fast direkt unter der berühmten Ankeruhr, einer dekorativen Uhr auf der Verbindungsbrücke zwischen zwei Gebäuden, die sich in einer Seitenstraße gegenüberstehen. Die Uhr ist bis heute eine Touristenattraktion, und jeden Tag um 12 Uhr finden sich viele Menschen ein, um den Durchlauf der bunt geschmückten historischen Figuren zu beobachten, die mit musikalischer Begleitung über das Ziffernblatt gleiten.

Das Büro unseres Geschäfts zog mich als Kind magisch an. Ich war fasziniert von den (mechanischen) Schreibmaschinen und den Büchern mit Registern zur Aufbewahrung von Brief- und Steuermarken. Wie die meisten Buben damals war ich ein begeisterter Markensammler. Die zwei Stockwerke unterhalb des Straßenniveaus, als Souterrain bezeichnet, waren Lager und Werkstätten zur Verarbeitung der Schwämme. Nachdem die Schwämme gründlich eingeweicht und gewaschen waren, wurden sie in großen Bottichen mit händisch betriebenen Wringmaschinen auf verschiedene Braun- und Gelbtöne gebleicht. (Da Hydrochlor- und Perchlorsäure, die nicht ganz harmlos sind, zum Bleichen verwendet wurden, hielten die naturbraunen Schwämme länger als die gebleichten.)

Ich erinnere mich noch immer an den charakteristischen chemischen Geruch der Werkstatt im Souterrain, die unter der Leitung von Herrn Hoffmann stand, der viele Jahre für meinen Vater arbeitete. Papa lehrte Lesley und mich die Kunst, die Schwämme mithilfe von Scheren in eine gefällige Form zu stutzen, ohne ihre Größe unnötig zu verringern. Seine freundliche und umgängliche Art überdeckte die Tatsache, dass er ein Perfektionist bei allem war, das er in die Hand nahm. Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie er die Form und Porigkeit eines Schwammes mit dem kritischen Blick eines Bildhauers betrachtete. Einer seiner bevorzugten Sprüche war: „Wenn schon, denn

schon!“ Ein anderer: „Aus nix wird nix.“ Obwohl er nur acht Schuljahre absolviert hatte, war er ein exzellenter Stenograph und Buchhalter, ein schneller Rechner und gelegentlicher Erfinder.¹

Papas Kindheit in Zistersdorf war wahrscheinlich nicht viel glücklicher als Muttis in Skotschau. Mit zehn Jahren kam er ins Gymnasium nach Wien, konnte aber nur ein Jahr bleiben, dann schickte ihn seine ältere (und sehr launische) Schwester Mathilde, mit der er in der großen Stadt gewohnt hatte, nach Zistersdorf zurück, um dort die Schule zu beenden. Das verzieh ihr Papa nie.² Papas Mutter Anna war, wie man mir erzählte, sehr religiös und bei denen, die sie kannten, unbeliebt. Ich hoffe, dass er bei seinem Vater, Josef Rüderer, Trost fand, da man diesem die Gutmütigkeit nachsagte, die ein Markenzeichen vieler Eisingers ist.

Das Geschäft war 20 Minuten zu Fuß von unserer Wohnung in der Reiserstraße entfernt und Papa und Mutti kamen meist zum Mittagessen nach Hause, wonach Papa immer ein Schläfchen, Napetzer genannt, hielt. Das Mittagessen war üppig und schloss immer eine Nachspeise mit ein: süße Nudeln (dicke, handgerollte Nudeln mit Zucker, Zimt, Mohn oder gemahlener Nüssen), Kaiserschmarren oder Maril-

- 1 Seine ambitionierteste Erfindung war ein Rotationsexplosionsmotor. Nach dem Anschluss 1938 bat er mich, Pläne für diesen Motor bei der französischen Gesandtschaft in Wien abzugeben, in der Hoffnung, dass er dadurch ein Visum bekommen könnte.
- 2 Trotz der bitteren Gefühle, die er gegen sie hegte, kümmerte Papa sich immer um seine neurotische ältere Schwester. Als Lesley und ich Kinder waren, kam Tante Mathilde jede Woche zu uns, um ein Bad zu nehmen. Ihre Besuche waren beängstigend, da sie etwas paranoid war und leicht auf uns böse wurde, wenn wir sie neckten oder ihr widersprachen. Als sie jung war, war sie gemeinsam mit ihrer Schwester Hanni in die USA ausgewandert, wo es ihnen gut ging, aber ihre Mutter Anna bestand darauf, dass sie nach Kostel zurückkehrten, um zu heiraten. Großmutter Anna wurde vorgeworfen, sie mit ungeeigneten Ehemännern unglücklich gemacht zu haben, obwohl das auch an der bescheidenen Mitgift gelegen haben könnte: Hanni wurde an einen Buckligen verheiratet und Mathilde an einen Schurken, der sie bald nach der Zeugung einer Tochter, Fritzi Tannenblatt, verließ. Hanni und Mathilde starben im Holocaust, aber Fritzi überlebte und ihr Enkel Martin Gewing lebt in Los Angeles.

lenknödel. Am Abend gab es aber meistens ein bescheidenes kaltes Nacht Mahl mit Tee, Brot und Butter, Käse, Sardinen oder Hering, gefolgt von Kompott oder frischem Obst. Am Freitagabend war das gewöhnliche Sabattessen Eingemachtes, Gans in Stücken gekocht, mit einer Dill- oder Schwammerlsauce serviert. Alle Teile der Gans wurden verwendet. Der Hals wurde gefüllt und kalt, in Scheiben geschnitten, gegessen, die Leber wurde kurz gebraten und dünne Scheiben der ausgekühlten Leber waren ein beliebter Belag auf einem mit Gänsefett beschmierten Stück Brot. Aus der Haut der Gans wurden Schmalz zum Kochen und auch Papas Lieblingsjause, Grammeln, gemacht. Er liebte auch die Wiener Spezialität gekochtes Rindfleisch, besonders das Mark, das er salzte und auf einer Scheibe des köstlichen Wiener Schwarzbrot („Ankerbrot“) aß, eine Delikatesse, die ich noch immer vermisste. Papa liebte auch Penetzl, das aus einer mit Knoblauch eingeriebenen Brotscheibe, die in etwas Fett angebraten wurde, bestand – eine Köstlichkeit, die wahrscheinlich noch aus seiner Jugendzeit stammte. Und ich teile mit ihm die Leidenschaft für Milchrahmstrudel, auch Millirahmstrudel genannt.

Unsere Wohnung in Wien war nur ein paar Häuser von drei Parks entfernt, von denen Lesley und ich ausgiebig Gebrauch machten. Ich erinnere mich, dass ich *London Bridge is falling down* und *Let us go gathering nuts in May* im Modena-Park spielte, als ich vier oder fünf Jahre alt war und im Englischen Kindergarten zur Gruppe von Else Liebmann gehörte. Unsere immer praktisch veranlagte Mutti hatte Lesley und mich eingeschrieben, damit wir frühzeitig eine Fremdsprache erlernten – sie hatte den richtigen Überlebensinstinkt in einer ungewissen und feindseligen Welt. Als ich etwas älter war, spielte ich oft Fußball im Modena- oder Arenberg-Park, auch im Stadtpark, wo es damals aber die heutigen eingezäunten Plätze mit richtigen Toren noch nicht gab.³

3 Wir spielten *Köpfeln* im Stadtpark: Je zwei Bäume dienten als Tore und man musste versuchen, vom eigenen Tor aus mit dem Kopf in das gegnerische Tor zu treffen. Man durfte mit Händen oder Füßen abwehren, aber wenn man es mit dem Kopf tat, hatte man einen Freiköpfler von der Mitte zwischen den Toren.

Ich war weder anfällig für Unfälle noch für Krankheiten, hatte aber zweimal Scharlach – zumindest wurde das so diagnostiziert. Beim ersten Mal war ich sehr klein und, wie damals üblich, war ich einige Wochen in Quarantäne in einem Spital, wo ich zusammen mit Idi in einem Privatzimmer untergebracht wurde. Das zweite Mal war ich zehn und blieb mit Idi zu Hause, während der Rest der Familie ausziehen musste. Ich erinnere mich an Besuche von Schulfreunden, die am Trottoir vor dem Haus standen, während ich mich aus dem Fenster beugte, um mit ihnen zu plaudern, und mich gut dabei fühlte. Mit drei Jahren hatte ich einen Blinddarmdurchbruch, was damals, vor der Anwendung von Antibiotika, sehr gefährlich war. Ich wurde ins Spital gebracht und von Professor Lorenz operiert, den Mutti anbetete und als „eine Kapazität“ bezeichnete, das größte Lob, das sie jemandem zusprach. Sie war eine sehr hingebungsvolle und aufmerksame Mutter, und Lesley erinnert sich, dass wir, als wir sehr klein waren, immer Bekleidung von Bittmann trugen, dem angesehensten Kindermodengeschäft Wiens. Als ich etwas älter war, schockierte ich meine Mutter mit meiner Vorliebe für Lederhosen, denen ich den richtigen Glanz verlieh, indem ich meine fettigen Finger an ihnen abwischte.

Am liebsten spielte ich Fußball. Ich verfolgte begeistert, so wie die meisten Österreicher, das Schicksal des vielgerühmten „Wunderteams“ – die erste Mannschaft vom Kontinent, die ein englisches Team schlug. Wenn ein Ländermatch gespielt wurde, kam das Leben in Wien fast zum Stillstand. Die Leute versammelten sich vor Geschäften und hörten über Lautsprecher die Radioübertragung (Fernsehen gab es noch nicht). Ich war auch ein leidenschaftlicher Wölfling und später Pfadfinder. Meine Gruppe traf sich einmal pro Woche in einem Kellerlokal am Arenbergplatz, wo wir lernten, verschiedene Knoten zu binden und mit Morseschrift und Semaphor zu kommunizieren, aber hauptsächlich erinnere ich mich, dass wir gemeinsam sangen. Wir machten viele Tagesausflüge und manchmal auch längere Campingausflüge. Erstaunlicherweise hat es das Internet möglich gemacht, den Kontakt mit einigen überlebenden Pfadfindern wiederaufzunehmen. 2000 besuchte ich einen von ihnen in Australien und bin in ständigem Kontakt mit einem anderen, Walter Wohlfeiler, der in

Los Angeles lebt. Wann immer ich in Wien bin, treffe ich mich mit einem dritten: Martin Vogel. Wohlfeiler schickte mir Photographien und sogar die Kopie des Logbuches unseres Truppenführers, das mir ermöglichte, unsere Wanderausflüge noch einmal zu erleben; besonders erinnere ich mich an einen Ausflug auf den Schneeberg 1932, als sich unsere Pfadfindertruppe beim Abstieg verirrte und wir nur knapp einem Unglück entgingen.

Die Schule faszinierte mich weniger, aber die engen Freundschaften mit Klassenkameraden wie Felix Weitzman oder Guido Colm im Gymnasium waren mir sehr wichtig. Ich besuchte vier Jahre lang die Knabenvolksschule in der Strohgasse, gleich bei unserem Haus, erinnere mich aber nur an den Stellenwert, der damals der Schönschrift eingeräumt wurde. Ihr wurde höchste Bedeutung für die zukünftige Karriere zugeschrieben (während man heute diskutiert, ob Schreibrschrift überhaupt noch unterrichtet werden soll). Man erzählte mir, dass ich am ersten Tag nach den Ferien zu meiner mütterlichen Lehrerin, Frau Uchatius, lief und ihr einen Kuss gab – das muss die Dame ziemlich überrascht haben. Aber meine frühe Schulzeit war eigentlich nicht glücklich, denn Lesley erinnert sich, dass mir vor der Schule häufig übel war und ich erbrach.

Am Heimweg von der Schule, als ich sieben oder acht war, begegnete ich in der Reiserstraße zum ersten Mal Antisemitismus. Ich hatte eine Auseinandersetzung mit einem Klassenkameraden und als er mich als „Saujude“ beschimpfte, war ich zuerst überrascht und schlug ihn dann nieder. Das löste einen Tumult aus, der dem Schuldirektor zu Ohren kam, der darauf meine Mutter in die Schule bestellte.

Gymnasium

Mit zehn Jahren machte ich die Aufnahmeprüfung in das Akademische Gymnasium, ein hochangesehenes humanistisches Gymnasium (mit Griechisch und Latein als Pflichtfächer), das im 17. Jahrhundert gegründet worden war und in einem wunderschönen neugotischen Gebäude am Beethovenplatz untergebracht ist. Ich erinnere mich an

die Aufregung, als ich am festgelegten Tag im Frühjahr zur Schule ging und meinen Namen auf der Liste der aufgenommenen Schüler fand, die am üppig verzierten Eingangstor der Schule angeschlagen war (Schülerinnen gab es damals noch nicht). Die Schule zählt viele angesehene Namen unter ihren ehemaligen Schülern, darunter Franz Schubert, Hugo von Hofmannsthal, der Librettist der Oper *Der Rosenkavalier*, und auch drei berühmte Physiker: Ludwig Boltzmann, Lise Meitner (die an der Schule maturierte, aber nie reguläre Schülerin war) und Erwin Schrödinger. Die Schulen waren damals nach Geschlechtern getrennt, und erst bei meinem kurzen Besuch eines kanadischen Gymnasiums viele Jahre später hatte ich die seltsame und verwirrende Erfahrung, mit Mädchen in derselben Klasse zu sitzen. Das Akademische Gymnasium liegt an einem kleinen Park, der von einem Beethovendenkmal in seinem Zentrum beherrscht ist. Im Winter lieferten wir Buben uns lebhaftige Schneeballschlachten, wozu wir Schneewälle im Park errichteten – unter dem verächtlichen Blick Beethovens, der auf seinem Sockel saß.

Die Arbeit in der Schule stellte die erste Herausforderung für mich dar, aber ich erhielt passable Noten, außer in Latein – gute Lateinkenntnisse waren immer noch ein Maßstab für Bildung.⁴ Ich gebe die

4 Ich besuchte das Akademische Gymnasium im Mai 2008 und wurde von den Lehrerinnen und Lehrern besonders freundlich empfangen. Die Schule hatte weitreichende Veränderungen seit meiner Studienzeit erfahren, die auffälligste war, dass die Hälfte der Schülerinnen und Schüler und fast alle Lehrenden weiblich waren. Die Lehrerinnen schickten mir freundlicherweise Abschriften meiner Zeugnisse von 1934–36, die zeigen, dass ich ein durchschnittlicher Schüler gewesen war. Ich hatte ein *Genügend* in Geschichte, Naturwissenschaft, Chemie und Mathematik und ein *Nicht genügend* in Latein, sodass ich nach dem Sommer eine Wiederholungsprüfung in diesem Fach bestehen musste, um in die nächste Klasse aufsteigen zu dürfen. Ich hatte ein *Gut* in Zeichnen, Deutsch, Turnen und Schriftpflege und ein einziges *Sehr gut* in Singen.

Styra und ich besuchten das Gymnasium noch einmal im Mai 2009, als wir an einer Gedenkveranstaltung für die jüdischen Schüler teilnahmen, die 1938 der Schule verwiesen worden waren. Es war eine bewegende Angelegenheit, die im schön geschmückten Festsaal der Schule stattfand, und ich war überrascht zu

Schuld für meine schlechte Leistung einzig und allein meinem gefürchteten und jähzornigen Lateinlehrer, Professor Lackenbacher, der für immer in meinem Gedächtnis haften bleiben wird. Wenn er einen Schüler zornig einen *Ignoramus* schalt, wurde sein Gesicht knallrot. Er spielte bei meinen regelmäßigen Alpträumen eine Hauptrolle. Bei einer denkwürdigen Gelegenheit allerdings, als keiner der Klassenbesten die Antwort auf eine grammatikalische Frage wusste, erhob ich meine Hand und, *mirabile dictu*, gab die richtige Antwort. Daraufhin schimpfte der Herr Professor die gesamte Klasse aus: „Sogar der Eisinger hat das gewusst!“ An jenem Abend erzählte ich meinen Eltern nicht ohne Stolz von dem Vorfall, die allerdings unsicher waren, was sie davon halten sollten.

Griechisch war am Akademischen Gymnasium von der dritten Klasse an Pflicht, und da meine Mutter mich nicht als Altphilologen sah, wechselte ich ans Kaiser-Franz-Joseph-Realgymnasium (RGI) in die Stubenbastei, wo die zweite Fremdsprache Englisch statt Griechisch war. Beide Schulen waren durch den Stadtpark nur 15 Minuten von zuhause entfernt. In der neuen Schule war unser Lateinlehrer der nette Professor Schläfrig, bei dem ich viel erfolgreicher war. Obwohl ich wegen Professor Lackenbacher Latein anfänglich hasste, lernte ich in meinen reiferen Jahren die prägnante Knappheit der Sprache schätzen. Fünfzig Jahre später, als ich mich mit der Geschichte der Medizin beschäftigte, waren mir meine Lateinkenntnisse aus dem Gymnasium sogar von Nutzen.

Ich brachte meistens ein Butterbrot als Mittagessen mit, aber als besonderen Genuss durfte ich beim Schulwart ein heißes Würstl, einen sogenannten Einspänner, kaufen. Beim Turnen betrieben wir Gymnastik und spielten Völkerball im Schulhof; aber bei Fußball, dem Sport, den die meisten Buben am liebsten hatten, mussten wir uns allein zurechtfinden. Wir spielten meistens in Parks oder wo immer wir eine halbwegs ebene Fläche fanden, aber für die sehr wichtigen Spiele zwischen Klassenteams sammelten wir Geld von unseren Klas-

hören, dass jedes Jahr drei Klassen der Schule nach Auschwitz führen und nach ihrer Rückkehr über ihre Erlebnisse berichteten.

senkameraden und mieteten einen richtigen Fußballplatz im Prater, dem riesigen Erholungspark Wiens.

Die Disziplin in der Schule war streng und steif. Wir sprachen unsere Lehrer als Herr Professor an – es waren natürlich nur Männer – und vor jeder Stunde stand ein Schüler bei der Tür zum Klassenzimmer und wenn er den Lehrer kommen sah, rief er: „Achtung!“ Wir standen sofort in Habachtstellung, bis der Lehrer sein Pult vorne auf dem Podium erreichte und uns zum Sitzen aufforderte. Verspätung, schlechtes Benehmen oder nicht gemachte Hausaufgaben führten zu einer Eintragung in das gefürchtete Klassenbuch, und wenn die Übertretung ernst war, wurden die Eltern zum Direktor bestellt. Das passierte mir nur einmal, als ich erwischt wurde, wie ich Papier in meinem Pult verbrannte, und der Lehrer bemerkte, dass Rauch aus meinem Tintenfass aufstieg. Mutti wurde zu einer Unterredung beim Direktor geladen, der ihr mitteilte, dass ihr Sohn wahrscheinlich im Zuchthaus landen würde.

Mein Lieblingsgegenstand war Geographie. Ich liebte Landkarten und schätze sie bis heute – ich besitze eine Sammlung antiker Landkarten, die bis ins 15. Jahrhundert zurückgehen. Ich wusste die Hauptstädte aller Länder der Welt. Unser Geographielehrer, Professor Jasbetz, war, wie viele andere unserer Lehrer, ein ehemaliger Offizier. Wenn er unsere Klasse auf einen Ausflug in den Wienerwald führte, mussten wir Aufgaben militärischer Taktik lösen. Wir machten auch ein Kriegsspiel, wofür wir in zwei Armeen geteilt wurden, die jede eine Festung bewachen musste und durch verschiedenfarbige Wollfäden auf unseren Ärmeln gekennzeichnet war. Wenn dieser Faden vom „Feind“ heruntergerissen wurde, war man „tot“ und schied aus dem Spiel aus.

Meine Erinnerung an die einzelnen Gegenstände ist lückenhaft. Mit Mathematik, euklidischer Geometrie und Algebra hatte ich keine Schwierigkeiten. Das einzige Mal, dass Naturwissenschaft einen Eindruck auf mich machte, war, als ein Gastphysiker uns im Turnsaal die erstaunlichen Eigenschaften von flüssiger Luft (eigentlich Stickstoff) demonstrierte. Ich konnte kaum vorhersehen, dass ich viele Jahre später große Mengen von flüssigem Stickstoff und auch Helium in

meinem Labor verwenden würde oder dass ich eine Präsentation von flüssiger Luft in New Yorks Village Community School geben würde, als Alison und Simon dort zur Schule gingen. In Deutsch mussten wir viele Gedichte, meist klassische, auswendig lernen, die jeder, der in Österreich die Schule besucht hat, ein Leben lang, zumindest bruchstückhaft, kennt. Aufsätze mussten in der heute veralteten Schreibschrift Kurrent verfasst werden, die Lateinschrift verwendeten wir in allen anderen Gegenständen. Erstaunlicherweise konnte ich meine Kenntnis des Kurrent 60 Jahre später nutzen, als ich für das Opus magnum meiner Frau Styra Avins – *Johannes Brahms. Life and Letters* (Oxford University Press) – hunderte Briefe von Brahms transkribierte und übersetzte. Wir hatten auch Musik- und Zeichenunterricht, den ich gerne hatte, und Religion als Fach, das ich nicht mochte. Für diesen Unterricht wurden wir in Katholiken, Juden und Konfessionslose geteilt, die ich im Geheimen beneidete, da ich schon damals Religion gegenüber skeptisch war.

Bei einem Klassenskitkurs wohnten wir einige Tage im Schlafsaal einer Kartause, eines ehemaligen Klosters, in der Nähe von Mariazell. Skilifte waren damals fast unbekannt und wir fuhren querfeldein auf Holzskiern, wobei wir auch manchmal, wenn nötig, über Zäune kletterten. Eines Nachmittags machten wir auf einem Bauernhof Rast, wo wir Brot und selbstgemachten Presskopf zur Jause bekamen. Ich erinnere mich noch an den leckeren pfeffrigen Geschmack, sicher auch, weil das eine „verbotene Frucht“ war (mir immer am liebsten), die nicht einmal in unserem ziemlich entspannt koscheren Haushalt erlaubt gewesen wäre, in dem sich Mutti ab und zu eine Scheibe Schinken genehmigte. Auch mit den Pfadfindern fuhr ich auf Skikurse, bei denen die Jüngeren furchterregenden, aber harmlosen Initiationsriten durch die Älteren unterworfen wurden. Am Abend wurden jedem Neuen die Augen verbunden und er wurde in einen Raum geführt, um mit einem „Brandzeichen“ versehen zu werden. Sein Arm wurde mit Schnee „eingefroren“ und er hörte das Brutzeln, als das Brandeisen ihn berührte und er verbranntes Fleisch roch – der Geruch kam allerdings nicht von seinem, sondern von einem anderen Stück Fleisch. Es war alles nur Spaß. Bei all unseren wöchentlichen Zusammentreffen,

sei es im Keller am Arenbergplatz oder rund um ein Lagerfeuer, wurde immer viel gesungen. Wir alle kannten unzählige Volkslieder auswendig, manche aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs vor 300 Jahren, manche aus dem Spanischen Bürgerkrieg, der gerade im Gange war. Wir sympathisierten mit den Republikanern in Spanien, die gegen Franco und indirekt auch gegen Hitler und Mussolini kämpften. Diese Lieder haben zu einer seltsamen Verbindung mit den überlebenden Mitgliedern meiner Pfadfindergruppe geführt, mit denen ich in Kontakt bin (*Immer marschieren, immer verlieren; Die Moorsoldaten; Des Geyers schwarzer Haufen* etc.). In jenen Tagen spielte gemeinschaftliches Singen bei Zusammenkünften junger Menschen überhaupt eine große Rolle.

Die Wohnung unserer Familie lag im selben Haus wie jene der Familie Kimmelman, deren Kinder Liesl und Hans so alt waren wie Lesley und ich. Lesley und Liesl waren enge Freundinnen (und sind es immer noch), genauso wie Hans und ich. Der Wunsch, ständig miteinander zu kommunizieren, führte zur Konstruktion einer Luftseilbahn, die über den Hof die Wohnung der Kimmelmans im 4. Stock mit unserer im Parterre verband, so dass wir einander Botschaften schicken konnten. Ich besuchte Liesl (jetzt Elisabeth) im Jahr 2000 in Melbourne und als ich sie mit „Liesl“ ansprach, zuckte sie zusammen, da sie so wie ihr Bruder (nun John Keeble) völlig angliert ist. Beide zogen es vor, nicht an ihre Wurzeln erinnert zu werden. Ihre Mutter war eine ausnehmend schöne und elegante Frau, deren Mann Stefan Kimmelman mir immer ein freundliches Interesse entgegengebracht hat. Er wird in einem späteren Kapitel wieder vorkommen.

Szenen aus meiner Kindheit

An Sonntagen, wenn das Wetter schön war und ich nicht an einem Ausflug der Pfadfinder teilnahm, ging die ganze Familie oft in den Wienerwald wandern. Wie viele andere Wiener nahmen wir die Straßenbahn bis zur letzten Station, zum Beispiel Grinzing, und wanderten durch den überwiegenden Laubwald zu einer Wiese auf dem

Kahlenberg. Dort picknickten wir mit hausgemachtem Brathuhn und Erdäpfelsalat, was wir im Rucksack mitbrachten. Als besonderen Genuss durften Lesley und ich ein Kracherl kaufen. Das war Limonade in Glasflaschen, mit einer Porzellankrone verschlossen und einem Gummiring abgedichtet, was beim Öffnen ein befriedigendes zischendes Geräusch machte. An anderen Sonntagen nahm unsere Familie an dem traditionellen Korso auf der Ringstraße teil, meistens gemeinsam mit Freunden oder Verwandten, und am Ende saß man im Stadtpark auf Stühlen und lauschte der Musik, die von einem Orchester im reichlich geschmückten Musikpavillon des Kursalon Hübner gespielt wurde. Es spielte meistens Walzer von Strauss und Lehár, aber wenn die Moldau von Smetana dargebracht wurde, standen alle Juden in Hörweite auf – da ein Stück der Melodie mit den ersten Takten der zionistischen Hymne identisch ist.

Papa war ein leidenschaftlicher und sehr guter Bridgespieler. Bridge war in der Mittelschicht sehr beliebt: Frauen und Kinder spielten Rommé, die Arbeiterklasse vorwiegend Tarock oder Schnapsen. An Samstagnachmittagen überließ Papa das Geschäft Muttis tüchtigen Händen und spielte in der Meierei im Stadtpark, einem Kaffeehaus, wo eine sogenannte Bridge-Dame entsprechende Vierertische organisierte. Ich durfte unter der Voraussetzung kiebitzen, dass ich mich mucksmäuschenstill verhielt. Man spielte um Geld, aber um bescheidene Beträge. Papa spielte auch gerne Tarock, das in der österreichisch-ungarischen Armee populär gewesen war. Es war üblich, die Karte auf den Tisch zu knallen, begleitet von einem passenden, lebhaften Ausruf. Ich habe immer noch Papa und seinen Lieblingsbruder Johann vor Augen, wie sie mit heiterem Draufgängertum Tarock spielten.

Im Winter gingen Lesley und ich nach der Schule oft zum nahegelegenen Wiener Eislaufverein eislaufen. Diese ehrenwerte Institution existiert noch immer, aber die künstliche Eisfläche ist jetzt viel kleiner, da das Vienna Intercontinental Hotel einen Großteil der ursprünglichen Fläche einnimmt. Ein Live-Orchester spielte auf einer Bühne Walzer, nach denen man Schlittschuhlaufen konnte, und bei besonderen Anlässen, insbesondere im Fasching, mussten sich alle Eis-

läuferinnen und Eisläufer verkleiden. Kostümfeste waren überhaupt sehr beliebt in Wien – sowohl bei Erwachsenen als auch bei Kindern. Das wichtigste soziale Ereignis für meine Eltern war der jährliche Kostler-Ball, von dem sie erst am frühen Morgen zurückkamen, Luftballons in der Hand und mit Konfetti bedeckt. Der Ball war eine Zusammenkunft der vielen Wiener Juden und Jüdinnen, deren Vorfahren aus Kostel oder anderen mährischen Städten in der Nähe gekommen waren.⁵ Als ich sehr klein war, war das Schlafengehen am Abend des Kostler-Balls, an dem meine Eltern nicht zu Hause waren, sehr beunruhigend, und ich erinnere mich, dass ich diese Unruhe überwand, indem ich mich ins Bett meiner Eltern legte. Sobald ich Papas Schlüssel an der Eingangstür hörte, lief ich zu meinem Bett auf der anderen Seite des Ganges.

Wie die meisten Kinder der Mittelschicht verbrachten Lesley und ich unsere Sommerferien auf dem Land – mit unseren Eltern, als wir sehr klein waren, und später ohne sie. Als ich drei oder vier Jahre alt war, mietete unsere Familie Zimmer in einem Alpengasthof (Oberer Egg) in Prein an der Rax, wo wir die Familie von Kapitän Roth trafen, von der ich später noch erzählen werde. Als wir älter waren, verbrachten wir den Sommer oft bei unserer Großmutter, die wir Omama nannten, im polnischen Skotschau; 1934 waren wir bei anderen Verwandten meiner Mutter (den Kolbans) in Marburg (Maribor), Slowenien – beide Städte waren nicht lange davor noch Teil Österreich-Ungarns gewesen. Als ich zwölf war, verbrachte ich die Sommerfrische in einem Jugendlager am Arzberg, Tirol, und einen anderen Sommer war ich mit Hans Kimmelmann und seiner schönen Mutter Anni in einem traditionellen Bauernhaus auf einem Berg in der Nähe von Seefeld – damals ein unbedeutendes Dorf, heute ein riesiger Skiurlaubsort

5 Ich vermutete immer, dass der Name Kostel vom römischen Castellum an jener Stelle kam. Styra, Alison und Simon schenkten mir zum Vatertag 2001 den neuen und wunderbaren *Barrington Atlas of the Greek and Roman World*, und tatsächlich zeigt er Kostel/Podivin als römische Siedlung zwischen 30 v. Chr. und 300 n. Chr. Als Bub in Wien wusste ich natürlich, dass die Stadt aus dem römischen Vindobona entstanden war. Bis heute ist es in Wien üblich, einander mit dem lateinischen *Servus* (Ihr Diener) zu grüßen.

mit Hoteltürmen für Touristen und Touristinnen vor allem aus dem nahen Deutschland. Wie in Skotschau verbrachten wir Kinder unsere Ferien in den Bergen mit Wandern, Schwimmen, Schwammerl-, Heidelbeer- oder Brombeerpflücken.

In den 30er Jahren kaufte mein Vater einen Fiat, zu einer Zeit, als es noch wenige Autos auf Wiens Straßen gab. Er verwendete ihn hauptsächlich für Geschäftsreisen in große und kleine Städte in der österreichischen Provinz, da er seine Kunden und Kundinnen immer persönlich besuchen wollte. Ich erinnere mich an die damalige strenge Führerscheinprüfung: Man musste fahren und schalten können, aber auch verstehen, wie ein Verbrennungsmotor funktioniert, um ihn gegebenenfalls reparieren zu können. Als ich ungefähr zwölf war, nahm Papa Idi und mich im Sommer auf eine ausgedehnte Geschäftsreise nach Graz, Villach, Salzburg, Innsbruck und in andere Städte mit. Ich liebte die Fahrt in den Alpen über kurvige Straßen, die meistens noch nicht asphaltiert und sehr staubig waren. Manchmal begleitete ich Papa bei seinen Kundenbesuchen und ich erinnere mich an seine Fachkenntnisse und die lockere und freundliche Art, in der er mit seinen Kundinnen und Kunden verkehrte. Wenige von ihnen wussten, dass Papa Jude war. 1937, noch vor dem Anschluss, als der Antisemitismus in Österreich schon sehr verbreitet war, vertraute ein Kunde in der Provinz Papa an, dass er gehört hätte, dass seine Firma jüdisch sei, worauf mein Vater seine Bedenken besänftigte, indem er ihm versicherte, dass die Firma genauso jüdisch sei wie er selbst. Worauf der Kunde erwiderte: „Na ja, dann is’ scho’ guat!“

An manchen Sonntagen nahm die ganze Familie im Fiat Platz und besuchte Papas Bruder, Onkel Johann, und seine Schwester, Tante Rosa, die in Zistersdorf, einer kleinen Stadt etwa 30 km nördlich von Wien, wohnten. Onkel Johann war ein kleiner Viehhändler, der Kühe auf Stadtmärkten in der Gegend kaufte und verkaufte, wo er auch viele Bauern kannte und oft mit ihnen in den örtlichen Kaffeehäusern Tarock spielte. Er besaß ein paar Felder außerhalb der Stadt und es gab einen kleinen Stall hinter seinem bescheidenen einstöckigen Haus in Zistersdorf, aber ich erinnere mich nicht, jemals mehr als eine oder zwei Kühe dort gesehen zu haben. Sobald Onkel Johann und ein Bauer

handelseins waren, besiegelten sie den Handel mit einem Händedruck und einem Stamperl Sliwowitz in einem nahegelegenen Kaffeehaus. Onkel Johann hatte eine Tochter, Frieda, und zwei Söhne, Oskar und Erich, die mit ihrem Vater arbeiteten und für den Zistersdorfer Fußballklub, zusammen mit Erwin, dem Sohn von Tante Rosa, spielten.⁶ An Sonntagen, wenn meine drei großen Cousins im Einsatz waren, durfte ich hinter dem Tor sitzen – Erwin war der Tormann – und die Bälle holen, die über die Torlinie geschossen wurden. Es gibt Nervenzettel für jedes Alter!

Erich und Erwins Leidenschaft für Fußball kam ihnen später zu-statten. Nach dem Anschluss wurden sie aus Zistersdorf vertrieben, so wie alle anderen Juden und Jüdinnen der Stadt. Sie versuchten, über die französische Grenze zu flüchten, wurden aber von deutschen Grenzpolizisten festgehalten. Während sie zur Polizeistation geführt wurden, sprachen sie mit ihrer Eskorte über Fußball, was jene schließlich dazu bewog, sie gehen zu lassen und ihnen eine sichere Route

- 6 Tante Rosa und ihr Mann Leopold Maas hatten ein kleines Kurzwarengeschäft in Zistersdorf. Sie, Onkel Johann und seine Frau, die auch Rosa hieß, wurden im Holocaust ermordet (aber alle fünf ihrer Kinder überlebten). Nachdem sie aus Zistersdorf vertrieben worden waren, übersiedelten sie nach Wien. Ich habe Onkel Johanns herzerreißende Briefe an Frieda, die er aus Wien geschrieben hatte, übersetzt. Schließlich wurden Onkel Johann und seine kränkliche Frau Rosa in „den Osten“ deportiert und am 11. Mai 1942 in Maly Trostinec, nahe Kiew, erschossen. Die Informationen über das Schicksal von Johann und Rosa Eisinger verdanke ich der Opferdatenbank des DÖW auf www.doew.at. 2000 besuchte ich Melbourne, Australien, um den 90. Geburtstag meiner Cousine Frieda Redlich zu feiern, und ich bin wieder in Kontakt mit ihren Söhnen Max, der die Fleischerei seines Vaters führte, und Peter, der ein hervorragender Anwalt für Arbeitsrecht geworden war (mittlerweile ist Peter leider verstorben). Sie und Oskars Kinder, auch Australier, haben viele Nachkommen mit den verschiedensten Lebensläufen, einschließlich eines buddhistischen Priesters und eines chassidischen Lubawitschers. Erich kehrte nach England zurück, u. a. wegen des höheren Standards beim Fußball dort, seine Tochter und Enkelkinder leben in Spanien. Die meisten Nachkommen von Kostels Josef Rüderer sind nun Australierinnen und Australier. Überdies hörte ich von einem anderen Urenkel von Josef Rüderers Bruder Ignatz, Robert Fraser, der 2004 im australischen Perth lebte – weiter weg von Österreich geht es nicht mehr.

über die Grenze zu zeigen. Von Frankreich aus retteten sie sich nach England.

Zistersdorf liegt in einem Weinanbaugebiet, und einmal nahm Onkel Johann Papa und mich in einen der tiefen Weinkeller am Straßenrand mit. Man erlaubte mir, an der Verkostung einiger Weine teilzunehmen, aber als ich wieder in die helle Sonne trat, wurde ich fast ohnmächtig. Diese Geschichte und die Situation, als Papa einmal mit dem Fiat mit der halsbrecherischen Geschwindigkeit von 100 km/h raste, wurden, im Einvernehmen zwischen Vater und Sohn, vor Mutti verschwiegen.

Wenn Lesley und ich den Sommer in Skotschau verbrachten, wohnten wir in dem großen Haus am Marktplatz, in dem die Familie Lindner zu Hause war und in dem sich ihr Textilgeschäft befand. Es war von meinem Urururgroßvater Samson Lindner 1820 gegründet worden, wie das Schild über dem Geschäft stolz verkündete. Das viereckige Gebäude an der Ecke des Stadtplatzes (*Rynek*) hatte einen inneren Hof mit Ställen, in denen Pferde und Kutschen gehalten wurden, der aber nunmehr nur eine Gänseschar beherbergte. Marischka, die schon seit ewigen Zeiten bei der Familie angestellt war, stopfte die Gänse täglich, eine brutale Praxis, um die Leber (*Foie gras*) zu vergrößern, und eine, die mich sehr bekümmerte. Die Wohnräume waren im ersten Stock; eine große Glasveranda befand sich an drei Seiten des Innenhofs. Im Geschäft standen zwei lange Ladentische einander gegenüber und hinter ihnen reichten Regale bis zur Decke hinauf und waren vollgefüllt mit unterschiedlichen Stoffballen. Der Holzboden des Geschäfts war immer mit Sägespänen bedeckt und wurde regelmäßig aufgekehrt, nachdem er mittels einer an einer Schnur hängenden löchrigen Dose mit Wasser bespritzt worden war. An Markttagen war das Geschäft voll mit Kundschaft, viele von ihnen polnisch sprechende Bäuerinnen und Bauern der Umgebung, die barfuß waren und in die Stadt kamen, um ihre Produkte zu verkaufen und Stoffe zu erwerben, aus denen sie ihre Kleidungsstücke selbst herstellten.

In Omamas Haus wohnten auch ihr Sohn Siegfried Lindner (Onkel Friedl) und seine Familie, aber Omama war die unbestrittene

Herrin des Hauses. Keineswegs überraschend führte das öfters zu Reibereien, besonders nachdem Friedl die hübsche, elegante und emanzipierte Tante Lizzi geheiratet hatte. Deren Tochter Hanni erzählte mir stolz, dass ihre Mutter die erste Frau in Skotschau war, die Ski fahren ging. Omama hingegen war sehr altmodisch. Ein Friseur kam täglich zu ihr ins Haus, um ihre Haare zu machen, und sie war sehr darauf bedacht, dass alle ihre Enkelkinder gute Tischmanieren lernten.

In Skotschau waren Lesley und ich stets mit unseren drei Cousinen zusammen, die ungefähr gleich alt waren: die Töchter von Onkel Friedl, Hanni und Marianne, und die Tochter von Tante Alice, Hedi, die im nahe gelegenen Bielitz (Bielsko) wohnte. Zusammen wanderten wir in den nahen Bergen und schwammen in der Weichsel, die durch Skotschau fließt. Wir neckten einander ununterbrochen und spielten unserer sehr geliebten Tante Else Streiche, die sich niemals über unseren derben Humor beschwerte. Unsere drei Cousinen sprachen polnisch genauso gut wie deutsch, und da sie sich auskannten, waren sie unsere Führerinnen in Skotschau und in den benachbarten Städten, in denen weitere Verwandte der Familie Lindner wohnten. Ich erinnere mich an einen Besuch einer Sägemühle am Fuße der Karpaten, die einem Verwandten gehörte, und besonders an den Nervenkitzel, die Schmalspurbahn, die gewöhnlich Baumstämme zur Mühle transportierte, den Berg hinunterzufahren. Ein anderer Angehöriger von Muttis Familie besaß eine Gerberei in Skotschau, wieder ein anderer eine duftende Essigfabrik. Man nannte die Familien jeweils die Leder-Spitzer und die Essig-Spitzer.⁷ Ich erinnere mich auch sehr gerne an einen anderen Verwandten, einen Anwalt in Bielitz, der mir zu meiner

7 Der letzte Besitzer der Gerberei war Oscar Spitzer, dessen Tochter Monica Strauss meine engste und heißgeliebte Verwandte in New York ist. 2002 reiste sie mit Styra und mir nach Sizilien.

Omama, Hedi und ihre Mutter Alice kamen in Auschwitz ums Leben. Als die Deutschen 1939 Polen besetzten, drängte Onkel Friedl Omama, seine Mutter, mit ihm und seiner Familie in den Osten zu flüchten, aber sie bestand darauf, in dem Haus zu bleiben, in dem sie geboren worden war und in dem sie ihr ganzes Leben gewohnt hatte, und sagte: „Was können sie schon einer alten Frau antun?“

Bar Mitzwa ein heißgeliebtes Fahrrad schenkte.⁸ Meine etwas älteren Cousinen Gerti, Poldi und Edith sah ich eher in Skotschau, obwohl sie auch in Wien lebten. Tatsächlich erinnerte sich meine Cousine Edith Robinsohn (geboren 1909) bei meinem Besuch 2000 in Los Angeles, dass ich noch kurze Hosen trug, als sie mich das letzte Mal davor sah. Sie wohnte bis zu ihrem Tod im Alter von 105 Jahren in Kalifornien. Die drei älteren Cousinen waren oft Gesprächsstoff beim Abendessen bei Omama, wo ihre jeweiligen Beziehungen zu Mitgliedern des anderen Geschlechts von den Altvorderen besprochen wurden.

Der Sommerurlaub, an den ich mich besonders gut erinnere, war mit Mutti und Lesley zusammen mit der Familie Boyko in Lovran, einer Stadt an der Adria, die schon bei den alten Römern ein beliebtes Sommerziel war.⁹ Hugo und Lisa Boyko waren beide Akademiker (Botaniker) und enge Freunde meiner Eltern. Ihre drei Kinder, Eva, Maja und Herbert, waren ungefähr so alt wie wir. Wir verbrachten viel Zeit zusammen, oft im Haus und im Obstgarten ihrer Großmutter in Ober St. Veit, damals ein Vorort von Wien, wo wir Beeren und Marillen pflückten. Wir brachten das Obst zu Idi nach Hause und sie machte Marmelade oder Kompott für den Winter daraus. Die Boykos waren begeisterte Zionisten und emigrierten noch vor dem Anschluss nach Palästina. Beide waren erfolgreiche Wissenschaftler in Israel, wo sie an der Kultivierung von kommerziell nutzbaren salzwassertoleranten Pflanzen arbeiteten.

Lovran erinnert mich an Zugreisen in den 1930er Jahren. Klimaanlagen gab es nicht und im Sommer waren die Zugfenster gewöhnlich offen. Die Eltern warnten uns wiederholt, uns nicht hinauszulehnen, da heiße Asche von der kohlebetriebenen Lokomotive in die Augen geraten könnte. Die Fenster mussten aber rasch geschlossen werden, wenn sich der Zug einem Tunnel näherte, ansonsten hätte sich

8 Ich hatte 1937 meine Bar Mitzwa in der ältesten Synagoge Wiens, dem Stadttempel in der Seitenstettengasse, und mein Skandieren aus der Thora wurde sowohl vom Rabbiner als auch von meinem Vater hoch gelobt.

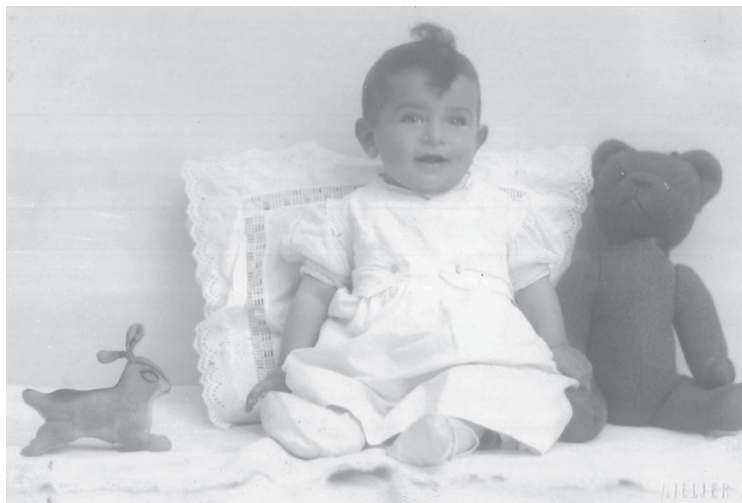
9 Diese Stadt, die bei den Römern Lauriana hieß, gehörte bis 1918 zu Österreich-Ungarn; sie lag in Italien, als ich als kleiner Bub hinkam. Als ich 1983 mit Simon hinfuhr, gehörte sie zu Jugoslawien und nunmehr liegt sie in Kroatien.

das Abteil mit Rauch und Ruß gefüllt. In Lovran sah ich zum ersten Mal das Meer, was einen tiefen Eindruck bei mir hinterließ. Ich gestehe, dass ich noch immer für den Ruf des Meeres empfänglich bin. Manche andere belanglosen Ereignisse haben sich in mein Gedächtnis eingepägt, wie die Fahrt in einem Wassertaxi entlang der Küste und besonders der Ruf des Kapitäns: „*Avanti! Avanti!*“ Jedes Mal, wenn das Boot ablegte: „*Avanti! Avanti!*“ Eine andere deutliche Erinnerung ist jene an einen Spaziergang an der Adriaküste, bei dem ich zum ersten Mal frische Feigen aß, und wann immer ich jetzt frische Feigen sehe, erinnere ich mich daran.

Auf der Rückreise vom sonnigen Italien nach Wien machte unsere kleine Gruppe ein paar Tage in einem Gasthof in den österreichischen Alpen Halt und der Gegensatz hätte nicht größer sein können: Endloser Regen verwandelte die Dorfstraße in Matsch und es war so kalt, dass wir fünf Kinder den ganzen Tag unter dicken Daunendecken im Bett blieben, wo wir uns mit endlosen Wortspielen amüsierten und vergnügten. Wir hatten Spaß – ohne Fernsehen, Internet, DVDs oder Handys.

Diese Absätze beschreiben meine ungeordneten Erinnerungen an die Zeit vor dem Anschluss. Als ich diese niederschrieb, erkannte ich, dass das urbane Mittelschichtleben meiner Kindheit einen starken Gegensatz zum kleinstädtischen Umfeld darstellte, in dem meine Eltern aufgewachsen waren, Papa in Mähren und Mutti in Oberschlesien. Im Zuge der allmählichen Emanzipation der Juden und Jüdinnen ab Anfang des 19. Jahrhunderts wurde Wien zum Magneten für viele von ihnen aus diesen Regionen. Zum ersten Mal seit Jahrhunderten durften auch Juden und Jüdinnen frei reisen, Eigentum besitzen, wohnen, wo immer sie wollten, und Berufe ausüben, die ihnen lange Zeit verschlossen gewesen waren. Die Energie, mit der die Unternehmungslustigeren unter ihnen diese neuen Möglichkeiten wahrnahmen, hat viel mit jener der Einwanderer und Einwanderinnen gemein, die Ende des 19. Jahrhunderts nach Amerika, ein weiteres Land voller Möglichkeiten, kamen.

Meine Eltern konnten sicherlich nicht vorausahnen, dass sie, nachdem sie ihr Leben in Wien erfolgreich eingerichtet hatten, später noch zweimal von vorne anfangen mussten, erst in Israel und dann erneut in Kanada. Aber dank ihrer Überlebenskünste, die sie geerbt hatten, gelang es ihnen. Ich hoffe, dass auch meine Kinder die Fähigkeiten besitzen, sich in einem stets ändernden und oft feindseligen Umfeld erfolgreich behaupten zu können.



Oben:
**Kurz nach meiner
Geburt, Wien 1924**

Links:
**Mit meiner großen
Schwester, 1926**



Meine Schwester und ich im Fasching, ca. 1930



Oben links:
Im Modena-Park, ca. 1929

Oben rechts:
**Mutti mit meiner Schwester
Ilse, ca. 1925**

Links:
**Unser Kindermädchen Ida
Weihsing lebte ab der Geburt
von Ilse 1921 bis 1939 bei uns**



**Meine Pfadfindergruppe bei einer Wanderung auf die Rax, ca. 1934.
Ich bin der zweite von rechts, letzte Reihe.**



**Klassenausflug im Wienerwald mit den Lehrern Jasbetz (Geographie) und Grossmann (Zeichnen) rechts außen, 1935.
Ich bin der fünfte Bub von rechts, in der hintersten Reihe (stehend).**



Mein Onkel Wilhelm Eisinger mit seiner Frau Mathilde (1916). Er war Lokomotivführer in Lundenburg (Břeclav) und kam mit seiner Frau im Holocaust um.



Die Verlobung meiner Cousine Hilde Maas mit Ernst Zweigenthal in Zistersdorf wurde mit einem Guglhupf gefeiert (ca. 1930). Papa ist der Dritte von links. Meine Cousins, die drei Burschen hinter dem verlobten Paar, konnten sich retten, aber meine vier Onkeln und Tanten auf dem Bild kamen in der Shoah um.

Mein Onkel Johann (ganz rechts) und ein Bauer schließen mit Handschlag den Verkauf einer Kuh und ihres Kalbes ab. Zistersdorf, ca. 1920





Diese alte Postkarte zeigt die Feierlichkeiten bei der Einsetzung der neuen polnischen Verwaltung von Skotschau (Skoczów), 1921. Im Gebäude ganz links befindet sich das Geschäft der Familie Lindner. Einige Familienmitglieder sind in den Fenstern zu sehen.



Omama Lindner mit drei ihrer Enkeltöchter



Oben:
Omama Lindner mit zwei ihrer Töchter und drei Enkelinnen auf der Veranda ihres Geburtshauses in Skotschau, ca. 1929

Rechts:
Die Begräbniskapelle neben dem Eingang zum jüdischen Friedhof in Kostel/Podivin. Ich fertigte diese Federzeichnung im Jahr 2000 an.





Papa und Mutti in ihrem Schlafzimmer in der Reiserstraße. Sie lesen eine Postkarte von Lesley aus England, 1939.

2. Flucht nach England

Anschluss

Am 12. März 1938, einen Tag vor der anberaumten Volksabstimmung über die Unabhängigkeit und politische Zukunft Österreichs, besetzte Hitlers Armee, ohne auf Widerstand zu treffen, Österreich. Am Tag zuvor hatte der österreichische Kanzler Kurt Schuschnigg in einer Radioansprache mit bewegten Worten seinen Rücktritt verkündet. Die Tage vor diesem historischen Ereignis waren auf beiden Seiten von heftiger Propaganda zur Volksabstimmung gekennzeichnet, was im Zeitalter vor dem Fernsehen bedeutete, dass unzählige Plakate und Graffiti an den Hauswänden angebracht und tausende Flugblätter auf den Straßen der Stadt verstreut wurden. Die Nazis forderten den Anschluss an Deutschland, während der Wahlslogan der regierenden Partei Österreichs, der Vaterländischen Front, die weitere Unabhängigkeit propagierte, mit dem oft gesungenen Slogan *Rot-weiß-rot bis in den Tod*. Obwohl die Vaterländische Front faschistische Wurzeln hatte, 1934 einen kurzen Bürgerkrieg gegen die sozialdemokratische Opposition geführt und politische Betätigung außerhalb ihres Rahmens verboten hatte, schien die öffentliche Meinung zur Unabhängigkeit zu tendieren, als die Invasion Hitlers die Frage hinfällig machte – und nebenbei den beschaulichen Weg meines persönlichen Lebens tiefgreifend änderte.

In Wien wurde die Veränderung bald greifbar. Deutsche Kriegsflugzeuge flogen in niedriger Höhe über die Stadt, deutsche Soldaten rollten in Truppentransportern durch die Straßen, während auf vielen Plätzen Militärkapellen Märsche aufspielten. Um jeden Widerstand auszuschließen, wurden zehntausende Österreicher und Österreicherinnen, die die Nazis kritisiert hatten oder politisch aktiv waren – Repräsentanten des Ständestaats, Kommunisten, Sozialisten, Monarchisten, Gewerkschafter, Künstler, Schriftsteller, Journalisten –, innerhalb weniger Tage nach dem Anschluss verhaftet, wobei Listen verwendet wurden, die schon Jahre zuvor erstellt worden waren. Beängstigende Geschichten sickerten schon bald aus den Konzentrationslagern

Dachau und Buchenwald durch und die Brutalität der lokalen Nazi-schläger in den Straßen, hauptsächlich gegen Juden und Jüdinnen gerichtet, war offensichtlich. Es stellte sich bald heraus, dass viele Österreicher sogenannte Illegale gewesen waren, d. h. sie waren schon heimlich Mitglieder der NSDAP gewesen, die seit 1933 verboten war. Beim fehlgeschlagenen Nazi-Putsch 1934 hatten die Putschisten den österreichischen Kanzler Engelbert Dollfuß in seinem Büro ermordet. Einige meiner Lehrer waren Illegale, die man sofort an den runden Abzeichen der NSDAP am Revers erkannte. Man verstand schnell, dass diese Abzeichen ungleich maßgebender waren als die einfachen Hakenkreuze, die bald fast jeder trug. Juden und Jüdinnen war es verboten, diese zu anzumachen, was sie – lange, bevor sie den gelben Stern tragen mussten – leicht erkennbar machte. Da ich jung und leichtsinnig war, steckte ich mir gelegentlich ein Hakenkreuz an mein Revers, so dass ich in die Oper oder ins Kino gehen konnte – ein Bra-vourstück, das meine Eltern entschieden ablehnten. Unter den Nazis lernte ich mich in der Öffentlichkeit unauffällig zu verhalten – das habe ich niemals abgelegt.

Ich möchte keinen historischen Bericht geben, was sich nach dem Anschluss, der Einverleibung Österreichs ins Deutsche Reich, ereignete. Ich werde die politische Lage nur skizzieren und mich auf meine persönlichen Erfahrungen im nationalsozialistisch besetzten Wien beschränken. Diese waren glücklicherweise ziemlich harmlos, verglichen mit dem Schicksal tausender österreichischer Juden und Jüdinnen, die in den darauffolgenden Jahren eingesperrt, deportiert und ermordet wurden.¹⁰

Die Begeisterung zog viele, aber sicher nicht alle Wiener und Wienerinnen in ihren Bann. Ein großer Teil hieß Hitler und die deutschen Truppen jubelnd willkommen. Ich sah so eine Szene auf der Ringstraße, wo sich eine Menge vor dem Hotel Imperial, in dem Hitler

10 Unter den mehr als 66.000 österreichischen Opfern des Holocaust waren neun Mitglieder meiner Familie: meine Großmutter, fünf Geschwister meines Vaters, zwei meiner Mutter und eine Cousine. Erstaunlicherweise gelang es meinen elf übrigen Cousins und Cousinen zu überleben.

wohnte, versammelte. Sie riefen: „Nach Hause, nach Hause, nach Hause gehn wir nicht, bis dass der Führer spricht ...!“ Hitler erschien tatsächlich auf dem Balkon und hob träge seinen Arm zum Hitlergruß für seine begeisterte Anhängerschaft.

Innerhalb von Tagen sah man hölzerne Schaufensterkästen an den Wänden vieler Häuser, die den *Völkischen Beobachter*, die offizielle Zeitung mit Nachrichten aus der Sicht des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels ausstellten, zusammen mit Julius Streichers berüchtigter antisemitischer Zeitung *Der Stürmer*, deren bössartige Lügen über Juden mich zur Weißglut trieben. Grotteske Karikaturen waren eine Spezialität dieser Zeitung, mit dem klaren Ziel, Juden zu entmenschlichen. In Österreich, wo der weit verbreitete Antisemitismus lange von der Katholischen Kirche toleriert, wenn nicht sogar gefördert worden war, traf solche Propaganda auf offene Ohren. Ich erinnere mich an eine Ankündigung des Wiener Kardinals Innitzer, die auf einer Anschlagtafel an unserem Wohnblock angebracht war und alle Wiener und Wienerinnen aufforderte, den Führer und seine Regierung zu unterstützen. Seine Flitterwochen mit Hitler waren kurz: Als Innitzer einige Zeit später auf Distanz ging, wurde sein Palais von den Nazis verwüstet. Reihen der Hitlerjugend und SA-Männer marschierten mit ihren braunen Uniformen in den Straßen, sie sangen Nazi-Lieder, das Horst-Wessel-Lied und „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt ...“. Unter der jüdischen Bevölkerung und politischen Gegnern und Gegnerinnen – Wien hatte eine sozialistische Vergangenheit und war als Rotes Wien bekannt – herrschte Angst und Schock. Ein beliebter Sport der Nazis war es, junge und alte Juden und Jüdinnen zu zwingen, unter dem Gejohle des zuschauenden Mobs die Gehsteige mit Zahnbürsten zu schrubben. Einmal sah ich einen deutschen Armeeeoffizier, der eine solche mitleiderregende Szene beobachtete, die Wiener Zuschauer und Zuschauerinnen darob schelten.

Die Gründlichkeit der Nazis war bemerkenswert. Ein paar Tage nach dem Anschluss kamen zwei Mitglieder der Hitlerjugend zu unserer Wohnung und verlangten mein khaki Pfadfinderhemd – wahrscheinlich gab es mittlerweile einen Mangel an braunen Hemden. Die Pfadfinder wurden verboten und aufgelöst, so wie alle anderen Klubs

und Organisationen, die nicht der Nazi-Partei angegliedert waren. Meine Schule, das Realgymnasium in der Stubenbastei, wurde geschlossen und deutsche Truppen waren dort einige Wochen einquartiert. Als die Schule wieder geöffnet wurde, wurden alle jüdischen Schüler und Schülerinnen ausgeschlossen und in ein ausschließlich jüdisches Gymnasium in der Sperlgasse im 2. Bezirk versetzt, das aber auch bald geschlossen wurde.

Der Schulbesuch war für die Wiener Juden und Jüdinnen jedoch bald eine der geringeren Sorgen: Die Möglichkeiten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wurden immer mehr eingeschränkt, sie wurden aus den Gemeindewohnungen geworfen und durften keine öffentlichen Parks, Kinos oder Theater besuchen. Die Verfolgung erreichte am 9. November 1938 einen Höhepunkt, zynisch Reichskristallnacht genannt. An jenem Tag wurden die meisten Synagogen im Deutschen Reich, das nun auch Österreich einschloss, zertrümmert oder verbrannt und viele Juden wurden verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau oder Buchenwald gebracht. Meine unmittelbare Familie hatte relatives Glück: Zwei SA-Männer erschienen im Geschäft am Hohen Markt und raubten Papa kurzerhand Geschäft und Unternehmen. Sie verhafteten ihn nicht, möglicherweise, weil er ihnen die Tapferkeitsmedaille aus dem Ersten Weltkrieg zeigte, die er unter seinem Rock trug. Sie verlangten bloß seine Schlüssel zum Geschäft und sagten grob zu ihm: „Schaun’S, dass Sie weiterkommen!“ Viele andere jüdische Männer hatten nicht solches Glück.

Wir waren mit der Familie Diamant gut befreundet. Deren Sohn Hans, ein Medizinstudent, hatte mir einmal Lateinnachhilfestunden gegeben und war einer der ersten Freunde Lesleys. Ironischerweise war der andere Sohn, Bobby, noch immer in der österreichischen Armee, die nunmehr in die Wehrmacht inkorporiert war. In der Kristallnacht wurde sein Vater, ein Arzt, gewarnt, dass er verhaftet werden würde, sollte er in seine Wohnung zurückkehren, und so zog die gesamte Familie zu uns.¹¹ Ihre Wohnung lag im 2. Bezirk, in der Leo-

11 Die Familie Diamant hat den Krieg unbeschadet überlebt. Sie floh über die Grenze nach Jugoslawien, wo Hans sich den Partisanen anschloss. Nach dem

poldstadt, in der viele Juden und Jüdinnen lebten und wo die Brutalität der Nazis grenzenlos war. Wir wohnten glücklicherweise im 3. Bezirk, in einer Gegend, wo sich viele Botschaften befanden und die Nazis sich bemühten, ein kultiviertes Image zu zeigen.¹²

Dunkle Schatten legten sich nun über die jüdische Bevölkerung Wiens – ungeachtet eines unverwüsthchen Galgenhumors und geflüsterter Hitlerwitze. Die Juden und Jüdinnen sammelten all ihre Kräfte, um aus „Großdeutschland“ zu entkommen, und ihre Bemühungen wurden nach der Annexion der Tschechoslowakei 1939 noch dringlicher. Aber es war leichter, den Entschluss zur Auswanderung zu fassen, als ihn umzusetzen, da nur wenige Länder bereit waren, die Flüchtlinge ohne unüberwindbare finanzielle Bedingungen aufzunehmen. Papa schrieb an einen Geschäftsfreund in England, der ihn in früheren Zeiten mit Chamois-Leder beliefert hatte, und beschrieb die schwindenden Aussichten für ihn und seine Familie in Wien. Dieser leitete den Brief an einen Freund, einen sephardischen Juden, H. G. de Costa, weiter, der sich bereit erklärte, eine Garantie zu stellen, die es Lesley, damals 17, ermöglichte, als Au-pair-Mädchen in die Familie de Costa zu kommen. Im Herbst 1938 war sie die Erste unserer unmittelbaren Familie, die flüchten konnte, und ich erinnere mich an die Aufregung, wenn wir ihre Briefe aus London lasen.

Unzählige Gerüchte über mögliche Fluchtrouten machten die Runde unter der jüdischen Bevölkerung Wiens. Die Glücklicheren

Krieg kehrte er nach Wien zurück und führte eine Arztpraxis in einem Bezirk, in dem viele Kroaten und Kroatinnen wohnten und wo Styra und ich ihn in den 1980er Jahren besuchten. Als wir uns verabschiedeten, gab uns Hans eine Flasche Sliwowitz aus einem Schrank, der voll von solchen Flaschen war, die er von Patienten und Patientinnen bei ihren Besuchen erhalten hatte, obwohl die Behandlungen durch die Krankenkasse beglichen wurden.

- 12 Die Plünderung jüdischen Eigentums und die „Arisierung“ jüdischer Unternehmen fand ursprünglich auf individueller Basis statt, später im Rahmen eines sehr systematischen und bürokratischen Prozesses, wie von Tina Walzer und Stephan Templ in *Unser Wien* (2001) dokumentiert wurde. Ich erhielt vom österreichischen Staatsarchiv Kopien der Formulare, die von Papa, so wie allen anderen Juden und Jüdinnen, unter Angabe aller Besitztümer ausgefüllt werden mussten – um deren Konfiszierung zu erleichtern.

hatten Verwandte in den USA und konnten ein Affidavit bekommen, mit dem sie ein Visum beantragen durften, andere gelangten nach Shanghai, dem einzigen Reiseziel auf dieser Erde, wo – eine Zeitlang – keine Einreiseerlaubnis und kein Visum notwendig waren.¹³ Eine Handvoll Länder nahm Juden und Jüdinnen mit marktfähigen Fertigkeiten auf, sodass die Kenntnis eines brauchbaren Handwerks die Chancen auf ein Einwanderungsvisum sehr erhöhte. Das führte zu einer Umschulungsindustrie für Handwerke, von denen man annahm, dass sie gebraucht würden. So schrieb sich Papa in einen Uhrmacherkurs ein, von dem er ein kunstvolles Diplom erhielt, das seine neuerworbenen Fähigkeiten beurkundete, während ich zwei Umschulungskurse besuchte: Einer qualifizierte mich als Elektriker und der andere als Schmied. Letzterer wurde von einem jüdischen Schmied aus Zistersdorf unterrichtet, der so wie die dortigen Eisingers und die anderen jüdischen Zisterdorfer vertrieben worden war.

Da es Juden und Jüdinnen verboten war, ausländische Radiosendungen zu hören oder überhaupt Radios zu besitzen, schenkten wir unser schönes neues Radio unserem Hausmeister, einem anständigen Mann, der uns zum Nachrichtenhören in seine Wohnung einlud. Er hielt auch streunende Schläger fern, indem er ihnen sagte, dass es keine jüdischen Bewohner gäbe – obwohl zwei Familien im Haus lebten. Geld wurde immer knapper und ich hatte Glück, einen Halbtagsjob zu bekommen, bei dem ich die Erzeugnisse einer Zuckerbäckerei an Konditoreien und Kaffeehäuser in der ganzen Stadt lieferte. Ich benutzte mein Fahrrad und schnallte eine Platte auf meinen Rücken, auf der ich die Schachteln mit Backwaren, wie zum Beispiel Cremeschnitten oder Punschkräpfen, befestigte. Es war nicht einfach, die Schachteln auf-

13 Ernest G. Heppner verfasste einen Bericht über die jüdische Flüchtlingsgemeinde in Shanghai während des Krieges: *Shanghai Refuge* (1993). Shanghai verlangte zwar kein Visum, aber es war eines für das Endziel notwendig, bevor man um ein Transitvisum durch andere Länder ansuchen konnte. Tausende chinesische Visa wurden von dem außergewöhnlichen chinesischen Konsul in Wien, Ho Feng Shan, ausgestellt, der aus Mitleid und im Widerspruch zu seinen Vorgesetzten handelte. Er war für die Rettung tausender Wiener Juden und Jüdinnen verantwortlich, einschließlich meines Cousins Oskar und seiner Frau Bertl.

recht zu halten, während ich durch den Verkehr, über Kopfsteinpflaster und zwischen Straßenbahnschienen radelte: Mit dem Vorderrad nicht in eine Straßenbahnschiene zu geraten war meine ständige Sorge.

In der alles beherrschenden Suche nach Visa, Pässen und anderen Dokumenten, die zukünftige Emigranten und Emigrantinnen benötigten, warteten diese in langen Schlangen vor Konsulaten und Regierungsgebäuden. Diese Menschenketten bildeten sich oft am Abend vor dem Öffnen der Büros. Ich erinnere mich besonders an die vielen Stunden, bis man die berüchtigte „steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung“ erhielt. Die verzweifelten Menschen waren das beliebte Ziel von Polizei und Nazischlägern, um in der Nacht Juden und Jüdinnen zu drangsalieren und zu verhaften. Da es weniger wahrscheinlich war, dass ein Bub verhaftet würde als ein Erwachsener, musste ich oft um Mitternacht oder ganz früh am Morgen aufstehen, um für einen Verwandten einen Platz in der Schlange zu reservieren. Wenn ich jetzt manchmal in der Nacht auf muss, erinnere ich mich, wie es sich damals anfühlte, mitten in der Nacht aufzustehen und sich in eine trostlose Schlange einzureihen.

Bis 1940 bestand die Strategie der Nazis darin, Wien „judenrein“ zu machen, indem sie die jüdische Bevölkerung ihres Lebensunterhalts beraubten, die Menschen verhafteten und sie in die Emigration trieben. Später war das Ziel, alle Juden und Jüdinnen in den Osten zu deportieren, wo nahezu alle ermordet wurden. Aber bevor diese Ausrottungsstrategie wirksam wurde, gab es eine wenig bekannte, skurrile Fluchtroute aus Wien. Sie wurde durch die unwahrscheinliche Allianz zwischen William Perl, einem jungen Wiener Anwalt, und Adolf Eichmann, dem SS-Offizier, der den Auftrag hatte, Wien „judenrein“ zu machen, ermöglicht, wie Perl nach dem Krieg berichtete:

Nach dem Anschluss wurde Perl, ein deklariertes Zionist, verhaftet und von Eichmann verhört, wobei er seinem Peiniger mitteilte, er könne eine große Menge Juden und Jüdinnen von Wien nach Palästina bringen, sollte man ihm das gestatten. Sein Plan war, einen Flussdampfer zu chartern, die Flüchtlinge die Donau flussabwärts zu einem Hafen am Schwarzen Meer zu transportieren, sie dort auf seetüchtige Schiffe umzuladen, die sie an die Küste Palästinas brächten, wo die

Flüchtlinge an Land gehen sollten. Da die Briten zu der Zeit ein strenges Embargo gegen die jüdische Einwanderung verhängt hatten, wohl um die Unterstützung der Araber im Krieg zu gewinnen, hätte der Plan Perls nicht nur Juden und Jüdinnen aus Wien herausgebracht, sondern auch gleichzeitig „den englischen Löwen in den Schwanz gebissen“. Erstaunlicherweise gefiel Eichmann dieser Plan und mit Hilfe ausländischer Geldmittel wurde er in die Tat umgesetzt.

Obwohl die DDSG-Raddampfer, die für diese „illegalen Transporte“ gechartert wurden, hoffnungslos überfüllt und unterversorgt waren und sie ständig von Nazis drangsaliert wurden, konnten Tausende Juden und Jüdinnen Palästina erreichen, wenngleich viele andere Schiffbruch erlitten oder den Nazis wieder in die Hände fielen. Das ist die gefährliche Route, auf der meine Eltern aus Wien flohen.¹⁴

In der Zeit zwischen dem Anschluss und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs genehmigte Eichmann einen weiteren Plan, um die Zahl der Juden und Jüdinnen in Wien zu reduzieren: den Transport jüdischer Kinder aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei per Bahn in jedwedes Land, das bereit war, sie aufzunehmen. Diese sogenannten Kindertransporte wurden Eichmann von einer außergewöhnlich tapferen Holländerin, Geertruida Wijsmuller-Meijer, vorgeschlagen. Nach demütigenden Verhandlungen mit Eichmann gelang es ihr, zehntausend Kindern das Leben zu retten. Auch ich entkam den Nazis im März 1939 mit einem solchen Kindertransport.¹⁵

14 Die erstaunliche Geschichte der illegalen Transporte wurde von ihrem Initiator William R. Perl niedergeschrieben: *The Four-Front War* (1978). Auf wunderbare Weise überlebte Perl den Krieg, wanderte in die USA aus und wurde Anwalt in Washington, DC. Er signierte mein Exemplar mit zittriger Hand – er litt an Parkinson – kurz vor seinem Tod 1999.

Nach dem Krieg entdeckten Mitglieder des israelischen Mossad Eichmann in Buenos Aires. Sie entführten ihn nach Israel, wo ihm der Prozess gemacht, er verurteilt und hingerichtet wurde.

15 Die Geschichte der Kindertransporte wird in *And the Policeman Smiled* von Barry Turner dargestellt (1990); sie wurde auch mit den Worten vieler Kinder erzählt, unter anderem in *I Came Alone, The Stories of the Kindertransportes* von B. Leverton und S. Lowensohn (1990).

Ich kann nur vermuten, wie mein Name auf die Liste der Kinder für den Kindertransport nach England gekommen ist. Jedes Kind musste entweder von einer Organisation oder von einer Person gesponsert werden, wahrscheinlich war Herr de Costa mein Sponsor. Jedes Kind durfte einen kleinen Koffer mitnehmen, und ich erinnere mich an lange Diskussionen, welche Gegenstände in der unbekanntenen Ferne am nützlichsten sein würden. Papas Reitstiefel aus dem Ersten Weltkrieg waren ebenso darunter wie ein Stopfholz, und tatsächlich habe ich beides benützt. Die Notwendigkeit des Sockenstopfens scheint heute seltsam, aber vor der Erfindung synthetischer Fasern gab es immer Löcher bei den Zehen und Fersen. Mutti gab mir einen Auffrischungskurs in Socken-Stopfen, Knöpfe-Annähen und Handwäsche, und ich übte, was in England von besonderer Wichtigkeit zu sein schien: wie man Messer und Gabel auf englische (und augenscheinlich unsinnige) Art verwendet, d. h. mit den Spitzen der Gabel nach unten.

Am Tag meiner Abfahrt begleitete mich Mutti zum Westbahnhof. Ich trug Knickerbocker, was für Wiener Teenager (ich war gerade 15 geworden) üblich war, was allerdings Engländer veranlasste, mich zu fragen, ob ich Golf spielen ginge. Der Bahnhof wimmelte von Polizei und Gestapo, die unsere Koffer nach Geld und Schmuggelgut durchsuchten. Sie verspotteten die unglücklichen Eltern und verboten ihnen, Gefühle beim Abschied am Bahnsteig zu zeigen – ansonsten würde der Transport abgesagt. Nachdem wir Kinder in die Eisenbahnwaggons eingestiegen waren, fand es ein Nazi-funktionär lustig, dass er uns – als der Zug abfuhr – ein Volkslied, das jedem österreichischen Kind bekannt war, singen hieß: „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus und du mein Schatz bleibst hier...“.

Viele Jahre später erzählte mir Mutti, dass sie verzweifelt und unsicher, ob sie mich je wiedersehen würde, nach Hause kam und Idi, die ja fast ein Familienmitglied war und seit Lesleys Geburt bei uns gewohnt hatte, die entsetzliche Szene am Bahnhof schilderte. Aber Idi war nicht immun gegen Nazipropaganda und als Mutti fertig erzählt

hatte, rief Idi: „Wenn der Führer nur davon wüsste, hätte er dem sicher ein Ende gemacht!“¹⁶

Sicherer Hafen in England

Für einen Buben, der in Wien aufgewachsen war, hatte England damals den Nimbus eines fernen, exotischen Landes. Die Aufregung über das unbekannte Abenteuer vor mir verringerte meine Verzweiflung, meine Heimat und mein Land verlassen zu müssen. Das Einzige, woran ich mich bei der Reise erinnern kann, ist, dass ich aus dem Fenster unseres versiegelten Abteils schaute und sah, wie die vertraute alpine Landschaft in eine mir unbekannte Ebene in Holland überging. In Hoek van Holland wurde unser Zug auf eine Eisenbahnfähre verfrachtet, und wir überquerten den Kanal, immer noch in unserem Abteil eingeschlossen. Als wir endlich am Liverpool-Street-Bahnhof in London ankamen, wurden uns Namensschilder umgehängt. Wir saßen in einem Wartesaal auf Holzbänken, bis unsere Namen, einer nach dem anderen, aufgerufen wurden. Jedes nervöse Kind, das zu dem Tisch gerufen wurde, an dem Mitglieder eines Komitees saßen, nahm seinen Koffer und wurde seinem englischen Bürger vorgestellt. Der Raum war schon fast leer, als ein Funktionär zu mir kam und mir sagte, dass kein Sponsor für mich gekommen war und ich daher nach Deutschland zurückgeschickt werden müsse.

Als ich allein auf einer Bank saß, diese trostlose Nachricht zu verdauen versuchte und gleichzeitig meinen Koffer im Auge behielt, kam ein junger Mann und setzte sich neben mich. Er sagte mir leise (auf Englisch), dass er Alec hieße und der Sohn von Herrn de Costa wäre.

16 Idi war aus Breslau (heute Wrocław) in Schlesien. Als Lesley auf die Welt kam, arrangierte Omama in Skotschau, dass Idi zu ihrer Tochter nach Wien kam. Siebzehn Jahre später, als Hitler Österreich besetzte, entdeckte Idi ihre deutschen Wurzeln. Wie seltsam: Als Styra und ich Wrocław 1990 besuchten, war es durch und durch polnisch, so dass wir niemanden fanden, der deutsch sprach, keine einzige deutsche Aufschrift auf einem Gebäude erinnerte daran, dass es jahrhundertlang eine deutsche Universitätsstadt gewesen war.

Er bat mich, ihm meinen Koffer zu zeigen, schaute auf seine Uhr, deutete auf die Tür an der rechten Seite des Wartesaals und sagte leise: „Wenn ich sage: ‚Now, Joey‘, werde ich deinen Koffer nehmen und wir werden beide zu dieser Tür laufen.“ Er starrte auf seine Uhr, gab mir dann ein Zeichen und wir liefen beide zu der Tür, die unversperrt war und auf einen Fahrweg führte. In dem Augenblick fuhr ein Auto vor, Alec öffnete die Hintertür und wir sprangen hinein, als das Auto mit Herrn de Costa am Steuer davonraste – verfolgt von einer Gruppe gestikulierender Funktionäre.

Offensichtlich hatte Herr de Costa entweder seine Meinung geändert oder er hatte niemals die Absicht gehabt, mich zu sponsern. Er hatte sich auch geweigert, die notwendigen Dokumente für eine Bürgschaft zu unterschreiben, obwohl er darauf hingewiesen wurde, dass ich in diesem Fall nach Deutschland zurückgeschickt werden würde. Er und Alec nahmen daraufhin die Sache in die eigenen Hände und führten ihren minutiös durchdachten Kidnapping-Plan problemlos durch.

Sie brachten mich in die Wohnung von de Costa in Hyde Park Corner 5, in der Nähe von Marble Arch, wo ich und Lesley ein freudiges Wiedersehen feierten. Das war mein einziger Besuch bei Herrn de Costa und er machte mir klar, dass er darüber hinaus nichts für mich zu tun gedachte. Ich dankte ihm herzlich, dass er mich entführt hatte, und versicherte ihm, dass ich sonst nichts von ihm erwartete. Er war ein Tipgeber bei Pferderennen von Beruf (*tipster*), der von seinen Kunden und Kundinnen eine Provision kassierte, wenn das empfohlene Pferd tatsächlich gewann. Bei diesem vollkommen legalen Unterfangen verließ er sich auf Insiderinformationen, die er von ihm bekannten Jockeys erhielt. Das erklärte auch Lesleys rätselhafte Beobachtung, dass die meisten Besucher von Herrn de Costa bemerkenswert kleine Männer waren.

So begann ich also mein Leben in England als illegaler Ausländer. Aber das verminderte nicht meine Freude, in dieser großen und wunderbaren Stadt London zu sein, die so anders als Wien war. Hier gaben die Menschen Milch statt Zitrone in den Tee, saßen in Doppeldeckerbussen, die auf der falschen (linken) Straßenseite fuhren, nahmen die U-Bahn, die gepolsterte Sitze statt Holzbänke hatte.

Alec de Costa war damals 18 Jahre alt und ein aufstrebender Orgelbauer. Allerdings entwickelte er ein romantisches Interesse an Lesley. Da seine Mutter nicht erfreut war, dass ihr einziger Sohn ein mittelloses Flüchtlingsmädchen heiraten wollte, warf sie Lesley hinaus, die sich somit anderswo eine Arbeit suchen musste. Als einige Monate nach meiner Ankunft in London Hitler Polen besetzte und der Zweite Weltkrieg begann, ging Alec zur Royal Air Force und flog während der Luftschlacht um England eine Spitfire. Er war in einer kleinen Stadt in Schottland stationiert, wo er eine Beziehung mit einem einheimischen Mädchen begann und sie heiratete, als sie schwanger wurde. Nach dem Krieg ließen sie sich in dem Ort nieder. Er lebte noch immer dort, als 60 Jahre später, im Jahr 2000, Lesleys Tochter Debbie Ferguson ein Forschungsjahr als Lehrerin in England verbrachte. Sie fand Alecs Adresse heraus, Lesley reiste nach Schottland und die beiden trafen einander wieder – 60 Jahre nach ihrer Trennung.

Die ersten Wochen in London schlief ich auf verschiedenen Sofas in Wohnungen von Freunden und Verwandten, alle Teil der wachsenden Flüchtlingscommunities in Golders Green und Hampstead. Ich erkundete London, ging ins Kino und trank manchmal Tee im opulenten Lyon's Corner House. Täglich suchte ich Beratung bei verschiedenen Flüchtlingsorganisationen, aber wegen meines unklaren rechtlichen Status' wollten sie sich nicht mit meinem Fall beschäftigen. Schließlich wurde für mich ein Platz in der Stootley Rough School, einer Landwirtschaftsschule in Haslemere, Surrey, gefunden, wo ich mir meinen Aufenthalt als „Bursche für alles“ verdiente. Erdäpfel waren ein Grundnahrungsmittel in der Schule und eine meiner täglichen Aufgaben bestand darin, sie kübelweise mit einem Messer zu schälen – der Erdäpfelschäler war noch nicht erfunden. Ich leistete auch Aushubarbeiten für ein Schwimmbad und wurde ein Meister darin, eine Scheibtruhe, vollgefüllt mit Erde, auf wackligen Brettern aus der Ausgrabung zu führen. Ich wurde von einem strengen Vorarbeiter überwacht, einem jüdischen Flüchtling aus Preußen, der keinen Müßiggang duldete. Es war meine erste Bekanntschaft mit schwerer körperlicher Arbeit.

Ich aß meine Mahlzeiten zusammen mit den Schülern im Speisesaal, aber ich besuchte keine ihrer Unterrichtsstunden. Zum Frühstück gab es jeden Tag Porridge, Haferbrei, nur an Sonntagen bekamen wir Cornflakes und jeder von uns eine Scheibe Ananas aus der Dose – alles unbekannte Speisen für mich. Eines Tages wurde ich in das Schulbüro gerufen und man teilte mir mit, dass eine permanente Stelle für mich gefunden worden war. Ich sollte als Bursche (*farm lad*) auf der Low-Farm in Bishop Monkton, Yorkshire, arbeiten und sofort dorthin aufbrechen.

Das Leben auf der Low-Farm

Bishop Monkton ist ein altes Dorf zwischen Ripon und Harrogate, das schon im *Domesday Book* (1086) von Wilhelm dem Eroberer als „Monucheton“ (*Monk's town*) erwähnt wird. Der Ort lag geographisch, aber auch in gesellschaftlichem Sinn weit weg von der beschützenden Flüchtlingsgemeinschaft in London. Er war auch weit entfernt vom urbanen Leben, in dem ich aufgewachsen war und das ich immer als selbstverständlich betrachtet hatte. Obwohl ich schon recht gut Englisch sprach und verstand, fand ich den Yorkshire-Dialekt und die Umgangsart meiner Arbeitgeber am Anfang sehr seltsam und beunruhigend. Ich brauchte sehr lange, bis ich mich in ihre Welt einfügen konnte, eine Welt, die noch von der feudalen Vergangenheit geprägt war. Um meine Isolierung zu mildern, kaufte ich bei Woolworth in Ripon, der nächstgelegenen Stadt, ein Notizbuch mit schwarzem Deckel und begann nach ein paar Wochen ein Tagebuch zu führen, dem ich meine Lage und meine unsicheren Gefühle über die nächsten paar Jahre anvertraute.

Die Low-Farm wurde von der Familie Morland betrieben, die in einem Ziegelbauernhaus in der Boroughbridge Road in unmittelbarer Nähe des Dorfes wohnte. Die Morlands hatten die Farm für eine lange Zeit vom Gutsherrn, einem gewissen Captain Fox, gepachtet, dem das meiste Land um Bishop Monkton zu gehören schien. Er wohnte in einem beeindruckenden Haus mit einem Tennisplatz am

Rande des Ortes. Ich sollte später eine seltsame Begegnung mit ihm erleben.

Der ältere Herr Morland erschien mir gemein und mürrisch. Er war zu gebrechlich, um noch auf dem Feld zu arbeiten, war aber noch immer derjenige, der mit eiserner Faust die Farm leitete. Jeden Morgen teilte er die Tagesarbeiten mir und seinen Söhnen, Tom und Kenneth, zu, die ebenso wenig Zuneigung zu ihm zu haben schienen wie ich. Ich mochte auch Frau Morland nicht besonders, da sie mich herumkommandierte. An Samstagnachmittagen, die ich eigentlich bis zum Melken frei haben sollte, hieß sie mich stattdessen den kopfsteingepflasterten Vorhof kehren und das Mauerwerk und die Stufen des Farmhauses zu weißen. Schließlich gab es noch die Tochter Ada, im heiratsfähigen Alter, die kochte, die Gänse und Hühner fütterte und die Eier einsammelte, die überall in der steinernen Scheune versteckt waren. Lesen und Schreiben fiel den Morlands nicht leicht und sie riefen mich, um ihre gelegentlichen Briefe zu lesen und zu schreiben.

Als ich bei der Low-Farm ankam, musste ich viele Fragen über London beantworten, über die hohen Gebäude und die Untergrundbahn, da niemand aus Bishop Monkton je in London gewesen war – abgesehen vom Postmeister, der auch den einzigen Laden im Ort führte. Tom Morland war älter und ernsthafter als Kenneth, der ungefähr zwanzig war und später ein bekannter Cricketspieler für Yorkshire werden sollte. Er begann im Bishop Monkton Cricket-Club, der an Sonntagen auf der Wiese neben der Low-Farm spielte – aber erst nachdem Ken und ich am Morgen vor dem Spiel alle Kuhfladen eingesammelt hatten, denn der Cricket-Platz diente während der Woche als Weide. Letztendlich heirateten Tom, Ken und Ada und ließen sich in der Nähe der Farm nieder. 2001 war die Witwe von Ken, Margaret, das einzige Mitglied jener Generation, das noch am Leben war. Nachdem sie Ken geheiratet hatte, lebte sie mit ihm auf der Low-Farm, wo ihr Verhältnis zu Frau Morland, ihrer Schwiegermutter, ebenso unerfreulich war wie meines – was uns auf besondere Weise verband. Styra, unsere zwei Kinder und ich haben Margaret zweimal in ihrem kleinen Haus in Bishop Monkton besucht, und sie gestand uns, dass sie jeden Abend ein Gebet für uns sprach. Das erinnerte mich an Niels Bohr, der von

einem Studenten gefragt wurde, warum er ein Hufeisen über seiner Eingangstür befestigt hatte und ob es ihm Glück bringe: „Natürlich glaube ich nicht daran, aber es scheint trotzdem zu wirken.“

Das Wohnzimmer war der wichtigste Raum der Farm, der einzige, der durch einen offenen Kamin geheizt wurde und elektrisches Licht hatte – Telephon gab es noch keines auf der Low-Farm. Das Wohnzimmer war auch die Küche, wo alles auf dem offenen Kohlenherd gekocht wurde, und diente auch als Esszimmer der Familie. Da es eine steinerne Abwasch mit einer Handpumpe hatte, diente es der Familie auch als Waschraum. Ich sage für die Familie, nicht für den Burschen; ich musste mich im nahegelegenen kleinen Ziegelgebäude waschen, das auch eine manuelle Pumpe und eine steinerne Abwasch hatte und ansonsten für das Schweineschlachten verwendet wurde. Ich schlief in der ungeheizten Dachkammer, die direkt über dem Wohnzimmer lag und in der die Temperatur im Winter unter null Grad sank. Im Farmhaus gab es auch einen schön eingerichteten Salon, aber soweit ich mich erinnern kann, wurde dieser nur einmal im Jahr verwendet: am 26. Dezember (*Boxing Day*), wenn die Familien aus der Nachbarschaft auf ihren Besuchsrunden zu den Morlands kamen, wo ihnen traditionellerweise Käse und Wein angeboten wurde.

Zur Ernte- und Heuzeit arbeiteten wir besonders hart, von vor der Dämmerung bis nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die üblichen Pflichten und das Melken erledigt werden mussten. Anstatt zum Mittagessen in das Farmhaus zurückzukehren, brachte uns Ada das Essen zum Feld, auf dem wir arbeiteten und wo wir es unter einem Baum zu uns nahmen. Yorkshire Pudding war oft am Speiseplan, manchmal zwei- oder dreimal am Tag, und Frau Morland war besonders stolz auf ihr hervorragendes, geheimes Rezept – so wie alle anderen Frauen im Dorf. Wir aßen Yorkshire Pudding nicht nur mit dem Sonntagsbraten, sondern auch mit Suppe und manchmal als Mehlspeise, in *treacle* – Melasse, ein klebriger Zuckersirup, der in England sehr beliebt war – getränkt. Die Reste des Sonntagsbratens wurden im Laufe der Woche mehreren Verwandlungen unterzogen, um schließlich als *Shepherd's Pie*, Faschiertes mit Erdäpfelpüree überbacken, zu enden. Wir aßen auch viel Hammelfleisch, das anders als das heutige Lammfleisch

schmeckte, oder gedünstetes Kaninchen, wann immer Tom mit seinem Gewehr Erfolg hatte. Die Kaninchen wurden gejagt, indem man alle Zugänge zum Kaninchenbau bis auf einen blockierte und ein angebundenes Frettchen die Kaninchen hinausjagen ließ. Frettchen zu halten war allerdings nicht ungefährlich. Eines Nachts entkam eines der kleinen Tiere und brachte im Hühnerstall den gesamten Bestand um.

1995 besuchte ich mit meiner Familie die Low-Farm – 55 Jahre, nachdem ich sie verlassen hatte. Das Farmhaus war komplett modernisiert worden und wurde nunmehr von der Familie eines Geschäftsmannes bewohnt, der täglich in sein Büro nach Leeds pendelte. Die alte steinerne Scheune, die Ställe, einige Schuppen und der Scheunenhof, jetzt abgeschieden von den Feldern und Weiden, waren nunmehr leer und wirkten verlassen und zwecklos. Der ehemalige Scheunenhof war noch immer von dem alten kopfsteingepflasterten Weg und den Ställen gesäumt, aber der zentrale Platz, der üblicherweise knietief mit Dung, gemischt mit Stroh, bedeckt gewesen war, war nun ein gut geschnittener und satter Rasen. Es war ein sonniger Sommertag und ich konnte mir kaum vorstellen, dass das der Ort war, wo ich so oft den Mist mit einer Gabel auf einen Wagen geladen hatte, um ihn dann auf dem Feld auszustreuen. Das war meine liebste Aufgabe im Winter, da der Mist Wärme ausstrahlte und damit meine gefrorenen Zehen in den Gummistiefeln auftaute.

Die Welt hat sich so grundlegend geändert, seit ich ein Bursche in Yorkshire war, dass einige Erinnerungen an das Leben auf der Low-Farm von Interesse sein könnten. Die Low-Farm, so wie andere Höfe um Bishop Monkton herum, umfasste mehr als ein Dutzend Felder und Wiesen, nicht alle zusammenhängend, insgesamt 130 Morgen. Wir bauten eine verblüffende Zahl von Feldfrüchten an und hatten einen kompletten Tierbestand, einschließlich Gänse und Hühner, Schweine, hundert Schafe, ein Dutzend Kühe und ein halbes Dutzend Zugpferde. Nutzpflanzen wie Weizen, Hafer, Gerste, Erdäpfel, Rüben und Heu wurden jährlich auf den Feldern, die von Hecken umrandet und durch Wege zwischen den Hecken verbunden waren, abgewechselt. Die Rüben und das Heu wurden nicht verkauft, sondern als Futter für die Tiere im Winter gelagert. Nur ein Farmer im Ort, unser Nachbar, besaß

einen Traktor und er war die Zielscheibe vieler Witze, als sein Traktor in dem allgegenwärtigen Schlamm steckenblieb und von unseren riesigen Nutzpferden herausgezogen werden musste.

Beim Pflügen hielt man die Griffe eines Einblattpflugs, der von einem Pferd gezogen wurde, und gleichzeitig auch die Zügel. Das Eggen geschah auf ähnliche Weise, aber man konnte auf der vom Pferd gezogenen Egge sitzen; auch vor die gemietete Mähmaschine, die die Ernte in Garben bündelte, wurde ein Pferd gespannt. Heu, Rüben und andere Pflanzen wurden auf zweirädrige Pferdekarren gehoben, eine Methode, die sich seit dem klassischen Altertum kaum geändert hatte. Um das Heu transportieren zu können, wurde ein Holzrahmen auf dem Karren angebracht, wodurch eine große Plattform für die riesigen Mengen Heu entstand. Die Ladung musste aber sorgfältig ausbalanciert werden: Zu viel Gewicht hinten hätte das Pferd in die Luft heben und zu viel vorne seinen Rücken brechen können. Alle unsere Arbeitspferde waren Stuten, die gelegentlich von Rennpferden, die auf Besuch kamen, gedeckt wurden. Diese Mischung ergab starke und schnelle „Jäger“, die vom Landadel der Umgebung bei der Fuchsjagd sehr geschätzt wurden.

Wenn die Erdäpfel reif für die Ernte waren, wurden Frauen aus Leeds tageweise eingestellt. Die Erdäpfel wurden mit einer Egge umgepflügt, der eine Reihe langsam und gebückt gehender Frauen folgte, die die Erdäpfel aufklaubten und in ihre Körbe legten – eine Szene, die an ein Breughel-Bild erinnerte.

In den Wintermonaten blieben die Kühe in den Ställen und wurden mit Heu und Rüben gefüttert. Da die steinerne Scheune – 1415 erbaut – nicht groß genug für all das Heu war, errichteten wir Heuschober, manche bis zu 4,5 m hoch, die mit einem Strohdach gedeckt wurden. Auf der hohen Ladung sitzend, mit den Zügeln in der Hand, fuhr ich mit dem Karren von den Feldern zur Scheune – das machte Spaß und ich erinnere mich nun schmunzelnd daran. Es machte auch Spaß, ohne Sattel auf einer unserer geduldigen Stuten mit breitem Rücken zu reiten. Einmal aber ritt ich auf einer Stute, deren Fohlen gerade trinken wollte, woraufhin mich die Stute einfach abwarf. Ich erinnere mich auch, wie befriedigend es war, als ich erlernt hatte, eine schnurgerade

Furche auf der ganzen Länge des Feldes zu pflügen. Eine Fertigkeit zu erlernen ist äußerst zufriedenstellend, egal welche.

Die Feldarbeit war anstrengend, aber ich gewöhnte mich rasch daran und sie machte mir bald nichts mehr aus. Sie war auch eintönig und langweilig, was mir viel Zeit zum Tagträumen ließ. Meistens träumte ich von einer aktiveren Rolle im Krieg, der nun zwar ausgebrochen, aber in den ersten Monaten in England noch wenig spürbar war. Auf der Low-Farm wurde voll „biologisch“ gearbeitet, lange bevor der Begriff in Mode war; kein chemischer Dünger, keine künstlichen Unkrautvernichtungs- oder Schädlingsbekämpfungsmittel kamen jemals auf die Farm. Die andere Seite der Medaille war, dass wir im Sommer lange Tage damit verbrachten, das verhasste Unkraut auf den Getreidefeldern händisch auszureißen oder die endlosen Reihen von Rüben aufzuhacken, um sie frei von Unkraut zu halten. Im Winter führten wir den Dung, der sich auf dem Scheunenhof angehäuft hatte, auf die Felder und verteilten ihn mit Heugabeln. Die unangenehmste Arbeit an Schlechtwettertagen war die Rübenernte: Man musste sie mit der linken Hand an den gefrorenen grünen Spitzen aus der Erde ziehen und dann mit einem raschen Schlag mit der Sichel, die man in der rechten Hand hielt, „köpfen“. Handschuhe waren unbrauchbar, die Finger waren rasch steifgefroren und der Rücken schmerzte bald vom ständigen Bücken. Die Rüben wurden auf eine Karre geladen und für den Winter in langen, hüfthohen Stößen gelagert, die erst mit Stroh, dann mit Dung und schließlich mit einer Lage Erde bedeckt wurden, damit sie nicht gefrieren. Im Winter entfernten wir diese Bedeckung und fuhren die Rüben in den Hof. Dort schnitten wir sie mit einer handgekurbelten Schneidemaschine und verfütterten sie an die Kühe – aber sie waren auch fixer Bestandteil der Mahlzeiten bei den Morlands.

Meine unangenehmste Erinnerung ist das Aufstehen an finsternen, kalten Wintermorgen, um die Kühe zu melken – manuell, natürlich. Mein einziges Vergnügen war jeden Morgen eine Maus, die ihren Mund für die Milch öffnete, die ich ihr von dem Euter der Kuh spritzte. Nachdem Ken und ich mit dem Melken fertig waren und den Stall ausgemistet hatten, gingen wir in die Milchammer, wo wir jeder eine Schale fetten Rahms, den wir von der Milch des vergangenen Abends

abgeschöpft hatten, tranken – ein Muntermacher vor dem Frühstück, den heutige Kardiologen wahrscheinlich nicht gutheißen würden. Nach dem Abendmelken aßen wir zu Abend, hörten BBC-Nachrichten im Radio und gingen früh zu Bett. Manchmal blieb ich auf, um beim schwachen Licht einer kleinen Petroleumlampe, die ich in Ripon gekauft hatte, in mein Tagebuch zu schreiben.

Die Arbeit veränderte sich natürlich je nach Jahreszeit. Zum Schafehüten hatten wir einen wunderbaren Hund namens Jock, der erste, aber nicht der letzte Hund, den ich sehr liebte. Die Hufe der Schafe mussten von Zeit zu Zeit abgeschliffen werden, damit sie nicht von hässlichen weißen Maden befallen wurden, was leicht zum Tod der Schafe führen konnte. Die Schafe grasten auf Weiden, die von alten Hecken umzäunt waren. Diese wurden in den Wintermonaten mit langstieligen scharfen Heckenstutzern ausgebessert und geschnitten.

Die Dreschtage waren aufregend und anstrengend. Am Abend vor dem festgesetzten Termin rumpelte eine selbstfahrende Dampfmaschine in den Hof, die wie eine alte Lokomotive ausschaute und die einen Kohletender und eine riesige Dreschmaschine hinter sich herzog. Der Drescher wurde mittels eines langen Lederriemens durch das Schwungrad der Dampfmaschine betrieben und neben dem Heuhaufen abgestellt. Wenn er in Betrieb war, benötigte der Drescher zur Bedienung ein Dutzend Männer – die zusätzlich benötigten Männer kamen von den benachbarten Farmen. Ken, Tom und ich standen lange vor Tagesanbruch auf, um das Melken und Füttern zu erledigen, bevor die Helfer und Helferinnen eintrafen. Der Boiler wurde dann gefüllt, das Strohdach vom Heuhaufen entfernt, und zwei Männer oben auf dem Haufen begannen die Getreidebündel in die Maschine zu befördern. Andere mussten das Getreide, das Stroh und die Spreu wegbefördern, die mit alarmierender Geschwindigkeit aus den verschiedenen Öffnungen des Dreschers kamen. Alle arbeiteten sehr hart, damit die Maschine mit voller Geschwindigkeit laufen konnte, um den gefürchteten und zeitverschwenderischen Stillstand zu vermeiden. Ich hatte die schmutzige und juckende Aufgabe, die Spreu, die aus der Maschine schoss, in Leinensäcke zu füllen und diese in die Scheune zu tragen. Am Vormittag gab es eine kurze Trinkpause und zu Mittag

ruhte, zur allgemeinen Erleichterung, die Maschine, so wie auch die Menschen. Nachdem wir uns den Ruß und Schmutz abgewaschen hatten, setzten wir uns an Tische, die im Obstgarten aufgestellt waren, und Ada und die anderen Frauen aus dem Dorf überboten sich, um den Arbeitern ein opulentes Mahl darzureichen.

Mein wöchentlicher Lohn betrug Half-a-crown (2,5 Shilling) und nach ein paar Monaten wurde er auf eine Crown (5 Shilling) erhöht, was damals eine große Silbermünze war, deren Wert ungefähr einem Dollar entsprach. Nachdem ich genug gespart hatte, gab ich 17 Shilling für ein Fahrrad aus, das mir nach ein paar Reparaturen einen viel größeren Bewegungsspielraum verschaffte. Nachdem ich sonntags meine Aufgaben erledigt hatte, konnte ich nun in die Stadt Ripon mit ihrer alten Kathedrale, die einige Meilen entfernt war, radeln und dort ins Kino gehen. Zu Rosch ha-Schana fuhr ich sogar weiter, da ich von einer örtlichen jüdischen Familie eingeladen worden war, in die Synagoge von Harrogate zu kommen und dann bei ihr zu speisen. Die Gemeinde von Harrogate muss durch ein Flüchtlingskomitee in London, das mich offenbar im Auge behielt, von meiner Existenz erfahren haben.

Bishop Monkton hatte ein Gemeindezentrum für Männer, das als *Mechanics' Institute* bekannt war – Arbeiter wurden im 19. Jahrhundert als Mechaniker bezeichnet. An Samstagabenden gingen Ken und ich dorthin, um Snooker zu spielen. Das weibliche Gegenstück, das Fraueninstitut (*Women's Institute*), organisierte gelegentlich ein „Whist-Spiel und Tanz“, ein Höhepunkt im Gesellschaftskalender von Bishop Monkton. Whist ist ein Kartenspiel, das, ähnlich wie Bridge, von zwei Paaren gespielt wird, die einander gegenüber sitzen, aber es wird nicht lizitiert wie beim Bridge. Bei einem Whist-Turnier wechselten die Gewinner nach jeder Partie zum nächsten Tisch, was eine gründliche Mischung der Teilnehmer und Teilnehmerinnen bewirkte. Anschließend wurde zu populären Liedern, die am Klavier gespielt wurden, getanzt – Lieder, die sich auf den noch jungen Krieg bezogen: „*We're Going To Hang Out Our Washing on the Siegfried Line*“, „*It's a Long Way to Tipperary*“, „*Don't Sit Under the Apple Tree with Anyone Else but Me*“ und „*When the Lights Go On Again, All Over the World*“. Darauf musste man noch lange warten.

Um 1940 wurden viele junge Männer aus dem Dorf eingezogen und junge Frauen von der *Land Army* tauchten auf, um ihre Plätze einzunehmen. Eine von ihnen, ein dunkelhaariges Mädchen namens Peggy, arbeitete auf der Nachbarfarm und erweckte mein erstes zaghaftes Interesse am anderen Geschlecht.

Es gab noch andere gesellschaftliche Verpflichtungen für mich. Eines Tages, als ich vom Feld zurückkam, herrschte große Aufregung auf der Farm: Der Chauffeur von Captain Fox war gekommen, um mich zum Abendessen mit dem Captain einzuladen, und die Morlands waren auf die großzügige Geste des Gutsherrn nicht wenig stolz. Er hatte mich offensichtlich im Ort gesehen und wollte mich näher kennenlernen. In meinem besten Anzug (in Knickerbockern) wurde ich von einem großen Auto abgeholt und zum Herrenhaus von Captain Fox, etwas außerhalb des Dorfes, gebracht. Ich war auf seine Freundlichkeit und die Opulenz des Essens überhaupt nicht vorbereitet – wir saßen einander gegenüber und aßen von goldenen Tellern, und ein Diener stand hinter jedem von uns. Ich war noch überraschter, als er mich zum Abschied küsste. Das kam mir seltsam vor, aber ich befand mich in einem Land mit vielen seltsamen Sitten. Bei unserem dritten Treffen schlug der Captain ein Spiel vor, bei dem er mein Gewicht erraten wollte, indem er mich aufhob und meine Muskeln spürte; danach sollten wir hinaufgehen, um die Schätzung auf der Badezimmerwaage zu überprüfen. Erst da dämmerten mir seine Absichten, die er bald noch deutlicher machte: Wenn ich entgegenkommender wäre, würde er seinen Einfluss im Außenministerium geltend machen, um Visa für meine Eltern zu organisieren, die zu der Zeit noch in Wien festsäßen. Das brachte mich einige Tage lang in ein schreckliches Dilemma, aber da Deutschland und Großbritannien sich im Krieg befanden, hatte ich ernste Zweifel, dass er tatsächlich Visa ermöglichen könnte, und vermutete hinter seinem Angebot eine List. Darauf hörten natürlich die Einladungen zum Abendessen auf.

Der Winter 1939/40 war in England ungewöhnlich kalt und unangenehm. Ich bekam Frostbeulen auf meinen Füßen und gelangte langsam zu der Ansicht, dass ich keine Laufbahn als Landarbeiter anstrebte. Ich fühlte, dass ich meine Lage ändern müsste, hatte aber

keine Ahnung, wie ich das bewerkstelligen sollte. Bis dahin hatte ich immer getan, was man mir sagte, zuletzt von Funktionären der Flüchtlingskomitees, sodass unabhängiges Handeln mir nicht leichtfiel. Glücklicherweise hatte Lesley, die damals als Rezeptionistin im Park-Royal-Hotel in Brighton arbeitete, mir geschrieben, dass das Hotel einen „Lehrling“ suchte, und ich beschloss, mein Glück im Hotelfach zu versuchen. Wie sich herausstellte, war die Arbeitsbeschreibung sehr irreführend, da meine hauptsächliche Beschäftigung im Geschirrwaschen bestand. Die Übersiedlung an die Südküste hatte aber weitreichende Folgen für mich. Nachdem ich lange Zeit mit mir gerungen hatte, kündigte ich den Morlands – die darüber gar nicht glücklich waren und es mich auch wissen ließen.

Mein Tagebuch¹⁷

Als ich mich an mein Leben auf der Low-Farm erinnerte, kamen Ereignisse hoch, die ich mehr als 60 Jahre verdrängt hatte. Da ich durch meine Forschungsarbeit wusste, wie wichtig Originalquellen sind, grub ich das alte Tagebuch aus, das ich kurz nach meiner Ankunft in Bishop Monkton begonnen hatte. Als ich es las, erkannte ich, dass diese zeitnahen, wenngleich kindlichen Überlegungen und Betrachtungen ein genaueres Bild über meinen damaligen Zustand abgeben würden als meine Erinnerungen.

Manche Eintragungen sind mir heute peinlich; es ist nicht einfach, sich nach sechs Jahrzehnten mit einem Kind zu identifizieren. Ich hatte mein Tagebuch immer geheim gehalten, obwohl ich auf der Low-Farm keine neugierigen Blicke fürchten musste, da ich auf Deutsch schrieb. So konnte ich mir einige unhöfliche Kommentare über die Morlands von der Seele schreiben.

17 Die Auszüge aus dem in deutscher Sprache verfassten Tagebuchteil wurden im Original belassen, die wenigen Fehler, fast ausschließlich fehlende Kommazeichen, nicht gekennzeichnet.

Liebes Tagebuch!

Ich faßte den Entschluß dich zu beginnen aus Einsamkeit. Das klingt ein bißchen geschwollen aber es ist so. Ich will, daß Du mir immer ein guter Freund bist, ein Tröster in traurigen Stunden. Ich habe Dich gerne und Deine Aufgabe wird es sein alle meine Erinnerungen und Erlebnisse festzuhalten, so daß Du für mich wertvoller wirst als für andere Menschen, denn ich kaufte Dich um 3 d. bei Woolworth. Ich hoffe, das genügt als Vorwort und Du wirst mich bald näher kennen lernen.

[Bishop Monkton, 22. Oktober 1939]

Ich bin momentan in einem jämmerlichen kleinen Dorf in England und arbeite als „lad“ bei einem biederen Yorkshire Farmer mit Namen Mr. Morland. Das ist in Kürze meine jetzige Stellung. Wie ich zu dieser Stellung kam und warum ich Deutsch schreibe werde ich Dir jetzt erklären.

Ich bin ein Wiener. Ich bin in Wien geboren, bin in Wien in die Schule gegangen, ich habe in Wien meine Kindheit erlebt, ich bin in Wien glücklich und unglücklich gewesen. Ich bin eben ein Wiener. Ich bin solange in dieser Stadt gewesen bis mich ein Herr aufgefordert hat sie zu verlassen. Es war Herr Hitler.

Ich wohnte im III. Bezirk, Reisnerstr. 29 Tür 1. Es ist ein schönes Haus und ich habe die ersten 14 Jahre meines Lebens darin verbracht.

Die nächsten Eintragungen beschreiben mein Familienleben in herzlichen Worten, die Folgen des Anschlusses und wieso ich mich zu dem Zeitpunkt in Yorkshire befand. Zwei Monate nach meiner Ankunft scheine ich mich einigermaßen eingelebt zu haben, obwohl Mr. und Mrs. Morland mir unlieb blieben.

[24. Dezember 1939]

... Ich habe von den l. Eltern Nachricht daß sie unter Umständen nach Palästina fahren werden, ich warte auf Einzelheiten. Am 15. war ich bei einem Tanz, es war sehr nett, das ist doch ein

bißchen Abwechslung. Ich habe dort ein Landmädchen kennengelernt, bin erst um 2h nach Hause gekommen. Außerdem habe ich mir um 17/- ein Rad gekauft. Muß es erst richten.

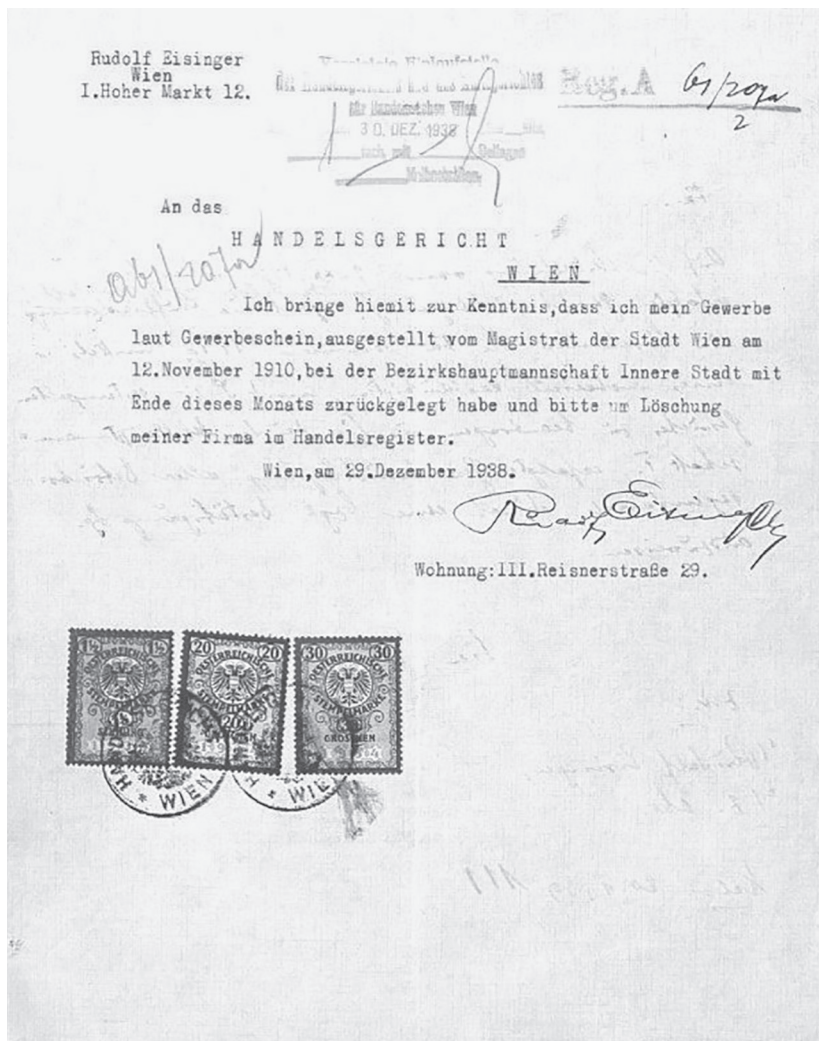
[31. Dezember 1939]

Ich habe ganz nette Weihnachten erlebt, wir haben 3 Tage bis auf füttern, melken und ausmisten nichts gearbeitet. Peggy war zu Weihnachten nicht hier. Ich war gestern mit ihr in Ripon. Sie ist endlich einmal ein intelligentes Mädchen mit dem man sich unterhalten kann, und ich freue mich daß ich sie kennengelernt habe. Heute Abend ist Silvester, er wird wohl kaum so nett sein als die vorhergehenden, aber ich trete 1940 mit einem starken Willen an, und wo ein Wille ist, dort ist auch ein Weg, und wenn es nicht 1940 ist, wird es 1941 sein... Ich weiß noch immer nichts Bestimmtes wegen den Eltern. Diese schäbigen Alten haben mir trotz Versprechen nicht einen Tupf mehr [Lohn] gegeben.

Ich habe 20 Weihnachtskarten ausgeschildt aber nur 3 bekommen, von den da Costas, Evelyn und Mrs. Riley, habe als einziges Weihnachtsgeschenk ein Taschentuch von letzteren erhalten.

[25. Januar 1940]

Erhielt heute endlich einen Brief von den l. Eltern, sie sind in Preßburg und warten auf Weiterreise nach Palästina. Allerdings ist der Brief von 28. XII. Dadurch, daß die l. Eltern von Wien weg sind und die Wohnung aufgegeben haben, ist noch ein Faden zwischen mir und Wien gerissen. Ich habe aber die Hoffnung noch einmal hinzukommen noch nicht aufgegeben. Meine Gesundheit ist wieder in Ordnung, habe aber eine schreckliche Frostbeule, daß ich kaum gehen kann... Das Wetter hat sich nicht gebessert, es schneit weiter und ist Englands strengster Winter seit 1894.



Nachdem sein Geschäft am 9. November 1938 beschlagnahmt wurde, verständigte Papa das Handelsgericht von der Löschung der Firma.

Vor Ausfüllung des Vermögensverzeichnis ist die beigefügte Anleitung genau durchzulesen!

Zur Beachtung!

1. Wer hat das Vermögensverzeichnis einzureichen?
Jeder Anmeldepflichtige, also auch jeder Ehegatte und jedes Kind für sich, für jedes minderjährige Kind ist das Vermögensverzeichnis vom Inhaber der elterlichen Gewalt oder vom dem Vormund einzureichen.
2. Bis wann ist das Vermögensverzeichnis einzureichen?
Bis zum 30. Juni 1938. Der anmelde- und bewertungspflichtig ist, aber die Anmelde- und Bewertungspflicht nicht oder nicht rechtzeitig oder nicht vollständig erfüllt, legt sich schwerer Strafe (Geldstrafe, Gefängnis, Zuchthaus, Einziehung des Vermögens) aus.
3. Wie ist das Vermögensverzeichnis auszufüllen?
Es müssen sämtliche Fragen beantwortet werden. Nichtzutreffendes ist zu durchstreichen. Reicht der in dem Vermögensverzeichnis für die Ausfüllung vorgegebene Raum nicht aus, so sind die geforderten Angaben auf einer Anlage zu machen.
4. Wenn Zweifel bestehen, ob diese oder jene Werte in dem Vermögensverzeichnis aufgeführt werden müssen, sind die Werte aufzuführen.

38677

**Verzeichnis über das Vermögen von Juden
nach dem Stand vom 27. April 1938**

des Eisinger Rudolf Kaufmann
der Wien III. Reisner - Straße, 11/15 Nr. 20
in Wien (Wohnsitz oder gewöhnlicher Aufenthalt)

Angaben zur Person

Ich bin geboren am 9. Mai 1893
Ich bin Jude (§ 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935, Reichsgesetzbl. I S. 1333) und — deutscher) — Staatsangehörigkeit!) — ~~österreich~~)
Da ich — Jude deutscher Staatsangehörigkeit!) — ~~österreich~~) bin, habe ich in dem nachstehenden Vermögensverzeichnis mein gesamtes inländisches und ausländisches Vermögen angegeben und bemerkt!).
Da ich Jude fremder Staatsangehörigkeit bin, habe ich in dem nachstehenden Vermögensverzeichnis mein inländisches Vermögen angegeben und bemerkt!).
Ich bin verheiratet mit Grete Eisinger geb. Linder
Mein Ehegatte ist der Rasse nach — jüdisch) — ~~arisch~~) und gehört der jüdischen Religionsgemeinschaft an.

Angaben über das Vermögen

I. Land- und forstwirtschaftliches Vermögen (vgl. Anleitung 3iff. 9):

Wenn Sie am 27. April 1938 land- und forstwirtschaftliches Vermögen besaßen (gepachtete Ländereien u. dgl. sind nur auszuführen, wenn das der Bewirtschaftung dienende Inventar Ihnen gehörte):

Lage des eigenen oder gepachteten Betriebs und seine Größe in Hektar? (Gemeinde — und folgender, auch grundbuch- und katastermäßige Bezeichnung)	Art des eigenen oder gepachteten Betriebs? (z. B. landwirtschaftlicher, forstwirtschaftlicher, gärtnerischer Betrieb, Weinbaubetrieb, Sijebetrieb)	Handelte es sich um einen eigenen Betrieb oder um eine Pachtung	Wert des Betriebs RM	Bei eigenen Betrieben: Wenn der Betrieb noch anderen gehört: Wie hoch war ihr Anteil? (z. B. 1/2)
1	2	3	4	5

II. Grundvermögen (Grund und Boden, Gebäude) (vgl. Anleitung 3iff. 10):

Wenn Sie am 27. April 1938 Grundvermögen besaßen (Grundstücke, die nicht zu dem vorstehenden unter I und nachstehend unter III bezeichneten Vermögen gehörten):

Lage des Grundstücks? (Gemeinde, Straße und Hausnummer, bei Bau land auch grundbuch- und katastermäßige Bezeichnung)	Art des Grundstücks? (z. B. Einfamilienhaus, Mietwohngrundstück, Bauland)	Wert des Grundstücks RM	Wenn das Grundstück noch anderen gehört: Wie hoch war ihr Anteil? (z. B. 1/2)
1	2	3	4

) Nichtzutreffendes ist zu durchstreichen.

Vermögensverzeichnis (DÖ D. 26. 4. 38).

Finanzamt Landstraße Wien P 44 199 15. April 1939


(Dienststelle) (Ort und Datum)
 915-50/W 3. Schachhausg 57
 (Stempelzeichen) (Straße)

Steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung
 (Gültigkeitsdauer: zwei Monate ab Ausstellung)

Gegen die Ausreise des(e) geborener ~~Israel~~ ^{Israel} Müller
J. Neubauer geboren am 13. 12. 1914 in Wien
 (Wohnung) geboren in

und seiner Ehefrau, geboren am _____, geboren am _____
 in _____, und seiner Kinder, geboren am _____, geboren am _____
 _____, geboren am _____, geboren am _____

habe ich keine Bedenken.



(Unterschrift)

Reg.-Nr. 954, Kleinfont. 1038. — A 4 (Unbedenklichkeitsbescheinigung). — Staatsdruckerei Wien. (E.) 10.359 88

Obwohl ich noch ein Schüler war, musste ich vor meiner Ausreise eine „Steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigung“ vorlegen, in der „Israel“ als jüdischer Vorname ergänzt wurde.

England 1939



Liebes Tagebuch!

Ich faßte den Entschluß dich zu beginnen aus Einsamkeit. Das klingt ein bißchen geschwollen aber es ist so. Ich will, daß Du mir immer ein guter Freund bist, ein Tröster in traurigen Stunden. Ich habe Dich gerne und Deine Aufgabe wird es sein alle meine Erinnerungen und Erlebnisse festzuhalten, so daß Du für mich wertvoller wirst als für andere Menschen, denn ich kaufte Dich um 3 d. bei Woolwoith.

Ich hoffe, daß

genügt als Vorwort und Du wirst mich bald näher kennen lernen.

Die Seiten 1 und 2 meines Tagebuchs, das ich in England führte

Bishop Monkton, 22. X. 1939.

Ich bin momentan in einem
jämmerlichen kleinen Dorf in England und arbeite
als "load" bei einem biederen Yorkshire-Farmer
mit Namen Mr. Morland.

Das ist in Kürze meine jetzige
Stellung. Wie ich zu dieser Stellung kam
und warum ich deutsch schreiben werde ich Dir
jetzt erzählen.

Ich bin ein Wiener. Ich bin in
Wien geboren, bin in Wien in die Schule gegangen,
ich habe in Wien meine Kindheit erlebt, ich
bin in Wien glücklich und unglücklich gewesen.
Ich bin eben ein Wiener. Ich bin solange
in dieser Stadt gewesen bis mich ein Herr auf-
gefordert hat sie zu verlassen. Es war Herr Hitler.

Ich wohnte im III. Bezirk Rinnertstr.
29 Tür 1. Es ist eine schöne Haus und ich
habe die ersten 14 Jahre meines Lebens darin



Oben:
Diese Unterkunft am Strand in Douglas auf der Isle of Man war mein drittes Internierungslager. Der Stacheldrahtzaun verläuft in der Straßenmitte und trennt die Gefangenen, deren aufgehängte Wäsche zu sehen ist, von den einheimischen Passanten.

Links:
Meine Schwester Ilse, die sich in England in Lesley umbenannte, ca. 1942



Whist drive and dance in Bishop Monkton, 26. Dezember 1939 (Boxing Day)
Dieses Gruppenbild erschien in der Lokalzeitung. Ich bin hinter dem dritten Herrn von links zu sehen.



Dieses alte Foto zeigt einen zweirädrigen Heukarren, wie er auf der Low-Farm für den Transport von Rüben oder Heu verwendet wurde. Unser Wagen war allerdings größer und unsere Pferde nicht so dürr. Der Bursche oben auf dem Karren hat die Aufgabe, das Heu gleichmäßig vorn und hinten zu verteilen.

3. Internierung in England und Kanada

„Feindlicher Ausländer“

Obwohl sich Großbritannien und Frankreich seit Hitlers Einmarsch in Polen im September 1939 mit Deutschland im Krieg befanden, blieb die Westfront – durch die „unüberwindbare“ französische Maginot-Linie gesichert – unheimlich ruhig. Das änderte sich dramatisch, als die deutschen Truppen im April 1940 Dänemark und Norwegen besetzten und im darauf folgenden Monat die Niederlande und Belgien einnahmen und somit die französische Armee und die britischen Expeditionstreitkräfte (BEF) am Flügel umgingen. Die BEF wurden isoliert und an der Küste in Dunkerque umzingelt. Nur dank der Royal Navy und einer eilig zusammengestellten Flottille kleiner Schiffe und Boote jeder Art gelang es dem Großteil der BEF, über den Kanal in Sicherheit zu entkommen – also sozusagen in meinen Fußstapfen.

Nach dem Fall Frankreichs kursierten in Großbritannien berechtigte Ängste einer unmittelbar bevorstehenden deutschen Invasion und es gab Gerüchte über die Existenz einer „Fünften Kolonne“ von Nazi-saboteuren, die als Flüchtlinge und Touristen getarnt ins Land gekommen wären. In dieser Atmosphäre beschloss die britische Regierung, kein Risiko einzugehen, und befahl die Internierung aller „feindlichen Ausländer“ (*enemy aliens* – genauer: „Ausländer aus Feindstaaten“) zwischen 16 und 60 Jahren, die im Radius von 50 Meilen von der Küste entfernt lebten. Das galt für jeden mit einem deutschen Pass und es wurde nicht versucht, zwischen jüdischen oder politischen Flüchtlingen sowie anderen deutschen Staatsbürgern zu unterscheiden. Churchill autorisierte diese Operation mit den unvergleichlichen Worten: „*Collar the lot*“ (in etwa: „Schnappt sie alle“).¹⁸

18 Die Geschichte der Internierung von „Ausländern aus Feindländern“ wurde von meinem Freund Eric Koch erforscht und in dem Buch *Deemed Suspect* beschrieben (1980); siehe auch: *Collar the Lot* von Peter und Leni Gillman (1980), *A Battered Page? The internment of His Majesty's „Most Loyal Enemy Aliens“* von Ronald Stent (1980), *Auf Sie haben wir gewartet* von E. Sartons-Saretski (1997) und *Both Sides of the Wire (Vol. 1)* von Ted Jones (1988), das

Ich war gerade 16 geworden und arbeitete in der Abwaschkammer neben der Küche des Park Royal Hotel in Brighton. Ich wurde als Hotellehrling angestellt, eine Stelle, die mehr Zukunft versprach als die eines Bauernburschen; den Wechsel machte ich mit Hilfe von Lesley und beraten von Dr. Stefan Kimmelman, unserem ehemaligen Nachbarn in Wien, der in Brighton lebte und mich *in loco parentis*, anstelle meiner Eltern, betreute.

Meine Hauptaufgabe war das Abwaschen von Geschirr und Töpfen eines ziemlich großen Hotels, das vier Mahlzeiten am Tag an über hundert Gäste servierte. Geschirrspüler waren noch nicht erfunden und ich musste den ganzen Tag mit meterhohen Stößen schmutziger Teller und Schalen kämpfen, die sich nach jeder Mahlzeit ansammelten, sie mit der Hand waschen, abspülen und trocknen. Außerdem musste ich in einer Kammer Tee in silbernen Kannen für die Gäste zubereiten. Die Kellner benutzten einen Klingelcode, um mir zu signalisieren, welchen Tee (indisch oder chinesisches) und in welcher Teekannengröße ich den Tee zubereiten sollte. Meine anderen Pflichten waren das Zubereiten von Toast Melba¹⁹ und das Putzen von Gemüse, wenn der Chef Marcel, ein temperamentvoller Franzose, es anordnete. Marcel hatte viele laute Wortwechsel mit „Madam“, der Inhaberin des Hotels, die meistens damit endeten, dass er mit sofortiger Kündigung drohte, demonstrativ seine Messer einpackte, aber doch nie wirklich ging.

Mein Gehalt betrug beeindruckende 10 Shilling (etwas mehr als 2 Euro) pro Woche und ich schlief auf einem Feldbett in dem fensterlosen Heizraum im Keller des Hotels. Theoretisch hatte ich einen Nachmittag in der Woche frei, wenn Pat, der Gepäckträger des Hotels, ein großer bulliger Ire, mich vertreten würde. An meinem ersten freien Nachmittag besuchte ich die Kimmelmans und die de Costas, die im nahegelegenen Hove wohnten. Als ich in das Hotel zurückkehrte, war das schmutzige Tee- und Essgeschirr auf dem Boden der

die Geschichte sowohl aus der Sicht der Gefangenen als auch aus der der Wärter erzählt.

19 Um einen Toast Melba herzustellen, schneidet man (vorsichtig) den weißen Toast durch die Mitte und röstet die Innenseiten.

Kammer gestapelt. Ich protestierte bei Pat, der mich mit einem kurzen „*Fuck off!*“ abkanzelte. Da Madam Pat für unentbehrlicher als mich hielt, wollte sie sich nicht in die Kontroverse einmischen. So blieb mir nichts anderes übrig, als meine freien Nachmittage zu vergessen. Abgesehen von ein paar glücklichen Stunden zwischen dem Mittags- und dem Teegeschirr verbrachte ich jeden Tag von 6 Uhr früh bis 9 Uhr abends in der Abwasch- und Anrichtekammer.²⁰

Die Familie Kimmelman hatte in Wien im selben Haus wie wir gewohnt und ihr Sohn Hans und ich waren schon lange befreundet. Zur Zeit des Anschlusses besuchte er eine Privatschule in England und seinen Eltern gelang es, ihm bald nach England zu folgen. Die ersten Tage meines Engländeraufenthalts wohnte ich bei ihnen in London. Der Vater war in Wien Anwalt gewesen. Er recherchierte intensiv, welche Berufe die besten Aussichten in der verwirrenden neuen Welt boten, mit der wir konfrontiert waren. Er beschloss, dass die Landwirtschaft die besten Zukunftsperspektiven offerierte, und schickte Hans in eine Landwirtschaftsschule. Freundlicherweise schlug er mir vor, dasselbe für mich zu tun, wenn ich vorher ein Jahr auf einer Farm arbeiten würde. Obwohl die Aussicht, eine Schule zu besuchen, für mich sehr attraktiv war, war es die Rückkehr auf eine Farm, die ich gerade verlassen hatte, nicht. Hans aber studierte Landwirtschaft, änderte seinen Namen in John Keeble und wurde ein Spezialist für die künstliche Befruchtung von Vieh.

Hans und ich trafen uns in Brighton zum ersten Mal nach unserer Flucht aus Wien und plauderten viele Stunden. Das war zu der Zeit, als der Krieg in England noch wenig spürbar war, und meinen Tagebuchaufzeichnungen entnehme ich, dass wir Pläne machten, gemeinsam nach Wien zurückzukehren – sobald der Krieg vorbei war. Offensichtlich ahnte keiner von uns, was für ein schwieriger Weg vor uns lag.

20 Wenn Pat frei hatte, musste ich seine Dienste als Gepäckträger übernehmen. Als ich das erste Mal das Gepäck eines Gastes in sein Zimmer getragen hatte, lehnte ich das angebotene Trinkgeld ab, da man mich gelehrt hatte, kein Geld von Fremden anzunehmen. Was mag sich der Gast wohl gedacht haben?

Angesichts meiner zweifelhaften Aussichten im Hotelgewerbe war ich verständlicherweise nicht sonderlich unglücklich, als eines Tages zwei Polizisten zu mir kamen und mich höflich baten, sie zur Polizeistation zu begleiten. Ich nahm an, dass ich wieder einmal ein Formular bezüglich meines Status als „feindlicher Ausländer“ ausfüllen sollte. Ich trocknete meine Hände, ließ die Abwasch voll Geschirr und war bereit mitzukommen, als einer der Polizisten vorschlug, eine Zahnbürste mitzunehmen. Es war der 16. Mai 1940, kurz nach der Evakuierung von Dunkerque, und es wurde mir bewusst, dass mein Leben erneut eine radikale Wendung nehmen würde. Am Weg zur Polizeistation gingen mir viele Gedanken durch den Kopf, aber an einen erinnere ich mich mit großer Befriedigung, nämlich, dass der verhasste Pat an dem Abend das Geschirr abwaschen musste. *God's in His Heaven / All's right with the world.*

Auf der Polizeistation waren ein bis zwei Dutzend andere „feindliche Ausländer“, die verhaftet worden waren, fast alle von ihnen jüdische Flüchtlinge. Später an dem Abend brachte uns ein Polizeiwagen zum Pferderennplatz von Brighton, dem ersten von mehreren improvisierten Internierungslagern, die ich in den nächsten Monaten bewohnen sollte. Wir wurden in einen großen Raum mit einem Zementboden gebracht und bekamen Leinwandsäcke, die wir mit Stroh füllten, das in einer Ecke hoch aufgetürmt war. Wenn man sie mit der richtigen Menge Stroh füllte, waren sie ganz akzeptable Matratzen.

Lesley war kurz vor meiner Verhaftung von Madam entlassen worden und arbeitete nun als Assistentin der Hausmutter in einem privaten Mädcheninternat in Brighton. Sie erhielt die Erlaubnis, am Tor des Rennplatzes ein Paket mit Kleidung und Essen für mich zu hinterlassen, aber wir sahen uns erst nach Kriegsende wieder.

Ich war überrascht, als ich Dr. Kimmelman im Lager in Brighton traf. Für mich war die Internierung eine interessante neue Erfahrung, für ihn aber war sie äußerst schmerzlich. Meine bisherigen Erfahrungen gaben mir das Selbstvertrauen, mit allen kommenden Fährnissen der Gefangenschaft zurechtzukommen. Ich vergaß nie den Unterschied zwischen einem britischen Internierungslager und einem Nazi-Konzentrationslager – und war glücklich, mich in Ersterem zu befin-

den.²¹ Aber für Dr. Kimmelmann bedeutete die Internierung einen inakzeptablen Verlust an Würde und die Trennung von seiner wunderbaren Frau Anni. Er hatte in Wien immer ein väterliches Interesse an mir gezeigt – ich erinnere mich gut an folgende Begebenheit: Ich war damals 10 Jahre alt und hatte soeben im renommierten Akademischen Gymnasium begonnen. Dr. Kimmelmann war gerade am Nachhauseweg, als er mich auf meinem Roller in die andere Richtung zum Greißler am Ende der Straße fahren sah. Er hielt mich an und ermahnte mich, dass es für einen Gymnasiasten unziemlich wäre, mit einem Roller zu fahren – ein wohlgemeinter Rat in einem klassenbewussten Wien. Er versuchte auch meine Bildung und mein Benehmen in der Öffentlichkeit zu verbessern, indem er mich (mit begrenztem Erfolg) in die Schriften von Nietzsche und Schopenhauer einführte. Als wir uns am Pferderennplatz in Brighton trafen, konnte ich ihm seine Liebenswürdigkeit vergelten, indem ich seinen Strohsack füllte.

Odyssee durch die Lager

Es gibt gute Gründe, warum mir die Internierung am Anfang keine Angst machte, obwohl ich meiner begrenzten Freiheit und Privatsphäre, die ich im Hotel genossen hatte, beraubt worden war. Ich war plötzlich von der Fronarbeit meiner früheren Jobs befreit und, viel wichtiger, fand mich zum ersten Mal seit meiner Abreise aus Wien in

21 Der Mann meiner Cousine Hilde, Ernst Zweigenthal, war einen Monat im KZ Buchenwald inhaftiert gewesen und unter der Bedingung freigelassen worden, dass er sofort auswandert. Als er und Hilde bei uns in Wien wohnten, nahm er mich – kurz bevor sie das Land verließen – beiseite, ließ mich schwören, nichts zu verraten, und erzählte mir von der unbeschreiblichen Degradierung und der Folter, denen die KZ-Insassen ausgeliefert waren. Das hinterließ einen verheerenden Eindruck bei mir. Man hatte ihn gewarnt, sollte er jemals zu irgendjemandem über seine Erfahrungen sprechen, er sofort ins KZ zurückgeschickt werden würde. Dieser kräftige große Mann kam als verängstigter und gebrochener Mann zurück, und kurz nachdem er und Hilde nach Bolivien emigriert waren, beging er Selbstmord.

der Gesellschaft von Burschen meines Alters und Hintergrunds. Obwohl ich das damals noch nicht wusste, eröffnete mir die Internierung neue Perspektiven, die den Rest meines Lebens bedeutend beeinflussen sollten.

Von dem Rennplatz in Brighton wurden wir mit dem Zug in ein anderes Lager gebracht, eine noch nicht fertige Wohnanlage in Huyton, eine Vorstadt von Liverpool. Da nicht genug bewohnbare Häuser vorhanden waren, mussten die jungen Leute, auch ich, in einem Zelt auf dem Boden schlafen. Schmerzlicher waren die winzigen Essensrationen. Sie bestanden aus täglich einer etwa 2,5 cm dicken Scheibe Weißbrot, manchmal mit einem Löffel Marmelade oder einem Salzhering aus einem Fass. Zum ersten Mal in meinem Leben litt ich tagelang Hunger. Als ich versuchte, das Brot dreizuteilen, um drei „Mahlzeiten“ am Tag davon zu haben, schnitt ich ein Stück meines linken Daumens ab – eine Narbe erinnert mich noch heute daran. In Huyton traf ich Walter Kohn, der, obwohl ein Jahr älter, ein Schulkamerad im Akademischen Gymnasium gewesen war. Zwischen uns entwickelte sich rasch eine Freundschaft, die mehr als sieben Jahrzehnte dauern sollte.

In mein Tagebuch, das ich in Bishop Monkton begonnen hatte, schrieb ich:

[Ende Mai 1940]

Seit meiner letzten Eintragung haben sich ungeheuer viele Dinge geändert. Vor allem bin ich jetzt interniert. Am Sonntag vor 14 Tagen wurde ich verhaftet und mit 160 anderen Deutschen und Österreichern in ein Lager geschickt. Das war die Pferderennbahn von Brighton wo es uns verhältnismäßig gut ging. Ich arbeitete dort zusammen mit Dieter und Heinz, die ich dort kennenlernte, in der Küche und wir hatten viel und gutes Essen. Nach 5 Tagen wurden wir jedoch hierher geschickt und seither war ich und viele andere nicht mehr satt.

Wir sind hier in der Nähe von Liverpool und haben richtige Steinhäuser und Betten. Heute heißt es zwar, daß wir die Betten abgeben müssen und alle bis 25 Jahre in Zelten schlafen werden müssen. Das Essen ist schlecht und wenig, aber sonst geht es mir gut.

Inzwischen geht es den Engländern im Kriege sehr schlecht. Norwegen wurde teilweise aufgegeben, Holland und Belgien wurden 2 weitere Opfer Hitlers und deutsche Truppen besetzten ein großes Gebiet in Nordfrankreich.

Das Leben hier geht mir schwer auf die Nerven, obwohl ich eine Menge netter Leute kennengelernt habe, aber das Bewußtsein nicht frei zu sein ist schrecklich. Man sieht eben erst wieviel die Freiheit wert ist wenn man sie verliert.

[13. Juni 1940]

Ich bin noch immer in Huyton, doch gehe ich in den nächsten Tagen nach der Isle of Man. Ich hatte mich gerade an das Lager hier gewöhnt, jetzt muß man wieder weg. Ich habe übrigens die Zeit hier im Lager nicht verschwendet und wohnte vielen Lectures bei. Außerhalb des Camps hat Italien den Krieg erklärt und die Deutschen erzielten Erfolge in Frankreich.

Nach einem Monat im Lager in Huyton wurden wir wieder verlegt. Wir marschierten von Huyton zum Hafen in Liverpool, wo wir ein Schiff bestiegen, das uns über die Irische See in den Badeort Douglas auf der Isle of Man brachte. Unser Lager dort bestand aus ein paar Stadthäusern, hauptsächlich Pensionen am Strand, die von der Regierung beschlagnahmt worden waren. Aus den Hotelzimmern waren alle Möbel entfernt worden, einschließlich der Betten, und eine Doppelreihe Stacheldrahtzaun, die die Umzäunung des Lagers bildete, war in der Mitte der Straßen errichtet worden. Wir konnten daher die Einwohner und Einwohnerinnen von Douglas beobachten, die ihren täglichen Geschäften auf der anderen Seite des Zauns nachgingen, während sie uns ihrerseits mit Interesse beäugten.

Zu unserer Überraschung war in dem Zimmer, das ich mit Walter Kohn und einem anderen Freund, Rudi Cohen, teilte, ein funktionierendes Pedalarmonium, das wahrscheinlich zurückgelassen worden war, weil es zu schwer war. Die Nachricht über die Existenz des Harmoniums, des einzigen Tasteninstrumentes im Lager, verbreitete sich rasch und wir wurden bald von einer Horde frustrierter Klavierspieler

belagert. Nach einigen Tagen mussten wir das Musizieren nach 21 Uhr strikt verbieten.

Obwohl wir nur einen Monat in Douglas blieben, entwickelte sich dort eine „Lagerkultur“. Die Insassen gruppierten sich nach Alter, Religion, politischer oder sozialer Einstellung. Wir durften Zimmer tauschen, so lange die Betroffenen einverstanden waren, so dass ähnlich gesinnte Kollegen zusammenwohnten. Diese Einteilung blieb auch in den kanadischen Lagern bestehen. Es gab leicht erkennbare Gruppen von Studenten, orthodoxen Juden, katholischen Priestern und Seminaristen und von Veteranen des Spanischen Bürgerkriegs. Eine Gruppe bestand aus kommunistischen deutschen Seeleuten, die gemeutert und ihr Schiff den Briten übergeben hatten. Eine andere Gruppe – die „Holländer“ genannt – war seit ihrer Flucht aus Rotterdam zusammen, als sie mit einem Ruderboot den Nazis knapp entkommen war. Es gab viele Akademiker und Künstler unter uns, und es dauerte nicht lange, bis zahlreiche Vorträge und Konzerte auf dem Anschlagbrett des Lagers angekündigt wurden. Dieses erstaunlich breite Spektrum von Menschen umfasste auch Zirkusartisten und Akrobaten, z. B. die Blumenfeld-Zwillinge und die Neumann-Brüder, die ihre täglichen Gymnastikübungen mit eindrucksvoller Hingabe durchführten.

Das Leben auf der Isle of Man war erträglich, was unsere körperlichen Bedürfnisse betraf. Einmal am Tag stellten wir uns an, um unsere kärglichen Essensrationen zu empfangen, hauptsächlich Weißbrot, Milchpulver, Zucker und Reis, aus denen wir – was sonst? – Reispudding in der Küche unseres kleinen Hotels zubereiteten. Unsere Insel muss eine Rekordmenge Rhabarber gehabt haben, denn ich erinnere mich, dass wir Rhabarber in ungewöhnlich großzügigen Mengen erhielten. Manchmal wurde eine Gruppe von Internierten auf einen Spaziergang durch die wunderschöne Landschaft der Insel geführt, natürlich begleitet von bewaffneten Aufsehern, und einmal durften wir an den nahegelegenen Strand schwimmen gehen. Allerdings wurden *Bren guns*, leichte Maschinengewehre, auf erhöhter Position aufgestellt, um uns davon abzuhalten, zu weit vom Ufer wegzuschwimmen.

Was aber Douglas nicht zu einem Ferienlager machte, waren die Schatten, die die bedrückenden Kriegsnachrichten warfen, die

in unser Lager einsickerten, wobei wir weder Radios noch Zeitungen zur Verfügung hatten. Wir hörten, dass Frankreich kapituliert hatte und dass die französischen Flüchtlingslager den Nazis übergeben worden waren. Durch die drohende Naziinvasion fürchteten die Pessimisten unter uns, dass sich dasselbe in Großbritannien ereignen könnte.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass Gerüchte über eine Verschiffung von Internierten nach Kanada großes Interesse erweckten, besonders unter den Jungen und Ungebundenen. Ich nenne es ein Gerücht, da das Ziel der Transporte niemals offiziell bekanntgegeben wurde – einer der Transporte segelte tatsächlich nach Australien.²² Obwohl die Auswahl der Insassen für Transporte willkürlich schien, wurden doch generell die Jüngsten zuerst ausgewählt. Wir sammelten unsere bescheidenen Kenntnisse über Kanada, unser wahrscheinliches Ziel, aber alles, was wir sicher wussten, war, dass es riesige Wälder gab, dass dort Trapper in Kanus auf den Flüssen und Seen unterwegs waren und dass Kanadas Hockeyteam das beste der Welt war.

Es war aufregend, unsere Reise ins Ungewisse anzutreten, nachdem ich und meine Freunde ausgewählt worden waren. Wir waren guten Mutes, als wir den kleinen überfüllten Dampfer bestiegen, der uns von Douglas nach Greenock, den Hafen von Glasgow, brachte. Unsere Stimmung wurde erheblich gedrückt, als wir auf See waren und unser Schiff stundenlang in der berüchtigt stürmischen Irischen See schaukelte, bis wir die ruhigen Gewässer des Hafens von Greenock erreichten und am Rumpf eines großen Passagierschiffs anlegten. Das ehemalige polnische Passagierschiff *M. V. Sobieski* überragte unser Schiff und ließ es fast zwergenhaft erscheinen. Da es unendlich see-tüchtiger wirkte, konnten wir es kaum erwarten, über die steile Gang-

22 Vier „Gefängnisschiffe“ brachten insgesamt 6.675 Internierte und Kriegsgefangene nach Kanada. Eines, die *Arandora Star*, wurde durch ein deutsches U-Boot versenkt, 1.000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Ein fünftes Schiff, die *Dunera*, transportierte die Überlebenden der *Arandora Star* und andere in Lager in Australien. Auch diese entkamen knapp, als ein Torpedo haarscharf den Bug verfehlte. (Siehe Koch, *Deemed Suspect*)

way an Deck zu kommen. Es amüsierte mich, dass das Schiff nach dem polnischen König benannt war, der 1683 Wien vor der Türkenbelagerung rettete – sein Name war jedem Wiener Schulkind bekannt. Nachdem wir einige Stunden Schlange gestanden waren – eine uns schon bestens vertraute Prozedur – und unserem Ziel so nah waren, verbreitete sich die Nachricht, dass das Schiff schon überbelegt wäre und niemanden mehr aufnehmen könnte. Aber schließlich gingen wir doch an Bord, als man uns erlaubte, mit einer Gruppe verheirateter Männer zu tauschen, die schon an Bord waren, aber in England bleiben wollten. Nach einem wilden Gedränge bezogen acht von uns eine kleine Kabine, die mit zwei engen Stockbetten ausgestattet war. Wir mussten daher während der gesamten Fahrt in Schichten schlafen, aber während der ersten Nacht an Bord dachte keiner von uns an Schlaf. Schließlich, am 5. Juli 1940 um 4 Uhr morgens, lichtete die Sobieski ihre Anker und wir segelten Richtung Neue Welt.

An Bord waren ca. 1.000 Zivilinternierte und 500 deutsche Kriegsgefangene, die im Heck des Schiffes untergebracht waren. Sie waren durch Stacheldrahtbarrikaden an Deck und durch versperrte Türen unter Deck von uns getrennt. Die ersten zwei Tage auf See waren sehr stürmisch, aber sobald wir uns von der Seekrankheit erholt hatten, genossen wir die üppige Verpflegung durch die polnische Mannschaft der Sobieski, einschließlich solcher Delikatessen wie hartgekochte Eier.

Unser Schiff war Teil eines großen Konvois von Handelsschiffen, der durch die Begleitung einiger Zerstörer vor feindlichen U-Booten geschützt wurde. Auf halbem Weg über den Atlantik fiel eine der zwei Schraubenwellen der Sobieski aus und wir fielen hinter den Konvoi zurück. Ein Zerstörer des Begleitschutzes umkreiste uns einen Tag lang, verließ uns dann aber, um zu den anderen Schiffen aufzuschließen. Die Sobieski wurde allein gelassen und tuckerte mit halber Geschwindigkeit westwärts. Wir waren uns unserer gefährlichen Lage bewusst und standen entlang der Reling, um nach verdächtigen U-Boot-Periskopen Ausschau zu halten, aber keines war zu sehen. Kann es sein, dass die deutschen U-Boote diese lahme Ente nicht angriffen, da ihnen die gemischte menschliche Ladung bekannt war?

Kanada

Als ich eines frühen Morgens an Deck kam, blickte ich zum ersten Mal auf den amerikanischen Kontinent. Während der Nacht hatte die angeschlagene Sobieski geankert und wärmte sich in dem sicheren, sonnendurchfluteten Hafen von St. John's, Neufundland. Nachdem die nötigen Reparaturen durchgeführt worden waren, setzten wir nach ein paar Tagen unsere Fahrt nach Westen fort und fuhren den mächtigen St.-Lawrence-Strom flussaufwärts, vorbei an der üppigen Küstenlandschaft und den friedlichen Dörfern der Gaspé. Die enorme Größe dieses Flusses stellte für uns alle europäischen Flüsse in den Schatten.

Nach drei Tagen legte die Sobieski in Wolfe's Cove an, benannt nach dem britischen General, der dort 1759 gelandet war und Quebec City eingenommen hatte. Es heißt jetzt Anse-au-Foulon, eine Meile stromaufwärts von Quebec City, und dort betraten wir schließlich den amerikanischen Kontinent. Unsere Besitztümer wurden erneut gründlich durchsucht, diesmal durch kanadische Wachsoldaten, die uns jegliche verbliebenen Wertgegenstände abnahmen. Nahe dem Hafen wartete ein Zug auf uns und wir kamen nach einer mehrstündigen Fahrt in der Stadt Trois-Rivières an. Vom Bahnhof wurden wir durch eine Straße geführt, die mit neugierigen und manchmal auch feindseligen Franko-Kanadierinnen und -Kanadiern gesäumt waren. Sie hatten grimmige Nazi-Fallschirmjäger für das Kriegsgefangenenlager auf dem Ausstellungsgelände der Stadt erwartet und mussten daher von der bunten Mischung unseres zivilen Aufmarsches, darunter bärtige, dunkel gekleidete orthodoxe Juden, überrascht gewesen sein: War das die listig verkleidete „Fünfte Kolonne“? Bald wurde evident, dass die Briten die kanadische Regierung nur ersucht hatten, auf ihre deutschen Gefangenen aufzupassen, ohne zwischen den Kriegsgefangenen und den Zivilinternierten zu unterscheiden. Es dauerte lange, die kanadischen Behörden zu überzeugen, dass fast alle Zivilisten Juden oder politische Flüchtlinge und vehement gegen die Nazis eingestellt waren.

Im Lager lebten bereits deutsche Kriegsgefangene. Als wir ankamen, wurden wir mit einer Mahlzeit, bestehend aus harten Eiern

und rohem Speck, empfangen. Das Lager war, wie üblich, auf unsere Ankunft nicht vorbereitet. Wir wurden in eine leere Ausstellungshalle geführt, wo wir auf Strohsäcken auf dem Zementboden schliefen und wo sich sofort eine lange Schlange vor der einzigen funktionierenden Toilette bildete. An einem Ende der Halle standen Tische und Bänke, die als Kantine dienten, und Walter und ich wurden dazu bestimmt, das Essen, das in der Lagerküche zubereitet wurde, auszuteilen. Hier und in den weiteren kanadischen Lagern bekamen wir reguläre kanadische Armeerationen, die von der Genfer Konvention vorgeschrieben waren und die nach der kärglichen Kriegsverpflegung in England unglaublich großzügig schienen.

Wir fanden auch andere unglaubliche Annehmlichkeiten vor, wie Duschen und Sportfelder, wo wir rasch Fußball- und andere Sportbewerbe organisierten. Aber bald brachen Kämpfe zwischen Nazis und Nazigeegnern aus und unsere Wärter, Veteranen aus dem 1. Weltkrieg, mussten Zäune errichten, um die zwei Konfliktparteien zu trennen.

Wir hatten natürlich keinen Kontakt zur kanadischen Bevölkerung, waren aber fasziniert von allem, was wir in unserer neuen Umgebung erkunden konnten. Die riesige Ausstellungshalle, in der wir wohnten, hatte sehr hohe Fenster, die wir nur erreichten, wenn wir einige Esstische aufeinanderstellten. Von diesem Aussichtspunkt konnten wir hinausschauen und sahen die *Home Plate* und einen Großteil des Spielfeldes des örtlichen Baseballstadions neben dem Lager. Wir mussten erraten, was die seltsamen Manöver der *Pitcher*, *Batter* und *Fielder* bedeuteten. Wie hätte ich voraussehen können, dass ich viele Jahre später, gemeinsam mit meiner Familie, ein eifriger Yankee-Fan werden würde.

[Trois-Rivières, 29. Juli 1940]

Wir haben uns schon an dieses neue Lager gewöhnt und es geht uns eigentlich nicht schlecht. Wir bekommen gutes und reichliches Essen, betreiben sehr viel Sport (Leichtathletik, Handball), außerdem besuchte ich einige lectures. Gestern, Sonntag war hier ein großer Tag, ein Sportfest fand statt, wir hatten ein ausgezeichnetes Kabarett, und in der Pause hatten wir Kaffee und Kuchen. Wir können auch schreiben und gestern wurde eine Art Kantine eröff-

net. Noch etwas Schönes sind die Brausen, von denen ich täglich 2–3 nehme.

Leben und Lernen im Camp B

Einen Monat später wurden wir verlegt. Wir wurden zu einem Zug auf einem Nebengleis geführt und bestiegen die alten Waggons mit harten Holzbänken und versiegelten Fenstern. Nach etwa 24 Stunden befanden wir uns erschöpft auf einem Nebengleis im Hinterland von New Brunswick, etwa 600 Meilen ostwärts.²³ Es war ein mörderisch heißer Augusttag und der zweistündige Marsch vom Abstellgleis auf der staubigen Schotterstraße durch den Busch, wie die riesigen Waldgebiete genannt wurden, war eine Qual für die Älteren unter uns und wir Jüngeren trugen deren Gepäck zusammen mit unserem eigenen. Als wir schließlich unser neues Zuhause, Camp B, erreichten, stellte sich heraus, dass es eine Lichtung im dichten Wald war, die von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben war. In der Mitte des Lagers war ein rechteckiger, staubiger Exerzierplatz mit vier unfertigen hölzernen H-Hütten an einer langen Seite, die Spitals- und Freizeitbaracken auf der anderen Seite. Ein aufwändig gearbeitetes Doppeltor und ein Wachhaus befanden sich an der kurzen Seite und gegenüber lagen die Kantine, die Küche und Speisebaracke. Unser neues Zuhause war die H-Hütte, verkleidet mit Teerpappe und mit einem H als Grundriss. Eine solche Baracke sollte auch vier Jahre später in den kanadischen Armeelagern meine Wohnstätte werden. Stockbetten standen an den inneren Wänden der vier Arme des H, Waschraum, Duschen und Toiletten waren in der Traverse. Jeder der vier Wohnteile beherbergte ca. 50 Männer und wurde mit einem *Barrel*-Ofen geheizt, den wir mit Birkenholz aus den umgebenden Wäldern betrieben. Wenn ich oben

23 Wir wussten es damals nicht, aber es war der Bahnhof von Ripples, 20 Meilen von Fredericton, NB, entfernt. Heute ist dieses Internierungslager aus der Kriegszeit eine örtliche historische Stätte und im nahegelegenen Minto, NB, gibt es ein Gedenkmuseum.

in meinem Stockbett in der Dunkelheit einer bitterkalten Winternacht lag, beobachtete ich die unheimliche rote Glut, die vom Ofen und dem Ofenrohr ausstrahlte.

Als wir im Camp B ankamen, gab es keinen Strom und nur eine einzige funktionierende Wasserleitung für das ganze Lager. Glücklicherweise brachte ein heftiges Gewitter eine willkommene Abkühlung. Ich schrieb in mein Tagebuch:

[Camp B, 16. August 1940]

Die Bahnreise war nicht sehr angenehm, zumal wir in einem uralten Waggon fuhren. Das Lager ist noch lange nicht fertig, vor allem gibt es fast kein Wasser. Als es am Tage an dem wir ankamen am Abend regnete, wuschen wir uns in den Pfützen. Mit einem Wort es waren schreckliche Umstände. Man konnte sich der Latrine nicht nähern da der Geruch jeden umwarf. Jetzt geht es schon viel besser. Wir können sogar außerhalb des Lagers arbeiten. Heute morgen, zum Beispiel, war ich draußen und habe getischlert wobei ich mich sehr gut unterhalten habe. Die Arbeiter und die Soldaten sind sehr nett. Auch die Kost scheint jetzt besser zu werden, nachdem wir in der ersten Zeit kaum etwas zu essen bekamen. Das Lager ist ganz von Wald umgeben wie es hier überhaupt unheimlich viel Wald gibt.

Rückblickend war Camp B eine sehr bereichernde Erfahrung für mich. Obwohl die Internierten jeden Tag arbeiten mussten, blieb viel Zeit für endlose Diskussionen und wir schlossen viele Freundschaften, manche für lange Zeit. Walter war in England in die Schule gegangen, wo er Physik studierte, und er führte mich in den Charme der Physik ein. Mein ernsthaftes Interesse an Musik stammt auch aus der Zeit im Camp B, und dort lernte ich auch neue handwerkliche Fähigkeiten, hauptsächlich Zimmerei und Holzfällerarbeit. Ich fand beide äußerst befriedigend und sie bewährten sich in den folgenden Jahren, als ich unsere zwei Familienwohnsitze baute und instand hielt: unser ehrwürdiges „Minetta Banks“-Stadthaus, 1820 in Greenwich Village erbaut, und unser „Cleehill“ auf einem bewaldeten Berg in New Jersey.

In Camp B zog der Alltag in das Lagerleben ein. Unsere Grundbedürfnisse wurden von den kanadischen Wachmännern gedeckt, die Essensrationen waren großzügig und schlossen manchmal auch Flaschen mit Ahornsirup (*maple syrup*) mit ein. Diese Delikatesse war uns natürlich völlig unbekannt und wir tranken sie direkt aus der Flasche, so wie man eine Limonade trinken würde. Es ging uns tatsächlich so gut, dass zahlreiche Internierte an dem Komfort und der Sicherheit Anstoß nahmen, während gleichzeitig ein verheerender Krieg tobte, in dem viel auf dem Spiel stand. Viele von uns wollten am Kampf teilnehmen und ließen ihrer Frustration in endlosen Debatten und Petitionen bei unseren häufigen Hüttentreffen freien Lauf. Es war schwierig, einen Lagerführer zu bestimmen, der für eine so heterogene Gruppe – einschließlich Jeschiwa-Studenten, Veteranen des Spanischen Bürgerkriegs, Handelsseefahrer und sogar einige deutsche Monarchisten und als Nazis Verdächtige – sprechen konnte. Das einzige gemeinsame Ziel der Mehrheit der Insassen war, den Lagerkommandanten zu überzeugen, dass wir weder Nazis noch Kriegsgefangene waren und dass wir den kanadischen Kriegseinsatz unterstützen wollten.

Außerhalb des Lagers zu arbeiten ermöglichte einen Blick auf die Welt hinter dem Zaun und gab uns ein paar Stunden lang die Illusion von Freiheit. Außenarbeit, meistens im Wald um das Lager, war ursprünglich freiwillig, später aber an sechs Tagen in der Woche verpflichtend. Mir war sie als Abwechslung von unserem Leben in den überfüllten Baracken willkommen und ich zog sie den Aufgaben drinnen, wie Boden aufwaschen oder Erdäpfel schälen, vor. Bei Arbeitsniederlegungen rief die Lagerleitung die Wache, die uns mit aufgepflanzten Bajonetten in Arbeitsgruppen zusammenfasste. Eines der einfallsreichen Verstecke während solcher Razzien war der niedrige Zwischenraum unter dem Dach der Baracken, den wir durch eine Falltür erreichten, wenn die Wache auf das Gelände kam. Diese List funktionierte solange, bis jemand während der Durchsuchung der Hütte durch den Plafond hinunterfiel.

Für unsere Arbeit bekamen wir 20 Cents pro Tag in papierener Lagerwährung, womit wir uns Luxusgüter wie Schokolade und Zigaretten in der Lagerkantine kaufen konnten. Wir durften auch Bücher

bestellen und ich besitze noch immer das erste Buch meiner Bibliothek: *The Pocket Oxford Dictionary*, das ich mit einem Wochenlohn gekauft hatte.

Eine Woche nach unserer Ankunft im Lager B wurde eine informelle Lagerschule organisiert, hauptsächlich durch die Bemühungen von Dr. William Heckscher, ein Lagerkamerad und bekannter Kunsthistoriker, sowie mit Unterstützung einiger wohlmeinender Flüchtlingsorganisationen von draußen.²⁴ Zusammen mit ungefähr 20 anderen besuchte ich die Schule und Kurse in englischer Literatur, Latein, Physik und Mathematik als Vorbereitung für das *Junior Matriculation Exam* an der McGill-Universität. Als eingetragener Student der Lagerschule hatte ich drei Vormittage in der Woche frei, sonst war ich Mitglied der sogenannten „Pfostenlochbande“, eine Elitearbeitsgruppe, die sich ursprünglich auf die schwere Arbeit des Pfostenloch- und Furchengrabens im gefrorenen Boden spezialisierte und später zu Tischlerarbeiten herangezogen wurde. Wir bauten mehrere Holzhütten, manche innerhalb und manche außerhalb des Zaunes. Ich erinnere mich deutlich, wie Fritz Rothberger, ein Mitglied unserer „Pfostenlochbande“, aber auch bedeutender Mathematiker und begeisterter Bergsteiger, geschickt über die Dachsparren der im Bau befindlichen Hütte kletterte.

Im Winter begleiteten uns bewaffnete Posten in die Wälder rund um das Lager und wir verwendeten zweischneidige Äxte, um Bäume zu fällen und die Äste abzuschlagen. Wir trugen die Stämme, oft durch knietiefen Schnee, zu einer Lichtung, auf der die Kreissäge aufgestellt war. Die Säge wurde durch eine altmodische einzylindrige Benzinmaschine betrieben, als „*One-lunger*“ bekannt, die ein Schwungrad benötigte, um den Motor (und die Säge) zwischen den sporadischen Ex-

24 Unter ihnen war das YMCA (Young Men Christian Association), der Europäische Studentenhilfsfond, das Canadian National Committee on Refugees und verschiedene jüdische Organisationen. 1995 besuchten Styra und ich Dr. Heckscher, damals ein pensioniertes Fakultätsmitglied des Institute for Advanced Study in Princeton. Er war damals über 90, aber voll des Lebens, und flirtete heftig mit jedem weiblichen Wesen in seiner Nähe.

plosionen der Maschine in Betrieb zu halten – das Geräusch, das die unregelmäßigen Explosionen erzeugten, ist mir unvergesslich geblieben. Unsere Wärter, alle Veteranen des Ersten Weltkriegs, waren sehr freundlich zu uns Internierten. Da viele von ihnen im zivilen Leben als Holzfäller gearbeitet hatten, unterwiesen sie uns bei der Arbeit. Ihre häufig fehlenden Finger und Zehen waren stille Zeugen der ständigen Gefahr, zweischneidige Äxte in tiefem Schnee und nahe nebeneinander zu schwingen.

Später, im Lager A, knüpften wir Tarnnetze für Artillerie-Geschütze. Wir lernten die Kunst des Netzknüpfens von den Hamburger Seemännern unter uns, viele von ihnen waren auch Fischer gewesen. Ich fand das Netzknüpfen besonders zufriedenstellend, vielleicht weil das Netz, wenn es fertig und mit einem dicken Strick gesäumt war, einen persönlichen, greifbaren Beitrag zu den Kriegsanstrengungen darstellte. In mein Tagebuch schrieb ich 1940 über den Alltag im Lager:

[Camp B, 24.–25. August 1940]

Vorgestern haben wir zum ersten Male Toiletteartikel bekommen (Handtuch, Rasierapparat, Pinsel, Zahnbürste usw.). Ausserdem kamen Uniformen für uns alle, die wir jedoch nicht annahmen da sie am Rücken riesige rote runde Flecken hatten. Es herrscht noch immer eine große Wassernot und es ist schwer Wasser zum Waschen zu bekommen. [...] Morgen beginnt die Schule, ich habe mich zum Matric gemeldet, ich lerne mit Rudi französisch. Ich habe noch immer nichts von Ilse gehört. In England schwere Bombardments.

[Camp B, 8. September 1940]

War heute nachmittag arbeiten und hoffe dafür bezahlt zu werden, das heißt man verspricht uns \$ –.20 im Tag. Ich habe endlich von Ilse Post gehabt. [...] London ist in letzter Zeit das Opfer von furchtbaren Luftangriffen gewesen und ich hoffe daß dieser schreckliche Krieg bald vorüber ist.

[Camp B, 23. September 1940]

Ich arbeite seit 14 Tagen permanent in der Soldatenküche wo es uns sehr gut gefällt. Ich bin dort zusammen mit Werner, Heinz und Klaus [Borchard] und wir sind fast den ganzen Tag da. Wir haben sehr gutes Essen, Radio, Bibliothek und Grammophon. Vor einer Woche war der erste Zahltag, ich habe \$ 1.– bekommen.

[Camp B, 26. Oktober 1940]

Der kanadische Winter hat diese Woche begonnen. Vor 8 Tagen hatten wir den ersten Schnee und nachdem es eine Woche schönes Wetter gab, wachten wir heute wieder auf um alles weiß zu sehen. Gestern waren wir wieder Bäume fällen und Walter [Kohn] schlug sich mit dem Beil in den Fuß und ist jetzt im Hospital. Heute gab es wieder neue Fragebogen.

[Camp B, 19. November 1940]

In den letzten 3 Wochen hat sich fast nichts verändert. Die verschiedenen Gewohnheiten ändern sich nicht, sie vertiefen sich nur. Ich gehe jetzt ziemlich selten heraus arbeiten, dafür lerne ich öfter. Ich glaube daß letzteres viel wichtiger ist, und betrachte das erstere als eine Zeitvertreibung. Je gleichmäßiger das Leben wird, umso öfter leide ich durch „schlecht aufgelegt sein“, das sich aber wenn man klar darüber nachdenkt als nichts anderes als eine Laune und eine Dummheit erweist. Gestern hatte ich endlich wieder einen Brief von Ilse. Es geht ihr gut, nur weiß sie eben so wenig von den l. Eltern als ich.

[Camp B, 21. Dezember 1940]

Ich habe in letzter Zeit sehr viel gearbeitet, meistens carpentry. [...] Es ist ziemlich kalt geworden, wir haben aber genügend Kleidung bekommen. Ich versuche so viel zu lernen wie möglich, das ist aber fast unmöglich. Es gibt keinen Platz im ganzen Lager wo man allein sein kann oder sich halbwegs konzentrieren kann. Ich mache vorläufig Elektrotechnik weiter, habe mit Georg [Sanger]

Mathematik wieder aufgenommen und warte mit Ungeduld auf ein Französisch-Buch.

[Camp B, 18. Januar 1941]

Man ist jetzt mehr oder weniger gezwungen jeden Tag zu arbeiten. Wenn man einmal aussetzen will, wird man den ganzen Tag von den Soldaten herumgejagt, mit einem Wort, man verbringt fast ebensoviel Zeit mit Drücken und sich verstecken als die Arbeit dauern würde. Ich arbeite jetzt hauptsächlich als carpenter [...] Vor einigen Tagen war es hier furchtbar kalt, der Wind pffft so stark daß die Haut weh tat wenn man heraus ging, was man allerdings soweit wie möglich vermied. Es war -17° Fahrenheit [= -27° C].

[Camp B, 30. Januar 1941]

Ich habe vergessen zu schreiben, daß vor einem Monat endlich das WC eröffnet wurde und die argen Latrinen die man bei grimmiger Kälte benutzen mußte, geschlossen wurden. Am Montag wird ein neuer Plan in Kraft treten, demzufolge wir 3 Tage der Woche legal hier bleiben und lernen können. Ich habe Spanisch wieder aufgenommen und habe schon gute Fortschritte gemacht. Vorgestern sind neue wunderbare Schulbücher angekommen.

[Camp B, 29. März 1941]

Ich muß zugeben, daß ich dich sehr stark vernachlässigt habe. Andererseits hatte ich in letzter Zeit sehr wenig Zeit. Ich bereite mich momentan auf das Matric vor, das ich im Juni abzulegen gedenke. Vor 14 Tagen habe ich endlich Nachricht bekommen daß Mutti und Papa in Palästina angekommen sind. Ich bleibe jetzt jeden Tag zu Hause [...] ich bin sehr froh daß ich Gelegenheit habe richtig zu arbeiten. Unsere Bibliothek ist ungeheuer gewachsen und enthält viele gute Bücher. Wir haben auch ein elektrisches Grammophon bekommen. Die 6 Fächer die ich zum Matric nehme sind: Engl., Deutsch, Math., Geschichte, Latein, Intermediate Math. Ich habe auch einen sehr netten Geburtstag verbracht, wir

hatten eine großartige Party mit Apfelkuchen und Schlagobers. Als Geschenke bekam ich einen Kamm, ein Taschenmesser, Socken, Schokoladen usw. Außerdem erhielt ich genau an meinem Geburtstag die Nachricht, daß Mummy and Daddy in Palästina angekommen sind.

Im Lager sprachen wir meistens Deutsch miteinander, das ja unsere Muttersprache war, und bis dahin hatte ich auch mein Tagebuch auf Deutsch geführt. Aber mit dem folgenden Eintrag wechselte ich zu Englisch und überschritt damit eine bedeutende Sprachgrenze, ohne es zu merken.

[11. April 1941]

Ich verbringe gerade die beste Zeit meiner Internierung. Ich studiere den ganzen Tag, und soweit ich das beurteilen kann, macht es mich glücklich [...] Es mag lächerlich erscheinen, aber alles in allem muss ich zugeben, dass ich froh bin, interniert worden zu sein. Die Internierung und die Menschen, die ich getroffen habe, haben mir den rechten Weg gezeigt. Ich frage mich oft, was meine Gedanken über die Zukunft vorher waren.

[26. Juni 1941]

Ich bin jetzt im Camp A (Farnham, P. Q.), wo wir vor vier Tagen nach einer langen und mühsamen Reise von 28 Stunden angekommen sind. Es gab viel Aufregung vor unserer Abreise, da die Behörden die Namenslisten durchsetzen wollten und nur im letzten Moment den Austausch von 5 Personen erlaubten, unter ihnen Walter.

Dieses Lager ist sehr gut [...] Es gibt viel Arbeit hier, Netze machen, Holzarbeiten, Netzknüpfen, landwirtschaftliche Arbeiten, etc.

[16. Juli 1941]

Ich lerne nun Physik mit Walter und habe mich entschlossen, dem neuen Differentialrechnungskurs für die Matric Prüfung, den

Rothberger begonnen hat, beizuwohnen. Ich arbeite jeden Tag Netze zu machen, aber da man nur ungefähr zwei Stunden täglich arbeiten muss, habe ich viel Zeit übrig zu studieren und nebenbei Geld zu verdienen. Unser Status soll sich am Montag ändern, wir werden normales Briefpapier verwenden dürfen.

Die Diskussionen und Konfrontationen mit den Militärbehörden bezüglich unseres Status als Kriegsgefangene dauerten im Camp A, wohin wir im Sommer 1941 verlegt wurden, an. Da dieses Lager innerhalb der Stadt Farnham lag und nicht wie Camp B völlig isoliert war, montierten wir ein großes Plakat auf das Dach einer unserer Hütten, das auch jenseits des Stacheldrahts sichtbar war und unsere Gegnerschaft zum Nationalsozialismus ausdrückte. Wir wehrten uns auch noch immer gegen die Gefängniskleidung und weigerten uns, Briefpapier für Kriegsgefangene zu verwenden, da es vom Schweizer Roten Kreuz so wie die Post der deutschen Kriegsgefangenen behandelt wurde. Bei den Uniformen gaben wir angesichts des kommenden kanadischen Winters nach, erreichten aber die Erlaubnis, normales Briefpapier zu verwenden – all das schien in der Zeit von ungeheuer großer Bedeutung.

Kein Bericht über das Lagerleben wäre vollständig ohne Erwähnung des täglichen rituellen Appells. Wir versammelten uns zweimal am Tag auf dem Appellplatz, aber das Zählen von einigen hundert gesprächigen Gefangenen, die sich in kaum erkennbaren Formationen versammelten, dauerte verständlicherweise sehr lange. Es gab viele Fehler beim Zählen, aber niemand flüchtete. Einer unserer Lagerkommandanten versuchte ein gewisses Maß an Militärdisziplin einzuführen und befahl, dass alle Internierten zweimal täglich Leibesübungen machen müssten. Die Soldaten konnten uns mit aufgeflossenen Bajonetten zwar auf den Appellplatz treiben, viel schwerer war es aber, die undisziplinierte Menge dazu zu bringen, sinnvolle Übungen zu machen. So wurde die Idee nach ein paar Tagen wieder fallen gelassen.

Das Ende der Internierung

Viele wohlmeinende Personen und Organisationen erfuhren von unserer kafkaesken Situation und bemühten sich, unseren Status von Kriegsgefangenen auf „Flüchtlinge vor der Naziunterdrückung“ zu ändern. Ein Jahr nach unserer Ankunft in Kanada trugen ihre Bemühungen Früchte und die Entlassung aus der Internierung rückte in greifbare Nähe. Diese wohlthätigen Vereinigungen versorgten auch die Lagerschule mit Büchern, und als sich herausstellte, dass die *Matric*-Prüfung innerhalb der Stadtgrenze von Montreal abgehalten werden musste, konnten sie den Lagerkommandanten zur Mithilfe bewegen: Er ließ Dr. Heckscher und seine 20 Schüler mit einem Bus und unter Bewachung in das Camp S, ein italienisches Internierungslager, bringen, das sich zufälligerweise in Montreal befand. Daher wohnten wir während der Prüfungswoche in diesem Lager.

Camp S befand sich in einer alten Festung auf St. Helen's Island (Île Sainte-Hélène) mitten im St.-Lawrence-Strom. Die Brücke über den Fluss wird von einem massiven Steinpfosten getragen, der auf der Insel verankert ist. Einige hundert Italiener, die in England interniert worden waren, wohnten in Schlafsälen, deren über ein Meter dicke Wände durch kleine Fensterschlitze durchbrochen waren. Die Wände und Gebäude der alten Festung umschlossen einen unregelmäßig geformten Hof, der mit Steinen gepflastert war, und dort, dem einzigen freien Platz im Lager, spielten die italienischen Internierten Fußball mit interessanten Regeln: Das Spielfeld hatte keine Begrenzung und Bälle, die an den Wänden abprallten, blieben im Spiel. Das Lager hatte eine faschistische Führung, aber die zivilen Insassen – viele von ihnen Eisverkäufer und Kellner, die in London gearbeitet hatten – waren durch die Ablenkung, die unser Besuch brachte, sehr erfreut. Als wir ankamen, begrüßten sie uns mit einer riesigen Torte, auf deren Glasur „*Viva il Duce*“ geschrieben war. Die Italiener luden uns auf ein Fußball-Freundschaftsspiel nach Camp-S-Art ein, und wie vor auszusehen war, schlugen sie uns vernichtend. In meinem Tagebuch beschrieb ich, was sonst noch während unseres Aufenthalts in Camp S passierte:

[Montreal, 21. September 1941]

Aber es begann so richtig am Mittwoch um 3:30, als wir mit dem Bus zu einem exquisiten Club in Montreal fuhren. Nach einer interessanten Fahrt durch Montreal gelangten wir zum Montefiore-Club und alle unsere Erwartungen wurden übertroffen, als wir dort Mädchen antrafen. Wir hatten einen wunderbaren Abend, ausgezeichnetes Abendessen auf Tischtüchern und Porzellantellern und -schalen. Wir wurden von Kellnern, Butlern und Dienstmädchen bedient und alles schien für uns wie ein Traum. Es gab dort auch einige Damen vom Komitee und einige Glückliche fanden Sponsoren. Ich traf viele nette Leute und tanzte ein- oder zweimal. Schließlich mussten wir den Club verlassen und begleitet von netten Worten der Gäste und Gesten unserer betrunkenen Wärter gingen wir wie Hühner zurück in den stacheldrahtumzäunten Stall. Brr ... Zurück im „A“ am nächsten Tag war ich ziemlich niedergeschlagen und ich habe mich noch nie so sehr danach gesehen, freigelassen zu werden [...] Montreal ist eine hübsche Stadt und McGill eine wunderschöne Universität. Vielleicht werde ich einmal dort sein, aber es ist zu schön, um wahr zu sein.

Für Schüler war es jetzt möglich, aus der Internierung entlassen zu werden, wenn ein kanadischer Staatsbürger oder eine kanadische Staatsbürgerin die finanzielle Verantwortung übernahm, was für die meisten von uns eine rein theoretische Möglichkeit war. Einen Monat nach unserem Ausflug zum Camp S aber schrieb ich Folgendes in mein Tagebuch:

[22. Oktober 1941]

Gestern erhielt ich den wunderbarsten Brief, den ich erhalten könnte, nämlich von Frau Mendel, die versprach, mich und Rappa²⁵ [Walter Kohn] zu sponsern. Ich war gerade beim Zahn-

25 Der Spitzname für Walter Kohn kam von seinem Onkel, der nach Brasilien emigriert war und dort seinen Namen von Rappaport in Rappa da Porto

arzt und George [Sanger] mischte Amalgam, als Odizetti [Walter Odze] den Brief brachte, und ich fiel fast vom Sessel.

Bruno und Hertha Mendel, beide Mitglieder einer angesehenen deutsch-jüdischen Arztfamilie (sie waren Cousins ersten Grades), hatten die Gefahr, die Hitlers Aufstieg darstellte, sehr früh erkannt. Mit ihren drei Kindern Gerald, Ruth und Anita und Herthas Mutter Toni hatten sie Berlin schon 1933 verlassen und sich schließlich in Toronto niedergelassen, wo Bruno am Banting-Institut der Universität medizinische Forschung betrieb. Als die Mendels vom Dilemma der jüdischen Flüchtlinge in den kanadischen Lagern hörten, bürgten sie insgesamt für fünf ihnen unbekannte Studenten und befreiten sie somit von der Internierung. Die Familie hatte ein Extrazimmer in ihrem Haus und sie luden Walter und mich ein, bei ihnen zu wohnen. Sie hatten uns gewählt, da ein schon früher entlassener Internierter, Charles Kahn, ihnen erzählt hatte, dass Walter und ich gelegentlich Blockflötenduo spielten. Selbst Musikliebhaber, dachten die Mendels offenbar, dass jemand, der gerne Musik macht, nicht durch und durch schlecht sein könne. Es war das erste, aber nicht das letzte Mal, dass Musik mein Leben grundlegend verändern sollte. In mein Tagebuch notierte ich in jenen Tagen:

[3. November 1941]

In den letzten Tagen war ich sehr deprimiert und habe kaum gelernt. Ich bin sehr ungeduldig geworden und fürchte, sollte ich nicht entlassen werden, dass ich verzweifeln würde.

[10. November 1941]

Heute ist der Jahrestag des 10. November (Kristallnacht) und man beschloss, für deutsche Juden zu sammeln [...] und den ganzen Tag zu fasten. Das ist heute der 5. Tag des Fastens dieses Jahr für mich. George [Sanger] wurde am Samstag, den 8. XI entlassen [...]

änderte. Walter wurde ein erfolgreicher theoretischer Physiker und erhielt 1998 den Nobelpreis für Chemie.

Ich hatte Nachricht von Mummy, aber sie war nicht sehr erfreulich und ziemlich bedrückt. Es machte mich krank, den Brief zu lesen. Es tut mir leid, dass sie noch immer interniert ist.

Obwohl wir jetzt offiziell geflüchtete Nazigegner waren und einige Internierte tatsächlich entlassen worden waren, brodelte es immer noch im Camp. Der Lagerkommandant verzweifelte an den politischen Konflikten zwischen den Internierten und wir begegneten seinen harten Maßnahmen mit Arbeitsniederlegungen. Als er sieben „Unruhestifter“ in ein anderes Lager verlegte, traten die meisten von uns aus Protest in einen Hungerstreik. Der Streik endete nach drei Tagen, als der befehlshabende Offizier drohte, alle zukünftigen Entlassungen zu stoppen. Da meine Entlassung unmittelbar bevorstand, dachten meine Freunde, dass ich einen Spitznamen brauchte, der für kanadische Ohren besser klang als Pepi oder Bubi, wie ich im Lager genannt wurde. Sie berieten sich und nachdem sie ein Comic-Heft zu Rate gezogen hatten, wählten sie Terry, nach dem Helden in *Terry and the Pirates*, ein Spitzname, der mir lange geblieben ist. Erst in meinem fortgeschrittenen Alter bin ich ihn losgeworden.

Während ich auf die Entlassungspapiere wartete, löste ich mich allmählich vom Lagerleben und die Wochen des Wartens vergingen sehr langsam. An einem frostigen frühen Morgen im Januar 1942 fuhr ich schließlich mit einem Armeelastwagen durch die Doppeltore aus dem Lager zum Bahnhof von Farnham. Man gab mir \$ 15 in kanadischem Geld – das den Mendels verrechnet wurde – und ich kaufte eine Fahrkarte nach Toronto. Ich stand allein – schon das ein seltsames Gefühl – am Bahnsteig und genoss meine Freiheit nach 20 Monaten Gefangenschaft. Ich trug einen dunkelblau gefärbten Militärmantel, womit ich mich unauffällig unter gewöhnlichen Männern und Frauen bewegen konnte – als ob das eine ganz normale Handlung wäre: ein Gefühl, das mich seither nie ganz verlassen hat.

Der Zug fuhr in die Station ein, und als ich die Stufen in den Waggon hinaufkletterte, war ich mir sehr bewusst, dass ein neues Kapitel in meinem Leben begann.

Erkenntnisse aus dem Lagerleben

Die Erinnerungen an meine Internierung aufzuschreiben war aufwühlend, vielleicht kann man mir daher die folgenden nachdenklichen Zeilen verzeihen. Ich habe die Zeit, die ich hinter Stacheldraht verbrachte, immer als eine „gute Sache“ in meinem Leben gesehen. Wenn nicht schon die Emigration, dann hat die Internierung mir den Wert der Anpassungsfähigkeit an geänderte Bedingungen vor Augen geführt – eine Lehre, die Charles Darwin verstanden hatte, ganz zu schweigen von meinen Vorfahren, die Umstände meisterten, die selten stabil oder freundlich waren.

Diese Monate der Internierung haben nicht nur mein Leben in eine neue Richtung gelenkt, sondern haben mir auch die große Vielfalt der Menschheit aufgezeigt. Wie sonst würde man Zirkusakrobaten, Seefahrer und Mathematikprofessoren auf Augenhöhe kennenlernen? Sicher war der Verlust der Freiheit und der Privatsphäre schmerzhaft (nicht einmal unsere Toiletten hatten Türen), aber wir wurden mit Essen versorgt und hatten ein Dach über dem Kopf, wir wurden grundsätzlich menschlich behandelt und waren der Mühe enthoben, unseren Lebensunterhalt zu verdienen oder für andere verantwortlich zu sein. Wir hatten Zeit miteinander zu reden, zu lesen, neue Fertigkeiten zu erlernen, Freundschaften zu schließen. Während draußen in der Welt der Krieg tobte, fanden wir uns in einer Art klösterlicher Gemeinschaft wieder – gewissermaßen in einem Shangri-La.

Einige Freundschaften, die im Lager geschlossen wurden, dauerten ein Leben lang. Nach unserer Freilassung teilten Walter Kohn und ich eine Dachkammer im Haus der Mendels in Toronto und wir studierten gemeinsam, durch ein Jahr getrennt, an der Universität von Toronto. Wir gingen gemeinsam zur Armee und nach unserem Universitätsabschluss erhielten wir beide ein Stipendium in Cambridge, er an der Harvard University und ich am Massachusetts Institute for Technology (MIT). Erst als Walter nach Kalifornien ging, trennten sich unsere Wege, aber auch danach trafen wir einander oft bei wissenschaftlichen Kongressen und bei den Bell Laboratories, wo er manchen Sommer arbeitete. Auch mit ein paar anderen Ex-Internierten, mit denen mich

die gemeinsame entscheidende Erfahrung verband, blieb ich in Kontakt: Walter Michel, Martin Ostwald, George Sanger, Eric Koch, Joe Kates, Paul Pfalzner. Helmut Kallman, ein weiterer Ex-Internierter, gab ab 1999 eine Zeit lang einen Newsletter mit Erinnerungen ehemaliger Insassen in kanadischen Lagern heraus. Die Kommentare, die darin erschienen, zeigten die bedeutende Rolle, die die Internierung in unserem Leben gespielt hatte, und riefen Erinnerungen an das Lagerleben wach – nicht ohne einen Hauch von Nostalgie.

Auf den Holzbänken der Freizeitbaracke im Camp B lernte ich die klassische Musik schätzen. Dort gaben internierte Musiker gelegentlich Konzerte und dort hörten wir auch die Übertragungen aus New York, über das einzige Radio im Lager, das auf der Bühne der Erholungsbaracke aufgestellt war.²⁶ Als ich später Hertha und Bruno Mendel Mozartsonaten spielen hörte, erwachte in mir der Wunsch, mit anderen zu musizieren. Ich tauschte die Blockflöte, die ich im Camp B gekauft hatte, gegen eine hölzerne Querflöte, die mir die Mendelschenkten, und ein Bekannter von ihnen, der Geiger Eugene Kash, spendierte mir ein paar Stunden Unterricht mit dem ersten Flötisten des Toronto Symphony Orchestra. Ich war gut genug, um (später mit einer Böhm-Silberflöte) im Universitätsorchester und schließlich im MIT-Symphonieorchester zu spielen.

Am MIT führten wir einmal Mendelssohns Oratorium *Elias* auf, wobei mich ein Cello-Solo („Ich habe genug...“) so rührte, dass ich beschloss, mein Instrument zu wechseln, ein Cello zu kaufen und ein paar Stunden zu nehmen. Als ich ein paar Jahre später nach New York zog, studierte ich bei den Cellisten Rainer und Rosanoff und spielte im Greenwich Village Symphony Orchestra. Wir probten einmal pro Woche, meistens in der Judson-Kirche am Washington Square, und da ich meinte, dass ich noch einige Stunden benötigte, engagierte ich

26 Als eine der wenigen Verbindungen nach außen spielte ein hölzerner Radioapparat eine wichtige Rolle im Lagerleben. Das wusste auch der Lagerkommandant, der die Insassen manchmal damit bestrafte, indem er eine der Vakuumröhren entfernen ließ. Am 7. Dezember 1941 wurde das Konzert der New York Philharmoniker unterbrochen, um über den Angriff der japanischen Marine auf Pearl Harbor zu berichten.

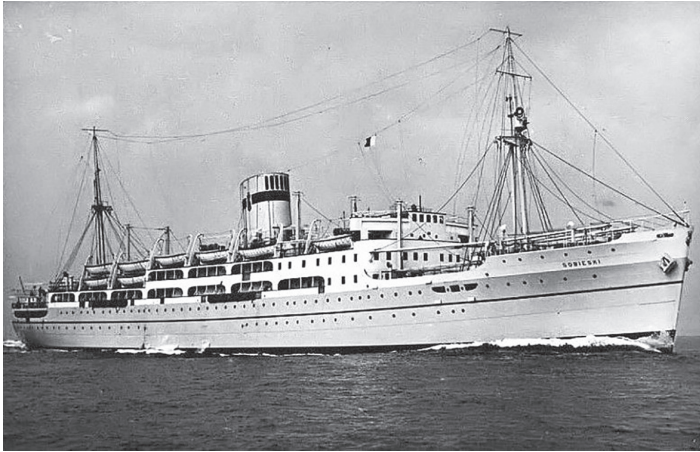
die Stimmführerin der Cellos – meine geliebte spätere Frau Styra. Manche sagen, dass dies meine teuersten Cello-Stunden gewesen sind. In den nächsten fünfzig Jahren drehte sich mein Leben ebenso viel um Musik wie um Naturwissenschaft. In unserem Haus fanden zahllose Proben und Kammermusikstunden statt, am bekanntesten waren die Neujahrskonzerte, die wir ab den 1960er Jahren in Minetta Banks abhielten.²⁷ Durch Styras musikologische Beschäftigungen finde ich mich seit dreißig Jahren in einer wohligen *Ménage-à-trois* mit Johannes Brahms.

Ich habe Großbritannien die unangebrachte Internierungspolitik in diesen dunklen, furchterregenden Zeiten kurz nach dem Fall Frankreichs nie übelgenommen. Andere ehemalige Internierte aber, wie der Nobelpreisträger Max Perutz, den ich 1981 in Cambridge besuchte, waren nach vielen Jahren immer noch darüber erbost. Ob die Internierung positiv oder negativ wahrgenommen wurde, hing vom Charakter und anderen Umständen ab. Eine ganze Nation für verfehlte Entscheidungen ihrer Regierung verantwortlich zu machen, schien mir aber immer sinnlos und ich hüte mich davor. Ich habe zum Beispiel mit meinem Freund George Feher in Bezug auf Großbritannien nie übereingestimmt: Er hatte in Palästina unter britischer Herrschaft gelebt und war über die schreckliche Einwanderungspolitik Groß-

27 Minetta Banks war der Name, den Alison unserem Haus, West Houston Street 197, gegeben hat. Als das Haus 1820 gebaut wurde, lag es am Ufer des (jetzt unterirdischen) Minetta-Bachs, der in den Hudson mündet. Die Hauskonzerte waren ziemlich eindrucksvoll, sowohl im Ausmaß als auch in ihrer Qualität. Die meisten Mitwirkenden waren Berufsmusiker und Berufsmusikerinnen – vermutlich ließen sie mich mitspielen, weil ich der Gastgeber war. In einem Jahr gelang es Styra, all die Instrumentalisten zu versammeln, die für die sechs Brandenburgischen Konzerte benötigt werden – Streicher, Cembalo, Holzbläser, Bachtrompete, Waldhorn und Fagott. Wir spielten also die sechs Brandenburgischen Konzerte. Meistens begannen wir am Nachmittag, wobei sich Wohnzimmer und Küche mit den Musizierenden und Zuhörenden füllten. Im Laufe des Abends sank die Zahl und um zwei Uhr früh schrumpften die Ensembles zu Trios und Sonaten. Wir servierten natürlich auch ein köstliches Buffet (Liptauer und Fleischsalat waren traditionell und sehr beliebt), dazu Bier und Wein, um unsere Gäste zwischen den musikalischen Darbietungen zu erfrischen.

britanniens verbittert,²⁸ während ich Großbritannien bewunderte – das Land, das schließlich fast allein Hitler die Stirn bot und bereit war, 10.000 jüdische Kinder, die vor den Nazis in eigens zusammengestellten Transporten flüchteten, aufzunehmen. Allerdings war ich eines dieser Kinder gewesen.

28 Nach seiner Flucht aus Bratislava über den Balkan und die Türkei nach Palästina hatte George in den letzten Tagen des Britischen Mandats gegen die Engländer gearbeitet, indem er ihre Telefongespräche abhörte und ein sicheres Kommunikationssystem für die Haganah aufbaute.



Das polnische Passagierschiff MS Sobieski, das mich – und ein paar hundert andere – nach Kanada transportierte.



1941 kam ein Fotograf in das Lager und machte diese Aufnahme von sechs eng befreundeten Häftlingen.

1. Reihe (unten von links): Walter Odze, George Sanger, Pepi Weininger

2. Reihe (oben von links): Walter Michel, ich, Walter Kohn



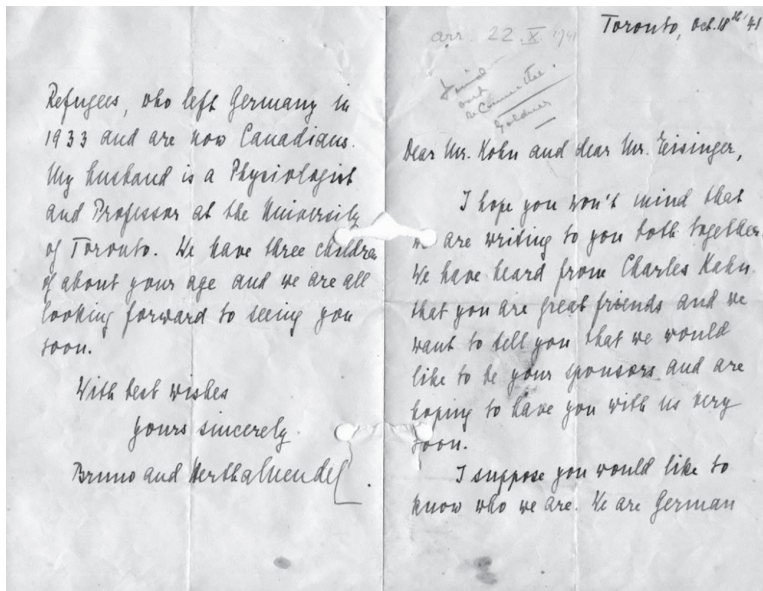
Oben:

Unser Lagerlied (Camp Song): You'll get used to it / you'll get used to it / the first year is the worst year / then you get used to it. / You can kick and you can shout / they will never let you out / They locked you up / you so-and-so / Why weren't you / a naturalized Eskimo? [...]

Rechts:

Die Brücke zwischen unserer Festungsinsel im St.-Lawrence-Fluss und Montreal. Sie war für mich ein Symbol der Freiheit. Bleistiftzeichnung von mir





Oben:

Der Brief in dem Hertha Mendel mir und Walter Kohn mitteilt, ihre Familie möchte uns sponsern und uns einladen, bei ihnen zu wohnen.

Links:

Hertha Mendel, 1943

4. Student und Soldat

Bei den Mendels

Ich hätte mir keine angenehmere Situation wünschen können als die, die ich nach meiner Entlassung im Januar 1942 vorgefunden habe. Die Familie, der ich meine Freiheit verdankte, Bruno, Hertha und Toni Mendel, waren selbst jüdische Flüchtlinge, die klug genug gewesen waren, Deutschland gleich zu verlassen, nachdem Hitler 1933 Reichskanzler geworden war. Bruno war in Berlin Medizinforscher gewesen, ein Kollege des bekannten Biochemikers Otto Warburg. Als er emigrierte, gab er seine Forschungsarbeit auf, die bald darauf ohnehin beendet worden wäre. Er verließ Deutschland und arbeitete für eine Kosmetikfirma, erst in Paris, dann in Amsterdam. Sobald der Familie bewusst wurde, dass kein Land in Europa vor Hitler sicher war, ging sie nach Toronto, wo Bruno eine Forschungsstelle am Banting-Institut der Universität fand. Er war unter den ersten, die Cholinesterase purifizierten, ein Enzym, das eine wichtige Rolle in der neuronalen Transmission und daher in der Funktion des Gehirns spielt. Nach dem Krieg wurde er von der Royal Society für seine Leistungen geehrt, die aber mittlerweile vielfach verfeinert und durch nachfolgende Forschungen erweitert sind – ein übliches Schicksal wissenschaftlicher Forschungsbeiträge.

Da die Mendels Deutschland so früh verlassen hatten, konnten sie viele ihrer Besitztümer mitnehmen. Daher hatte ihr Heim in Toronto viel von dem Charakter der prächtigen Villa in Berlin-Wannsee, wo sie gemeinsam mit Herthas verwitweter Mutter Toni, der Besitzerin der Villa, gelebt hatten. Albert Einstein war ein enger Freund der Familie, besonders von Toni, und er kam oft auf Besuch. Die intellektuelle Atmosphäre, die im Mendelschen Haus herrschte, und die Ausstattung aus der alten Welt waren in dem sehr provinziellen, puritanischen Toronto der 1940er Jahre ziemlich anachronistisch. Heute ist Toronto eine kosmopolitische Stadt. Das Haus war voll mit Büchern, Musik und Kunstgegenständen. Ich erinnere mich besonders an ein tief bewegendes Aquarell zweier verhüllter Figuren von Rabindranath

Tagore, dem bengalischen Dichter, Künstler und Musiker, den die Mendels in Berlin gekannt und den sie Einstein vorgestellt hatten. Bruno hatte zwei berühmte Diskussionen zwischen den zwei Männern organisiert, die weithin als Repräsentanten der östlichen und westlichen Philosophie angesehen wurden.

Für Walter Kohn und mich, die gerade fast zwei Jahre in Baracken verbracht hatten, erschien dieses neue Heim wie Utopia. Leopold Infeld, ein renommierter theoretischer Physiker und ein Mitarbeiter Einsteins, war damals Professor für angewandte Mathematik an der Universität und ein häufiger Gast der Mendels.²⁹ Einstein, der zu der Zeit in Princeton lebte, korrespondierte noch immer mit „Omama“ Toni (so kannten wir sie alle). Sie war eine elegante und lebhaftige Dame, die an allem ungeheuer interessiert war, von Kunst und Wissenschaft bis zu Politik und Krieg. Sie wohnte in dem nahegelegenen Städtchen Oakville und auch ihre Wohnung war gefüllt mit Büchern, Kunst und Musik aus ihrem Berliner Heim; ich besuchte sie dort oft mit meinem Fahrrad.³⁰

29 Infeld sagte mir einmal, dass er an einem Sonntag in Toronto sterben wolle, da selbst der Tod da kaum bemerkt würde: Toronto war damals noch eine sehr konservative und puritanische Stadt. Männer und Frauen mussten ihr Bier in verschiedenen Bars trinken und alle Kinos waren sonntags geschlossen. Abgesehen von seiner wissenschaftlichen Arbeit war Infeld auch Autor populärwissenschaftlicher Bücher und einer berührenden Biographie über Évariste Galois (*Whom the Gods Love*, 1948). Als Student besuchte ich seine Vorlesungen in angewandter Mathematik; er war ein großer Mann, der vor der Klasse auf und abschrift und seinen Vorlesungen Dramatik verlieh. Er erwartete Respekt von den Studierenden, und als er einmal während einer Vorlesung einen Studenten in der letzten Reihe ein Sandwich essen sah, nahm er ihn am Genick und warf ihn aus dem Raum.

Während der McCarthy-Zeit in den 1950er Jahren in den USA wurde er kommunistischer Sympathien beschuldigt, da er berufliche Kontakte zu seiner ursprünglichen, nun kommunistischen, Heimat Polen aufgenommen hatte. Er wurde aus Toronto weggejagt und nahm eine Professur in Krakau an – zu einem hohen Preis: Er durfte Polen nicht wieder verlassen.

30 Meine Recherchen für das Buch *Einstein on the Road* bestätigten mir, wie eng die Freundschaft zwischen Einstein und den Mendels, vor allem Omama Toni, in Berlin während der Weimarer Republik gewesen war. Toni Mendel war die Witwe

Walter Kohn und ich teilten uns ein Dachzimmer im Haus der Mendels in Bedford Road 98 und wurden rasch ein Teil der Familie. Ihre Töchter Ruth und Anita waren etwas jünger als wir und besuchten eine Privatschule (Bishop Strachan School), während ihr Sohn Gerald gerade das Upper Canada College absolviert hatte und kurz davor stand, in die kanadische Armee einzutreten. Wir scherzten viel mit Ruth und Anita und halfen ihnen bei ihren Hausaufgaben, hauptsächlich in Mathematik, und wir verstanden uns sehr gut mit der ganzen Familie. Wir gewöhnten uns sogar an ihren norddeutschen Akzent und ihren Geschmack beim Kochen, der für unsere österreichischen Gaumen etwas langweilig war.

Nach meiner Ankunft in Toronto schrieb ich mich in die letzte (fünfte) Klasse des öffentlichen Gymnasiums (Oakwood Collegiate) ein. Die wenigen Monate, die ich dort verbrachte, brachten mir die kanadische Kultur näher. Die Schule war ziemlich weit vom Haus der Mendels entfernt und ich fuhr täglich mit einem der holländischen Fahrräder ohne Gangschaltung zur Schule, oft durch Schnee und Matsch. Die Lehrkräfte waren ganz anders als die Herren Professoren, die mich in Wien unterrichtet und mir mehr Angst als Wissen eingebläht hatten. Ich war auf die Ungezwungenheit und Freundlichkeit, mit der uns die Lehrenden behandelten, nicht vorbereitet. Es war auch das

von Alfred Mendel, einem reichen Warenhausbesitzer, und lebte in einer Villa in Berlin-Wannsee, wo auch Bruno und Hertha und deren drei Kinder wohnten. Auf dem Grundstück befand sich auch das Labor von Bruno, das Einstein oft besuchte. Toni ging mit Einstein segeln und schickte ihren Chauffeur, um ihn zu einem Konzert oder ins Theater abzuholen. Sie teilten viele Interessen: Zusammen lasen sie die neuesten Schriften von Freud, beide waren sehr engagiert in der turbulenten Politik der Weimarer Republik, erkannten früh die Gefahr, die von Hitler ausging, und verließen Deutschland bei der ersten Gelegenheit.

Als Omama Toni 1956 in Oakville starb, bekam Hertha, die damals in Bussum, Holland, wohnte, laut ihrem Sohn Gerald, die Briefe Einsteins zugeschickt. Als Hertha die Briefe las, rief sie: „Viel zu persönlich!“ – und verbrannte sie alle.

Als ich Omama Toni das letzte Mal sah, fragte sie mich, ob es physikalische Gesetze gäbe, die durch die Wanderung der Seele nach dem Tod verletzt würden. Diese Frage beschäftigte sie offensichtlich sehr und sie schien erleichtert, als ich ihr sagte, dass ich von keinen solchen wüsste.

erste Mal, dass ich zusammen mit Mädchen in einer Klasse saß, eine verwirrende Erfahrung für jemanden, der gerade aus einem klösterlichen Leben kam. Meine Unerfahrenheit im Umgang mit dem anderen Geschlecht und mein Bewusstsein, dass ich ein Außenseiter war, machten mich befangen und unbehaglich in Gegenwart von Mädchen, obwohl sie mich überaus interessierten. Bei Schultanzveranstaltungen wusste ich nie, was ich meiner Partnerin sagen sollte, und ich war unfähig in der Kunst des Smalltalk, damals wie auch heute.

Im Mai legte ich die Prüfung (*Senior matric*) ab, die als Aufnahmeprüfung für die University of Toronto galt. Der Krieg beschäftigte natürlich alle und verlief immer noch ungünstig. Die deutschen Heere waren tief in Russland vorgedrungen, die japanischen Streitkräfte waren überall im Fernen Osten erfolgreich. Die Nachrichten verursachten mir Schuldgefühle, dass ich nichts zu den Kriegsanstrengungen beitrug.

Einige Zeit, nachdem ich in die Familie Mendel gekommen war, vergrößerte sich ihr Haushalt noch einmal. Kate und Dorothy Simon kamen als „Kriegsgäste“ nach Kanada und wurden Teil unserer kleinen Flüchtlingsgruppe in Bedford Road 98. Ihr Vater Franz Simon war ein Tieftemperaturphysiker, den die Mendels aus Berlin kannten. Auch die Familie Simon war früh aus Nazideutschland geflüchtet und ließ sich in Oxford nieder, wo Simon eine Forschungsstelle an der Universität erhielt.³¹ Was uns die ganze Zeit wunderte, war die Häufigkeit der Besuche von Franz Simon bei seinen Töchtern in Toronto – es war höchst außergewöhnlich, dass ein Zivilist in Kriegszeiten mehrmals über den Atlantik flog. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass Simon eine Kontaktperson zwischen den britischen und amerikanischen Physikern war, die mit dem *Manhattan Project* der Entwicklung einer

31 Seine Frau, Lady Simon, war wohlauf, als Styra und ich sie 1997 in Oxford besuchten. Sie war damals 100 Jahre alt und bei klarem Verstand. Sie erzählte uns, dass sie und ihr Mann bewusst ein großes Haus ausgewählt hatten, als sie 1934 nach Oxford kamen. Es war das Haus, in dem wir eben Tee tranken. Sie hatten richtigerweise angenommen, dass viele Flüchtlinge ihnen bald nach England folgen würden und eine vorübergehende Unterkunft bräuchten.

Atombombe beschäftigt waren. Nach dem Krieg wurde er für seine Verdienste zum Ritter geschlagen und wurde Sir Francis Simon. Er war einer von vielen deutsch-jüdischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die einen bedeutenden Beitrag zu den Kriegsanstrengungen der Alliierten leisteten. Es schaudert mir bei dem Gedanken, was passieren hätte können, hätte Hitlers Antisemitismus nicht zu dem Abgang all dieser wissenschaftlichen Talente geführt.

Die Mendels besaßen einen fast neuen Oldsmobile Sedan mit einer hydraulischen (automatischen) Schaltung, eine große Neuheit damals, und ich lernte unter Gerald's Anleitung damit zu fahren. Der Wagen wurde nur selten benutzt, da Bruno seinen Stapel an Benzinmarken sorgfältig hütete und nicht wollte, dass das Auto die Garage verließ. Um seine Sparsamkeit zu überlisten, behaupteten Walter und ich, es wäre schädlich für die Reifen, wenn sie nicht regelmäßig benützt würden. Da wir damals schon als technische Experten angesehen wurden, nahm Bruno unseren Rat ernst und ließ uns das Auto öfter verwenden.

Nachdem ich meinen Führerschein gemacht hatte, nahm ich den Sommerjob als Chauffeur und Privatsekretär bei dem bekannten, aber schon lange pensionierten kanadischen Historiker George M. Wrong an, der damals in seinen Achtzigern und nahezu blind war. Nachdem seine Frau gestorben war, hatte er (zur Bestürzung seiner Familie) „Burgy“, die die Gouvernante seiner Enkelkinder gewesen war, geheiratet. In Toronto lebten George und Burgy Wrong nur ein paar Häuser von den Mendels entfernt, im Sommer übersiedelten sie in ihr großes georgianisches Sommerhaus in Canton, Ontario, wohin ich die beiden mit ihrem Auto brachte. Wenn ich sie nicht chauffierte, verbrachte ich die Tage, indem ich Professor Wrong die Zeitung vorlas, seine Korrespondenz erledigte und mit ihm Schach spielte – unter Verwendung spezieller Figuren, die er durch Berührung erkennen konnte. Diese Aufgaben ließen mir genug Zeit, etwas extra Geld zu verdienen, indem ich an Nachmittagen Schlamm mit Hochdruckschläuchen aus einem Mühlteich entfernte. Ich arbeitete mit einem Ortsbewohner zusammen, mit dem ich ganz gut auskam, wenn er nicht gerade üble antisemitische Hetzreden führte, wobei er zugeben musste, noch nie einem Juden begegnet zu sein. Ich hielt bis zum letzten Tag unserer

Arbeit still, an dem ich ihm mitteilte, dass ich ein Jude sei – was ihn buchstäblich sprachlos machte.

Dieser Sommerjob war meine erste, aber nicht die letzte glückliche Verbindung mit der Familie Wrong. George M. Wrongs Enkelin June Wrong (spätere Rogers) war eine enge Freundin von mir, als wir an der Universität studierten. Sie führte mich in den Geschichtsclub der Universität ein und ich beteiligte mich an Debatten über lang vergessene Thesen zu den damals aktuellen politischen Themen. Sie ist eine der wenigen Studienkolleginnen, mit der ich noch immer in Kontakt bin (2010). Ihr Bruder Dennis ist Professor Emeritus für Soziologie an der New York University (NYU), aber ich erinnere mich an ihn aus unserer aufregenden ersten Zeit an der Universität. Am Ende des Sommersemesters fanden Dennis, Sol Littmann (beide Soziologen) und ich Sommerjobs auf einer mennonitischen Farm in der Nähe von Niagara-on-the-Lake.³² Wir aßen und schliefen im Farmhaus und verbrachten den Tag mit dem Jäten und Ernten von Pfirsichen und Tomaten. Die Sowjetunion war damals schon ein Verbündeter im Krieg gegen Hitler und sozialer Eifer war unter den Studenten und Studentinnen weit verbreitet. Jeden Morgen marschierten wir zu den Tomatenfeldern und Obstgärten und sangen die *Internationale*.

32 Der mennonitische Farmer, für den wir arbeiteten, hielt sich nicht an alle Vorschriften seiner Sekte, da er ein Klavier im Wohnzimmer hatte. Nach dem Abendessen versammelten wir uns und sangen aus einem Liederbuch, das wir dort fanden. Mein Lieblingslied war Schuberts *Who is Sylvia?* und diese Sommerabende kommen mir in den Sinn, wann immer ich dieses Lied höre. Die Pfirsichernte wurde aufregender, als die sogenannten *Farmerettes* kamen, um die Früchte zu pflücken, während wir drei uns um die Kisten kümmerten, die sie mit Früchten füllten. Die ständige Berührung mit dem Pfirsichflaum verursachte ein Jucken auf meinem ganzen Körper, und es dauerte einige Jahre, bis ich Pfirsiche wieder genießen konnte. Zufälligerweise arbeitete einer meiner Mitschüler, John Anstee, als Zahlmeister auf dem Dampfschiff, das zwischen Toronto und Niagara-on-the-Lake hin- und herfuhr. An Wochenenden bekam ich eine Freifahrt nach Toronto und zurück, wenn ich an seiner Stelle die Fahrkarten am Landungssteg kontrollierte. Diese Farmarbeit war bei weitem angenehmer als die auf der Low-Farm nur drei Jahre zuvor.

Ein so unbesonnenes Verhalten hätte sicherlich Dennis' Vater, Hume Wrong, wie sein Vater Historiker und leitender Beamter im kanadischen Außenministerium, geschockt. Nach dem Krieg wurde er Botschafter in den USA, und als ich als Doktorand am Massachusetts Institute for Technology war und dem jährlichen Treffen der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft in Washington beiwohnte, luden mich die Wrongs freundlicherweise ein, in der Botschaft zu wohnen. Dort genoss ich vor allem die englische Sitte des *Early morning tea*, der mir von einem Butler ins Schlafzimmer gebracht wurde.

Die Familie Wrong verbrachte die Sommerferien in einem einfachen Holzhaus an einem idyllischen kleinen See in der Gegend von Gatineau und ich erinnere mich besonders an einen Besuch dort. Ich war auf dem Rückweg vom Buschland im Norden, wo ich als Goldsucher tätig war, nach Toronto. Es war ein herrliches spätsommerliches Wochenende, das mir noch mit erstaunlicher Klarheit in Erinnerung ist – vielleicht wegen eines hübschen etwa dreizehnjährigen englischen Mädchens, das auch bei den Wrongs auf Besuch war. Ich sah dieses Mädchen nur das eine Mal, aber das Bild, wie sie mit ihren langen Beinen im Badeanzug und mit Badehaube auf einem großen glatten Felsen am Rande des Sees stand, bleibt in meine Erinnerung eingraviert – vielleicht, weil ich bald danach erfuhr, dass sie eine Woche später, nachdem sie zur Schule zurückgekehrt war, plötzlich an einem Gehirntumor verstarb.

Studentenzeit

Ende des Sommers 1942 inskribierte ich an der Universität Toronto den Leistungskurs für Mathematik und Physik (M&P).³³ Ich habe diese schicksalhafte Entscheidung getroffen, ohne je an Physik als Berufsziel gedacht zu haben, einfach weil ich den Denkansatz schätzte,

33 Es gab zwei Frauen in unseren M&P-Klassen, aber die meisten Frauen waren in Geistes-, Sozial- und Haushaltswissenschaften inskribiert.

mit der die Physik die Wirklichkeit erforscht.³⁴ Die chaotischen Jahre, die gerade vorbei waren, machten die Wissenschaft besonders attraktiv, und meine Freundschaft mit Walter Kohn beeinflusste mich natürlich auch. Das Bestreben, die Realität – und nicht nur die physikalische Realität – zu erkennen und zu verstehen, ist mir immer ein Anliegen geblieben.

Einige andere ehemalige Internierte studierten auch an der Universität, und natürlich blieben wir in Kontakt. Oft sah ich Walter Michel, der ein enger Freund im Lager gewesen war – und immer ein Freund geblieben ist. Er wohnte in einem kooperativen Studentenheim nur zwei Blocks von den Mendels entfernt.³⁵ In einem unbekümmerten Moment kauften er und Walter einen alten Ford Model A, der manchmal sogar funktionierte. Er musste mit eingelegtem Gang entweder mit einer Handkurbel oder durch Anschieben gestartet werden. Glücklicherweise war er viel leichter zu schieben als die heutigen Autos.

Dank der ausgezeichneten Vorbereitung, die ich in der Schule des Camp B erhalten hatte, konnte ich allen meinen Kursen gut folgen, aber eine ernste Schwierigkeit entstand im Pflichtkurs in anorganischer Chemie. Der Direktor der Chemischen Fakultät betrachtete die ehemaligen Internierten als Sicherheitsrisiko und versperrte ihnen den Zugang zum Chemiegebäude, angeblich wegen geheimer Kriegsarbeiten, die dort stattfanden. Alle Chemievorlesungen und Laborkurse fanden in dem Chemiegebäude statt und die Anordnung des Direktors wurde gemeinhin als antisemitisch und nicht als von Sicherheitsbedenken motiviert angesehen. Viele Monate fruchtloser Verhandlungen

34 Studierende in solchen Leistungskursen hatten wenig Auswahlmöglichkeiten. Um weiterzukommen, musste man jeden Kurs mit Auszeichnung bestehen, die Noten wurden durch eine dreistündige Prüfung am Ende des akademischen Jahres bestimmt. Ich war daher einigermaßen geschockt, als ich als Doktorand am MIT mit wöchentlichen Prüfungen konfrontiert war.

35 Als ich in den 1960er Jahren bei Bell Laboratories arbeitete, studierte Walter Michel gerade Kunstgeschichte an der NYU und schrieb ein Standardwerk über den Schriftsteller und Maler Wyndham Lewis. Wir sahen uns regelmäßig zu Silvesterabenden, an denen seine Frau Harriet opulente Essen zubereitete. Harriet starb 2007.

zwischen ihm und der liberalen Fraktion der Fakultät, die von meinem hochverehrten Mathematikprofessor Sam Beatty geführt wurden, brachten keine Lösung. Bücher und Skripten ermöglichten mir, die Materie zu lernen, aber wie sollte ich die benötigte Laborarbeit bewerkstelligen? Nachdem am Ende des Semesters alle Klassen offiziell geendet hatten, gab mir der Direktor der Chemietechnikfakultät freundlicherweise die Erlaubnis, die Laborarbeit des ganzen Jahres in einem seiner Labors zu machen. Ich arbeitete dort allein in einem großen, verlassenem Gebäude und machte alle Experimente und schrieb die nötigen Laborberichte in ein paar Tagen – und Nächten. Obendrein bekam ich die Grippe und ich erinnere mich, wie ich eines Morgens, nach einer Nacht im Labor, benommen über den verschneiten Campus nach Hause torkelte. Zu meiner Erleichterung wurden die Berichte für ausreichend befunden und ich bekam die nötige Approbation für den Chemiekurs. Aber diese Erfahrung löste eine gewisse Antipathie gegen Chemie in mir aus, die ich erst viele Jahre später überwand, als ich mich der Molekularbiologie zuwendete und die Grundzüge der Biochemie erlernen musste.

Abgesehen von Chemie hatten wir im ersten Jahr Kurse in Differentialrechnung, analytischer Geometrie und klassischer Physik (Mechanik, Wärmelehre, Materialeigenschaften und Elektromagnetismus). Andere Pflichtvorlesungen waren englische Literatur (von Chaucer bis T. S. Eliot), Religion, Militärwissenschaft und Versicherungsmathematik. Letzteres sollte uns auf einen Beruf bei Versicherungen vorbereiten – damals fast die einzige Berufsmöglichkeit für Mathematiker und Mathematikerinnen außerhalb des Lehramts.³⁶ Da

36 So wie in Oxford und Cambridge waren auch an der Universität von Toronto alle Studenten und Studentinnen Mitglieder eines College, das meist mit einer Religion in Verbindung stand, Trinity College für Anglikaner, St. Michael's für Katholiken, etc. Ich war Mitglied des einzigen nicht religiösen College, des University College (UC). Während in den meisten Fakultäten spezialisierte Vorlesungen abgehalten wurden, hatten die Colleges Kurse in Englisch und Religion. Im UC wurde dagegen ein Kurs in „Orientalischer Literatur“ gegeben, der sich mit dem Alten und Neuen Testament, dem Koran, Buddhismus, etc. beschäftigte.

wir uns im Krieg befanden, waren alle männlichen Studenten im Canadian Officers Training Corps (COTC) eingeschrieben und an zwei Tagen in der Woche trugen wir unsere Uniformen in der Klasse, wurden gedrillt und mussten langweilige Vorträge über die Kommandostruktur der Armee anhören. Am Ende des Sommersemesters verbrachten wir zwei Wochen in Zelten in einem COTC-Trainingslager und nahmen an Märschen und Feldübungen teil.

Da M&P-Studenten fast alle Vorlesungen und Laborstunden gemeinsam besuchten, entwickelten sich viele Freundschaften. Ich freundete mich eng mit Paul Serson an, dessen stille Intelligenz und Zuneigung zur Musik mich tief beeindruckten. Er wohnte nahe dem Campus in einem damals als Studentenunterkunft für Männer am University College dienenden Gebäude, einem großen viktorianischen Haus in St. George Street 73, wo ich halbintern logierte. Paul sang im Hart House Glee Club (so wie ich) und war ein hervorragender Bratschist, der mich in die Kammermusik und die Lieder von Brahms und anderen einführte. Schumanns *Ich grolle nicht* war sein Lieblingsstück und später sang ich es öfters mit Styras Begleitung am Klavier – obwohl sie sich beklagte, dass der Text chauvinistisch sei. Damals hatte ich keine Ahnung, dass ich 50 Jahre später Robert Schumann und Johannes Brahms sehr gut kennen lernen würde.

Traditionsgemäß brachten Studenten des University College jedes Jahr eine aufwendige musikalische Produktion heraus, die *UC Follies*, die das College und Toronto parodierten. Diese wurde im Hart House-Theater aufgeführt und ich spielte Flöte im Orchester, das von Paul dirigiert wurde. Das Thema der Show war die wundersame Teleportation des College vom tief gefrorenen Toronto in ein tropisches lateinamerikanisches Paradies, und die Vorstellung begann mit diesen unvergesslichen Zeilen des Chors: „*Now we're assumin' / that the temperature's zoomin' / it's way up to ninety five / and folks in Toronto / are catchin' onto / Latin American jive.*“ Es versteht sich von selbst, dass die Show ein riesiger Erfolg war.

Am Abend vor unserer letzten Prüfung in Integralrechnung am Ende unseres zweiten Jahres gab der große Bratschist William Primrose, Pauls Idol, ein Konzert in Toronto, dem Paul unbedingt beiwohnen woll-

te. Statt wie seine Studienkollegen für die entscheidende schriftliche Prüfung zu büffeln, ging er ins Konzert und fiel in der Integralrechnung durch. Das bedeutete, dass er das ganze Jahr und somit den Einberufungsaufschub als Student verlor. Statt auf die Einberufung zu warten, meldete er sich bei der Stellungskommission freiwillig zur Armee. Im Laufe der Einführung erzielte er im Standardintelligenztest die höchste Punktezahl, die jemals verzeichnet worden war. Man muss es dem Medizinkorps der kanadischen Armee zugutehalten, dass es Paul aus diesem Grund zurückwies und ihn an die Universität zurückschickte.

Nach seiner Promotion zwei Jahre später arbeitete Paul in der Erdmagnetismus-Abteilung des Dominion-Observatoriums in Ottawa und wurde schließlich sein Direktor. Aber als Studenten hatten wir beide Sommerjobs in dieser Abteilung, deren Aufgabe es war, Variationen des magnetischen Feldes der Erde zu verfolgen. Der magnetische Pol befand sich damals in der Nähe von Baffin Island, also in Kanada. Die Variationen des Feldes spiegeln das dickflüssige Fließen des elektrisch geladenen äußeren Erdkerns (hauptsächlich Eisen und Nickel) wider. Heute wird das Magnetfeld in einem Netzwerk fixer Vermessungspunkte kontinuierlich gemessen, doch damals wurden die Vermessungspunkte bloß alle paar Jahre von Menschen besucht, die neue Messungen vornahmen.

Das scheint mir eine gute Gelegenheit zu sein, meine Arbeit im Observatorium näher zu beschreiben. Wenn ich einen Vermessungspunkt auf Grund der Beschreibung früherer Beobachter gefunden hatte, stellte ich den Dreifuß direkt über der Messingmarkierung auf, die meist in den Felsen einzementiert war. Dann sammelte ich die benötigten Instrumente – Teleskop, Magnetometer, Kurzwellenradio und Chronometer – und stellte ein Zelt auf, um sie zu schützen. Die Stärke und Richtung des Magnetfelds mussten über einige Tage gemessen werden, da es ständig etwas schwankt. Später verwendete ich diese Daten, um eine Karte zu konstruieren, die die Stärke und Richtung des Magnetfeldes in ganz Kanada und ebenso die Veränderungen des Feldes über die Jahre zeigt.

Die Vermessungspunkte, die ich besuchte, befanden sich gewöhnlich auf Bundesterritorium, zum Beispiel auf einer Leuchtturmwiese

oder in einem *First-Nations*-Reservat. Ich reiste in einem Dienstwagen des Dominion-Observatoriums und freute mich über die Gelegenheit, einige versteckte Ecken von Kanada kennenzulernen. Als ich mich einmal im Bereich eines Leuchtturms am Südufer des St.-Lawrence-Flusses niederließ, kam eine französisch-kanadische Klasse von Neunjährigen mit ihrer Lehrerin vorbei, um zu schauen, was ich tat. Ich erklärte, warum ich da war, und lud sie für den Abend ein, um durch mein Teleskop den Mond zu beobachten. Die ganze Klasse kam in der Dunkelheit wieder und war entzückt, zum ersten Mal die Mondlandschaft besichtigen zu können.

Ein anderes Mal kam ich in ein Reservat für kanadische Ureinwohner an der Nordküste des St. Lawrence, um einen Vermessungspunkt, der sich dort befand, zu besuchen. Ich hatte Schwierigkeiten, die Markierung für den Vermessungspunkt zu finden, und ersuchte einige Männer, die dort wohnten, um Mithilfe. Ich zeigte ihnen, wie der Messingmarker aussieht, und nach einer Weile kam einer der Freiwilligen und trug einen großen Felsblock, in dem die Marke einzementiert war. Ich musste mir das Lachen verkneifen, als ich ihm dankte. Die Frauen im Reservat hatten auf Betreiben des örtlichen Priesters begonnen, Gemüse anzubauen, aber nur sie aßen die Früchte ihrer Arbeit, da die Männer von dem „Hasenfutter“ nichts wissen wollten. Die Männer aßen nur Fleisch, das sie jagten, und Lachs, den sie in den Netzen, die sie in dem Gezeitenwasser des St. Lawrence auslegten, fingen. Ein weiterer Messpunkt auf der Gaspé-Halbinsel lag neben einem Gemeindezentrum, wo eine französisch-kanadische Hochzeit gefeiert wurde. Die Feier dauerte die ganzen drei Tage, die ich dort verbrachte, und ich wurde eingeladen mitzufeiern. Ich setzte mich zu den Hochzeitsgästen, die an langen Tischen auf Bänken saßen, und mein Teller wurde mit Essen beladen und Flaschen mit Roggenwhiskey wurden ohne Unterlass herumgereicht. Ich hätte mir einen interessanteren Sommerjob kaum wünschen können.

Wie die meisten Studierenden arbeitete ich während der langen Sommerferien, und durch ein sparsames Leben reichte der Verdienst des Sommers sowohl für die Studiengebühr (\$ 200 pro Jahr) als auch

für meine Ausgaben für Zins und Kost während des ganzen nachfolgenden akademischen Jahres.

Am Ende des ersten Jahres war meine Klasse auf die Hälfte geschrumpft, was einem üblichen Abgang für den M&P-Kurs entsprach. Unser Lehrplan konzentrierte sich auf Vorlesungen und Laborstunden in klassischer Physik (Mechanik, Materialeigenschaften, Astronomie). Wir verbrachten beispielsweise sehr viel Zeit mit verschiedenen Experimenten zur Bestimmung der zwei Gravitationskonstanten g und G .³⁷ Der Kurs wurde von Professor Satterly geleitet, einem schillernden und ehrfurchtslosen britischen Geist, an den sich Studierende von damals am besten wegen seiner jährlichen Vorlesungen über flüssige Luft erinnern. Diese waren so populär, dass sich die Studierenden lange vor der Vorführung anstellten, um sich einen Platz in dem großen Vorlesungssaal zu sichern. In der Vorlesung zeigte Satterly Raketentechnik, die Wiederbelebung eines steifgefrorenen Goldfischchens und ähnliche Zaubertricks, die der flüssige Stickstoff ermöglichte. Zwischendurch zitierte er die entsprechenden Verse aus der Genesis und war in einen akademischen Talar gehüllt, einen Stahlhelm auf dem Kopf.

An einem Nachmittag führte ich mit meiner Laborpartnerin Winifred Thomson, der schüchternen Tochter von Missionaren in China, das berühmte Cavendish-Experiment zur Bestimmung der universellen Gravitationskonstante (G) durch. Wir maßen die Anziehungskraft zwischen einer massiven Bleikugel und einer kleinen Hantel, die als ein Torsionspendel mit einem kleinen Spiegel ausgestattet war. Wir benützten einen „Lichthebel“, um die Abweichungen dieser Torsionswaage zu vergrößern, so dass wir in einem pechschwarzen Raum arbeiten mussten. Nach einer Weile kam der satyrhafte Professor Satterly zu uns und fragte Winifred lächelnd: „Nun, liebes Fräulein Thomson, ist das nicht ein wunderbarer Ort, um die Anziehungskraft

37 g bezeichnet die Beschleunigung der Schwerkraft auf der Erdoberfläche, während G , die universelle Gravitationskonstante, die Kraft (F) zwischen zwei Massen bezeichnet. Für die Massen, m und M , getrennt durch die Distanz d , ist die Anziehungskraft $F = G(mM/d^2)$. Wenn man g misst und den Erdradius (d), G und m kennt, kann man also das Gewicht der Erde bestimmen.

zwischen zwei Körpern zu beobachten?“ Das versetzte die arme Winifred natürlich in große Verlegenheit. Damals war man viel pröder als heutzutage.

Erst im dritten Jahr wurde Quantenmechanik unterrichtet, die Schrödinger und Heisenberg erst zwanzig Jahre zuvor entdeckt hatten. Sie ermöglichte es zum ersten Mal, die Welt der Atome und Moleküle mit mathematischen Mitteln verständlich zu machen. Da die Quantenmechanik die Interaktionen zwischen Elektronen und anderen Elementarteilchen durch Differentialgleichungen beschreibt, befassten sich einige Kurse mit den nötigen mathematischen Methoden diese zu lösen. Das war natürlich lange vor dem Computerzeitalter. Heute kann man die Dynamik sehr großer Moleküle (z. B. Proteine) mithilfe von hochentwickelter Software ermitteln, ohne auf die mathematische Methodik zurückgreifen zu müssen, die wir damals so mühsam studierten.

Trotz der kriegsbedingten Sparmaßnahmen genossen wir ein abwechslungsreiches Studentenleben. Ich spielte Flöte im Universitäts-symphonieorchester, sang im Chor, spielte Fußball für das University College und lernte fechten. Manchmal fanden Tänze im Hart House statt, dem prunkvollen Studentenzentrum, dessen Architektur an Colleges in Cambridge erinnert. Die Benutzung der ausgezeichneten Einrichtungen (Turnsäle, Mensa, Café, Lesesäle, Schwimmbad) war damals männlichen Studenten vorbehalten – Frauen durften das Hart House nur betreten, um an Tanz- und anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen teilzunehmen.

Im Sommer nach meinem zweiten Jahr (1944) arbeitete ich für Hans Lundberg, einen exzentrischen und genialen schwedischen Geophysiker, dessen Firma das kommerzielle Potential von möglichen Goldgrubenfeldern untersuchte. Er hatte eine geniale geophysikalische Technik entwickelt, mit der er die Felsformationen in den dünn besiedelten nördlichen Gebieten von Ontario und Quebec, einem Lieblingsplatz der Goldsucher, mappierte. Ich arbeitete mit einem Geologen zusammen, der eine detaillierte geologische Karte jedes Feldes ausarbeitete, während ich die Variationen des Magnetfeldes und der elektrischen Leitfähigkeit maß und in die geologische Karte einzeich-

nete. Manchmal „wuschen“ wir auch Gold in Bächen, die durch das Feld flossen. Wir beschäftigten kanadische Ureinwohner der Gegend, um mit Macheten parallele Linien durch das Dickicht zu schlagen, die etwa 1 m breit und 8 m voneinander entfernt waren und als Vermessungsnetz dienten. Diese Hilfskräfte wurden am Samstag bezahlt und kamen meist nicht vor dem folgenden Dienstag wieder oder wann immer sie kein Geld – oder keinen Whiskey – mehr hatten.

Im Waldgebiet um Noranda, Quebec, befinden sich zahlreiche Seen und Granitfelsen ragen hier und da aus dem bewaldeten Boden. Die wenigen Bewohner sind meist Bergarbeiter, Holzfäller oder Prospektoren. Städte mit einem Hotel waren weit voneinander entfernt und konnten nur über ausgefahrene, staubige Straßen oder mit Wasserflugzeugen erreicht werden. Es war daher praktischer, eine Hütte in der Nähe des jeweiligen Grundstückes zu mieten, statt in einem Hotel zu wohnen. Einmal teilten mein Partner, der Geologe, und ich einen Schuppen am Ufer eines größeren Sees, und wir engagierten die Frau eines französisch-kanadischen Trappers, die am anderen Ufer des Sees wohnte, für uns Frühstück und Abendessen zu bereiten. Sie hatte weit und breit keine Nachbarn. Um ihre Hütte zu erreichen, mussten wir bei jedem Wetter den See mit dem Kanu überqueren. Das erinnerte mich an den Wilden Westen, den Karl May in seinen Büchern beschrieb, die ich als Bub in Wien verschlungen hatte. Der Trapper war gerade unterwegs Fallen zu stellen und seine Frau, die kein Wort Englisch sprach, gab mir bei unseren Mahlzeiten Konversationsstunden in Französisch („*Donnez moi le beurre, s'il vous plaît*“), aber noch heute, nach so vielen Jahren, ruft meine Aussprache des Französischen immer noch Heiterkeit in meiner Familie hervor.

Es war ein sehr heißer Sommer und Schwärme von blutrünstigen Moskitos und Bremsen, die Plage der nördlichen Wälder, machten unsere Arbeit anfangs unerträglich. Diese gefräßigen Insekten bedeckten meine Hände, wenn ich Daten in mein Notizbuch eintragen wollte, aber nachdem ich in den ersten zwei Wochen unzählige Male gebissen worden war, verlor meine Haut den Reiz für die verfluchten Insekten und sie hörten auf, mich zu belästigen – eine Erfahrung, die auch andere Bewohner und Bewohnerinnen dieser bewaldeten Gebiete ge-

macht hatten. Einmal wütete ein Waldbrand im struppigen Feld, in dem ich arbeitete, und ich musste so schnell wie möglich weglaufen, mit Magnetometer und Dreifuß auf der Schulter, um den rasant um sich greifenden Flammen zu entkommen.

Wenn mein Partner und ich unsere geologischen, magnetischen und elektrischen Untersuchungen beendet und eine Karte des Feldes hergestellt hatten, fuhren wir zur nächsten Stadt (z. B. Noranda) und riefen Herrn Lundberg in Toronto an, der dann gleich zu uns heraufzog und ein Zimmer im einzigen Hotel der Stadt mietete. Unter jedem Fenster der Zimmer in den oberen Stockwerken des dreistöckigen Holzgebäudes hingen gewendelte Seile – der Fluchtweg bei Feuer. Herr Lundberg heftete die Karten, die wir vorbereitet hatten, an die Wand seines Hotelzimmers und bestellte zwei Flaschen Whiskey. Mit einem Glas Whiskey in der Hand studierte er die Karte und verwendete einen Marker, um die vielversprechendsten Orte mit einem großen roten X für Testbohrungen zu kennzeichnen. Nachdem unsere Arbeit erledigt und der Whiskey fast ausgetrunken war, gingen wir guter Laune in den Speisesaal, um Steaks mit Erdäpfeln zu speisen.

Wenn die Aussichten für ein Grubenfeld Erfolg versprechend waren, legte Lundberg den Eigentümern, die die Studie beauftragt hatten, seinen positiven Bericht vor. Vorher kaufte er noch Kleinaktien der Firma, da der Wert dieser Anteile nach der Veröffentlichung des Lundberg-Berichts in der Zeitschrift *Northern Miner* vorhersehbar erheblich steigen würde. Das war eine todsichere Art viel Geld zu verdienen, das Konzept des „Insiderhandels“ war im Busch unbekannt. Am Ende des Sommers drängte mich Lundberg, bei ihm zu bleiben, statt an die Universität zurückzukehren, und versprach mir, mich innerhalb eines Jahres zum Millionär zu machen. Aber ich hatte genug vom Leben im Busch und konnte seinem lukrativen Angebot widerstehen. Sein Vorschlag war keineswegs leere Prahlerei – ich erfuhr viele Jahre später, dass Lundberg extrem reich wurde und der Universität ein Geophysikgebäude spendete, das seinen Namen trägt.

Nachdem ich im September 1944 von meinem Sommerjob zu den Mendels zurückgekehrt war, beschlossen Walter Kohn und ich, uns ernsthaft zu bemühen als Freiwillige in den Militärdienst zu treten.

Wir wurden von der Royal Canadian Air Force wegen unserer zweifelhaften Staatsbürgerschaft abgelehnt, aber die Canadian Army nahm uns auf und ich erhielt die Regiment-Nummer B 164795. Ich war betrübt, dass ich wegen meiner Kurzsichtigkeit am Augentest scheiterte, aber nachdem ich mit meiner Brille die Sehprobentafel auswendig gelernt hatte, bat ich noch einmal getestet zu werden, und diesmal bestand ich ohne Probleme. Seltsamerweise kam mir kein Gedanke, dass mein Eintritt ins Militär inmitten eines Krieges mich der Gefahr von Verstümmelung oder Tod aussetzen könnte: So mächtig ist die jugendliche Überzeugung der Unsterblichkeit – außerdem, hatte Papa nicht seinen Dienst im Ersten Weltkrieg überlebt? Ich erinnere mich, wie stolz ich den Kampfanzug trug, als ich die Yonge Street entlangging, kurz nachdem ich eingerückt war – und ich von einem Fotografen am Gehsteig aufgenommen wurde.

Beim Militär

1944 dauerte der Krieg schon fünf Jahre und schien noch lange nicht vorbei zu sein. Die Deutschen hatten zwar empfindliche Niederlagen in Stalingrad und Nordafrika erlitten, aber ihre Herrschaft über Kontinentaleuropa schien so stark wie eh und je. Im Juni landeten die Alliierten in der Normandie und kämpften sich ostwärts, wobei die Kanadier starke Verluste erlitten, besonders in den Niederlanden. Es war daher nicht verwunderlich, dass die kanadische Armee Walters und meine technischen und sprachlichen Qualifikationen ignorierte und uns, gemeinsam mit allen anderen Rekruten, zur Infanterie einteilte.

Nach unserer Einführung wurden wir im sogenannten Pferdepalast (*Horse Palace*) auf dem Ausstellungsgelände von Toronto einquartiert. Wir schliefen auf Strohmattentzen in den Pferdegeställen, was mich an die Unterbringung in meinem ersten Internierungslager, der Rennbahn von Brighton, erinnerte. Wir bekamen Uniformen und wurden in Militärgesetz und Disziplin unterwiesen, und was von besonderer Bedeutung zu sein schien: wie und wem man korrekt salutierte. Nach zwei Wochen hielt man uns für die Grundausbildung ausreichend vor-

bereitete und wir erhielten einen 36-Stunden-Urlaubsschein, allerdings wurden wir vorher gegen alles Mögliche geimpft, so dass ich meinen ganzen Urlaub bei den Mendels mit hohem Fieber im Bett verbrachte.

Unsere Grundausbildung fand in einem Camp außerhalb von Brantford, Ontario, statt und dauerte sechs Wochen. Walter und ich waren in demselben Zug und wohnten in einer H-Hütte, die uns von unserer Internierung vertraut war. Die Ausbildung war wie in allen Armeen seit jeher auf bedingungslosen Gehorsam ausgerichtet – wie sonst könnte man einen Menschen in ein Maschinengewehrfeuer schicken? Das muss der Grund für die endlosen Stunden Drill auf dem Exerzierplatz gewesen sein, eine scheinbar sinnlose Übung, die allerdings, wenn sie mit Elan ausgeführt wurde, eigenartigerweise befriedigend sein konnte. Die nächtliche Wachablöse mit Signalhornbegleitung erinnerte mich an die Choreographie eines Balletts. Meine Armmuskeln zucken noch immer unwillkürlich, wenn ich in Gedanken das Kommando höre: „*Slope – Arms! Present – Arms! For Inspection Port – Arms!*“ Das Camp Brantford war nahe genug bei Toronto, dass ich meinen 36-Stunden-Urlaub in unserem Zimmer bei den Mendels verbringen konnte. Dann fuhr ich am Montagmorgen um vier Uhr früh im Lieferwagen der *Globe and Mail*-Zeitung bis Brantford mit und war um sechs Uhr früh rechtzeitig zum Wecksignal zurück im Lager.

In den folgenden acht Wochen erhielten wir fortgeschrittenes Training im Camp Borden, wo wir die praktischen Fertigkeiten des Soldatenwesens lernten und eine ausgezeichnete körperliche Kondition erreichten.³⁸ Hier wurde alles im Laufschrift gemacht und wir wurden in langen Märschen und Nachtlagern abgehärtet, manchmal in tiefem Schnee und bei Temperaturen, die weit unter Null lagen. Obwohl wir noch immer viel Zeit auf dem Exerzierplatz verbrachten, lernten wir zwischen Freund- und Feindpanzern und -flugzeugen zu unterschei-

38 Im Camp Borden, etwa 100 Meilen nördlich von Toronto, waren während des Krieges 30.000 Soldaten untergebracht. Es war das größte Militärlager im britischen Empire. Panzerkräfte, Artillerie und Infanterie wurden dort ausgebildet. Auf einer Halbinsel in der Nähe von Meaford an der Georgian Bay wurde bei Manövern scharfe Munition verwendet.

den, übten Bajonettfechten und Treffsicherheit, gruben Schützenlöcher, schossen Mörsergranaten, mit Maschinengewehren und einer teuflischen Waffe gegen Panzer, PIAF (*Projectile Infantry Anti Tank*) genannt, deren Rückstoß so heftig war, dass man beim Abschießen zurückgeschleudert wurde. Wir lernten auch Handgranaten wie im Cricket zu werfen (in der US-Armee warf man sie wie beim Baseball), ein Bren-Maschinengewehr auseinanderzunehmen und blind wieder zusammenzubauen. Um uns bei den Manövern in Alarmbereitschaft zu halten, konnten wir vom sogenannten Demonstrationsteam in deutschen Uniformen überfallen und aufgemischt werden, wenn wir es am wenigsten erwarteten. Wir krochen durch Stacheldrahtverhaue, während Maschinengewehre über unsere Köpfe feuerten und zu meiner Überraschung wurde ich ein Meisterschütze und mit einem Abzeichen an meinem Ärmel ausgezeichnet.

Jeden Sonntag gab es eine „Kirchenparade“. Am ersten Sonntag in Camp Borden teilte uns der Oberfeldwebel mit, dass die Teilnahme an der Messe freiwillig sei und dass diejenigen, die nicht teilnehmen wollten, austreten sollten – sie wurden sogleich zum Latrinendienst eingeteilt. Es versteht sich von selbst, dass sich am darauf folgenden Sonntag jeder für die Religion entschied und am Gottesdienst teilnahm, vielleicht nicht ganz im Einklang mit den Erwartungen des Kaplans. Bei den bekannten anglikanischen Kirchenliedern sangen die Soldaten gerne mit – doch mit ihren eigenen Worten: „*What a friend I have in Jesus*“ verwandelte sich in: „*Wenn dieser verdammte Krieg vorbei ist / Oh, wie glücklich werde ich sein / Nie wieder zu Tagesanbruch aufstehen / Kein Soldat mehr sein. / Keine Kirchenparaden am Sonntag / Keine Passkontrolle mehr / Wir werden dem Oberfeldwebel sagen / sich die Pässe in den Arsch zu schieben!*“ Der Geistliche, vorn am Podium, ignorierte wohlweislich diese Reime.

Während ich das aufschreibe, fallen mir weitere Ereignisse ein. In einer bitterkalten Winternacht, in der ich zur Lagerwache eingeteilt war, hörte man den Schnee unter den Füßen knirschen. Mein Freund Walter hatte Bier in der Kantine getrunken und kam am „Nachhauseweg“ bei mir vorbei. Er forderte mich auf, ihn zu arretieren, da er sich weigerte, das Kennwort zu nennen, und er bestand unter Kichern

darauf, dass ich meine Pflicht tue. Unser Leben hatte sich in den vergangenen fünf Jahren so grundlegend geändert, dass diese surreale Szene auf einer mondbeschienenen Lagerstraße im Camp Borden einen Lachanfall bei uns auslöste – und das auch jetzt noch, wenn ich daran denke.

Man sagte mir und Walter oft, dass wir einander ähnlich sähen. Da unsere väterlichen Familien aus der gleichen Gegend in Mähren (Göding, heute Hodonin) kamen, könnten wir durchaus verwandt sein. In der Armee wurde die Ähnlichkeit durch die Uniformen und unseren österreichischen Akzent noch verstärkt, und wir wurden oft verwechselt. Einmal organisierte der Bataillonskommandant ein Boxturnier und aus mir unverständlichen Gründen meldete Walter sich freiwillig dazu. Er musste gegen einen erfahrenen Amateurboxer antreten und wurde in der ersten Runde hart geschlagen. Er war zu stur, um aufzuhören, und der Kampf endete damit, dass Walters Sekundanten in der zweiten Runde das Handtuch in den Ring warfen. Am nächsten Morgen gab es einen Bataillonsappell und der Oberst, der die Reihen inspizierte, blieb vor mir stehen und bellte: „*Good show, last night, soldier!*“ Ich hatte keine Lust, seinen Irrtum aufzuklären, und rief zurück: „*Thank you, Sir!*“ Ich gehe davon aus, dass Walter mir verziehen hat.

Einige unserer Ausbildner waren Veteranen, die von Kämpfen in Frankreich zurückgekehrt waren, und ihre Berichte intensivierten unser Training. Die „Abschlussübung“ unseres fortgeschrittenen Trainingskurses war ein Acht-Kilometer-Gewaltmarsch mit vollem Marschgepäck und Gewehr, der unter einer Stunde absolviert werden musste. Ein Lastwagen folgte uns, um Nachzügler aufzunehmen, die dann den zermürbenden achtwöchigen Kurs wiederholen mussten. Interessanterweise kann ich mich an niemanden erinnern, der diese Alternative zur Verschiffung nach Übersee wählte.

Wir erhielten einen letzten 48-Stunden-Urlaub, bevor unsere Kompanie nach Übersee geschickt würde. Zurück im Camp Borden wollten wir gerade mit unserem Seesack, Rucksack und Gewehr in die wartenden Lastautos einsteigen, als Walter und ich vom Kompaniekommandanten den Befehl erhielten zu bleiben, offenbar, da wir

im Falle einer Gefangennahme als jüdische Flüchtlinge besonders gefährdet gewesen wären.

Infanterieausbildner

Nach ein paar Tagen Ungewissheit sollten Walter und ich uns bei der Ausbildungsschule melden, um als Infanterieausbildner geschult zu werden. Vor dem Abschluss musste jeder Student einen Vortrag über ein Thema seiner Wahl halten. Während ich meines vergessen habe, erinnere ich mich an Walters über die Bewegung eines Stabes beschränkt auf eine innere Halbkugel, ein seltsames Thema der klassischen Mechanik, das ihn interessierte. Er veranschaulichte seinen Vortrag mit einem Esstübchen und einer gängigen Waschschale aus Aluminium, aber seine Zuhörer blieben verwirrt. Das Leben in der Armee hatte Walters Hingabe an die Physik keineswegs geschmälert. Ich erinnere mich, wie er einst oben im Stockbett in der Baracke – umgeben von fünfzig lauten, ungestümen Soldaten – voll konzentriert an einer mathematischen Analyse des „schweren symmetrischen Kreisel“ arbeitete. Er sandte seinen Beitrag zu diesem Thema der angewandten Mathematik an ein passendes Journal – er wurde seine erste veröffentlichte Arbeit.

Nach dem Abschluss der Ausbildungsschule wurde ich zum Unteroffizier befördert und als ich wählen konnte, zu welchem Regiment ich gehören wollte, wählte ich die *Queen's Own Rifles* – hauptsächlich weil mir deren dunkelgrüne Feldmützen mit roter Paspelierung und einem roten Pompon gefielen. Bis zum Ende des Krieges bildete ich eine Reihe von Zügen in den Grundkenntnissen der Infanterie aus, von Schießkunst und Panzererkennung bis zum Bajonettkampf. Ich nahm meine Verantwortung ernst, da meine Schützlinge gleich nach Absolvierung des Kurses an die europäische Front verschifft wurden.

Ich wohnte während der achtwöchigen Ausbildung zusammen mit dem Zug, genoss aber den Luxus eines eigenen kleinen Raums in der Ecke der H-Hütte, was mir ein bisschen wertvolle Privatsphäre gewährte. In meinem Umgang mit den Männern, versuchte ich eine

heikle Balance zwischen einer Vaterfigur einerseits und einer Autoritätsperson andererseits aufrechtzuerhalten. Die Soldaten gaben mir den Spitznamen Ike, eine Ehre für mich, da ich ihn mit General Eisenhower teilte. Wenn möglich, zog ich Humor dem Schreien und Fluchen vor, besonders wenn ich die Männer beim Wecksignal aus ihren Betten kriegen musste. Ich schnitt den Männern auch die Haare, um ihnen Geld zu sparen.

Ich war erstaunt, wie sehr die Moral und Einstellung eines gesamten Zugs von einer oder zwei dominanten Personen unter ihnen beeinflusst wurde, so dass jeder Zug seine eigene kollektive Persönlichkeit entwickelte. An einem späten Abend verweigerte ein Unruhestifter einen Befehl von mir, sodass ich gezwungen war, ihn zu verhaften. Das führte zu einer gespannten Stimmung in der Baracke, die noch unangenehmer wurde, als ich zwei Mann befahl, den Übeltäter in das Wachhaus zu führen, und einer von ihnen sich weigerte. Ich musste auch ihn verhaften und schließlich wurde beiden der Prozess wegen Meuterei gemacht und sie wurden in das Militärgefängnis eingewiesen. Nach diesem Vorfall wurde der Zug erkennbar fügsamer.

Im Mai 1945 gingen die Kämpfe in Europa zu Ende, aber der Trainingsablauf im Camp Borden blieb auch nach der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 aufrecht, da der Krieg gegen Japan noch immer andauerte. Meine neue Aufgabe war es, Männer für den Kampf im Pazifik zu trainieren. Der Hindernisparcour wurde in „Urwaldpfad“ umbenannt und die Burschen im „Demonstrationsteam“ wechselten ihre deutschen in japanische Uniformen und trugen groteske Vorderzähne, um angeblich realistischer auszusehen. Es gab Gerüchte im Lager, dass kanadische Truppen statt in den Pazifik nach Griechenland geschickt würden, um gegen die kommunistischen Partisanen im dort ausgebrochenen Bürgerkrieg zu kämpfen. Dieser Plan war unter den Soldaten sehr unpopulär und rief ein dunkles Murren hervor.

Schließlich wurde aus beiden Szenarien nichts. Nach den Abwürfen der Atombombe auf Hiroshima und Nagasaki kapitulierten die Japaner im August und die militärische Disziplin erodierte schnell im ganzen Camp Borden. Männer erschienen mit einzelnen zivilen Kleidungsstücken zum Appell, was noch eine Woche zuvor undenkbar ge-

wesen wäre. In England meuterten kanadische Soldaten, was sie auch am Ende des Ersten Weltkriegs getan hatten.

Die Armee reagierte auf diese Unruhe mit bemerkenswert schnellen Entlassungen. Mit ein wenig Bedauern lieferte ich mein *Lee-Enfield-303*-Gewehr mit seinem hübschen hellbraun geriffelten Schaft ab, das mich ein Jahr lang ständig begleitet hatte. Wir durften unsere Uniformen und Soldatenmäntel behalten und im folgenden Winter sah man viele Studenten der Universität von Toronto in khakifarbenen oder grauen RCAF-Soldatenmänteln. Vor unserer Entlassung gab es noch eine letzte medizinische Untersuchung und zu meinem Erstaunen erreichte ich beim Sehtest die höchstmögliche Punktezahl. Ein Jahr Leben im Freien, weg von Büchern, hatte meine Kurzsichtigkeit, die mich beinahe untauglich gemacht hatte, komplett behoben.

Ich fühlte mich wieder frei, diesmal um zu dem bekannten und angenehmen Studentenleben zurückzukehren. Obwohl ich die Handlungsfreiheit und die Privatsphäre des zivilen Lebens schätze, verstehe ich, dass viele Veteranen nostalgisch an ihren Militärdienst denken. Der Krieg gegen Hitler hatte vielen einen Sinn und Zweck gegeben, was die Strapazen des Militärlebens erträglicher gemacht hatte. Der Krieg entband zudem alle von ihrer alltäglichen Verantwortung. Mir gab das Militärleben Gelegenheit, Kanadier aus vielen Schichten kennenzulernen. Die Ungezwungenheit, mit der ich aufgenommen worden war, hatte mein Selbstvertrauen gestärkt und mich in Kanada noch heimischer fühlen lassen.

Hitler, Göring, Goebbels und Himmler, diese bösen Geister, die Europa zwölf lange Jahre beherrscht hatten, waren tot und weder die schrecklichen Kosten an Menschenleben noch die ersten Nachrichten über den Holocaust oder die neuen Ängste, die durch Kernwaffen hervorgerufen wurden, konnten den Optimismus, den jeder für die Zukunft hegte, dämpfen. Auf jeden Fall nicht meinen.



Im Sommer 1942 arbeitete ich in einem Obstgarten in Niagara und diese Farmarbeiterinnen kamen, um Pfirsiche zu pflücken. Während der Mittagspause setzten sie sich zu mir. Mich interessierte aber nur die Katze.



**Autofahrt ins Grüne mit den Mendels, ca. 1943
Von links nach rechts: Ruth, Bruno, ich, Hertha**



Ein Straßenfotograf nahm dieses Bild auf, als ich kurz nach meinem Eintritt in das kanadische Infanteriekorps in der Yonge Street in Toronto spazieren ging. Stolz trage ich meine Uniform und bin froh, mich endlich am Kampf gegen den Faschismus beteiligen zu können.



**Mit zwei Kameraden während unserer Ausbildung
als Infanteristen, Meaford 1944
Rechts stehe ich.**



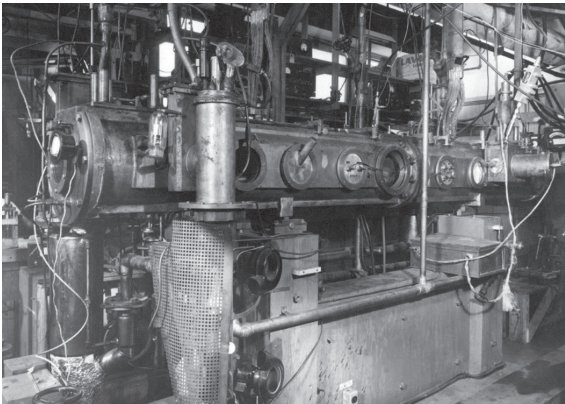
Nach einer militärischen Übung erhielt jeder Soldat eine Handvoll Fleisch und einen großen Erdapfel. Wir machten Feuer und sind gerade dabei, unser Nachtmahl zuzubereiten.



Mein Zug während einer winterlichen Übung bei einer Temperatur von -30° C. Die zwei Bren-Maschinengewehre sind auf Schneeschuhen montiert. Ich bin in der 2. Reihe 4. von rechts.



Nach der Entlassung aus der Armee kehrte ich an die Universität Toronto zurück, wo ich 1947 promovierte. Hier bin ich mit meinen fünf Kommilitonen im Physik-Labor der Universität.



Diese Apparatur benötigte ich für meine Abschlussarbeit und stellte sie im Atomstrahlabor des M.I.T. her.



Im Sommer 1944 war ich Goldgräber im nördlichen Quebec und fertigte Karten des magnetischen Feldes an, die es erleichterten, ein mögliches Goldvorkommen einzuschätzen.



Beim Messen des magnetischen Feldes mit meinem Magnetometer. Die so gesammelten Daten ermöglichen zusammen mit geologischen Daten die Lokalisierung von Gesteinspalten unter der Erdoberfläche.

5. Eine Seereise

Chibougamau und Ottawa

Nach meiner Entlassung aus der Armee im Herbst 1945 kehrte ich zum M&P-Kurs zurück – ich hatte nur ein akademisches Jahr versäumt. Am Ende meines dritten Jahres fand ich einen Sommerjob in der Abteilung für Erdmagnetismus des Dominion-Observatoriums in Ottawa. Meine Aufgabe bestand darin, eine Reihe von Magnetstationen (Vergleichspunkte), die überall im Osten Kanadas verstreut waren, zu besuchen und die Stärke und Richtung des Magnetfeldes zu messen, wie ich das schon beschrieben habe. Ein französisch-kanadischer Student war mein Assistent und wir fuhren mit einem Auto, in dem sich die Apparatur für die astronomischen und magnetischen Messungen befand. Die meisten dieser wunderschönen Instrumente findet man heute nur mehr in wissenschaftlichen Museen.

Meine erste Aufgabe war, eine neue Magnetstation in Chibougamau, Provinz Quebec, einzurichten, einer nagelneuen Bergwerkstadt, die gerade erst für Autos erreichbar gemacht worden war. Eine neue 200 Meilen lange Schotterstraße verband die Stadt mit Roberval, P. Q. Die Bergwerks- und Holzfällerstadt Roberval liegt am Ufer des riesigen Lac St. Jean, dem Oberlauf des mächtigen Saguenay, der in den St. Lawrence mündet.

Mein Assistent und ich waren unter den ersten Autofahrern, die Chibougamau erreichten. Man hatte uns gesagt, dass wir im örtlichen Hotel übernachten könnten. Nach einer holprigen Fahrt kamen wir spät und bei strömendem Regen an unserem Ziel an. Es stellte sich heraus, dass die Stadt Chibougamau aus ein paar Dutzend Prospektoren-Hütten bestand, die im Wald verstreut waren – jede von einem Haufen leerer Flaschen und Dosen umgeben. Im Erdgeschoss des Hotels, eines zweistöckigen Holzgebäudes – das höchste des Ortes – befand sich eine Taverne, wo man ausschließlich zwei Dinge kaufen konnte: Bier um \$ 1 und Whiskey um \$ 10 pro Flasche – enorme Preise für damalige Verhältnisse. Viel betrüblicher war die Information, dass das Hotel nur über ein Zimmer verfügte, das ständig von der dort

ansässigen Prostituierten besetzt war. Sie blieb jeweils eine Woche und jeden Samstag wurde sie von einer Nachfolgerin abgelöst, die mit einem Wasserflugzeug aus Montreal ankam – daher war das Zimmer durchgehend belegt. (In den mehr als 60 Jahren, die seither vergangen sind, scheint die Stadt gewachsen und wohlhabender geworden zu sein; 2006 hatte sie 7.500 Einwohnerinnen und Einwohner).

Mein Assistent und ich saßen in der Taverne und überlegten, im Auto zu schlafen, als einer der Stammgäste vorschlug, dass wir vielleicht in der Hütte von Chibougamau Joe, der am Nebentisch saß, Unterkunft finden könnten. Chibougamau Joe hatte einen buschigen schwarzen Bart und war sehr schweigsam, aber er stimmte zu, uns zum Preis von ein paar Bier unterzubringen. Wir folgten ihm in der Dunkelheit zu seiner Hütte und schiefen dort tief in einem hölzernen Stockbett. Am Morgen hatte der Regen aufgehört und wir fuhren in eine nahegelegene Bergbauanlage, wo wir am Rande eines fast unberührten blauen Sees einen geeigneten Ort für unsere Magnetstation fanden. Als wir unser Beobachtungszelt aufschlugen, kam ein Bergbauingenieur vorbei und fragte, wo wir wohnten. Als wir ihm antworteten, meinte er: „Oh, ich wusste nicht, dass Chibougamau Joe zurück ist.“ Als ich erwiderte, dass ich nicht gewusst hatte, dass er weg gewesen war, erfuhr ich, dass Joe im Gefängnis gesessen hatte, weil er seinen Hüttenkameraden ermordet hatte. Als die Bergbaugesellschaft zustimmte, uns in einer ihrer Hütten wohnen zu lassen, kehrten wir rasch in die kleine Stadt zurück und verließen die Hütte von Chibougamau Joe.

Wenn ich nicht draußen im „Feld“ war, arbeitete ich im Observatorium und verbrachte viel Zeit im Haus der Familie Serson in Ottawa. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich an das Sonntagsfrühstück mit Pancakes (Palatschinken), das bis in den frühen Nachmittag hinein dauerte. Manchmal endete das Frühstück mit einer spontanen Kanufahrt auf dem nahen Ottawa-Fluss. Nachdem wir Kukuruz von den Feldern entlang des Ufers gepflückt hatten, suchten wir eine geeignete Lichtung neben dem Fluss, machten Feuer und brieten den Mais samt den Blättern in den heißen Kohlen.

Bei einer anderen Gelegenheit in diesen sorglosen Tagen machten Paul, sein Bruder Harold und ich eine anspruchsvollere Kanufahrt

nördlich von Ottawa. Wir verbrachten eine denkwürdige Kanuwoche auf dem Lac Baskatong, einem großen See, der in den Gatineau fließt und der die Abgeschlossenheit bot, die wir so liebten. Jede Nacht kampierten wir auf einer anderen Insel und sahen die ganze Woche lang kein einziges menschliches Wesen.³⁹ Jeden Tag suchten wir in der Abenddämmerung sorgsam eine Insel mit breiten Felsplatten am Ufer, da man nur dort den blutrünstigen Moskitos entkommen konnte, die in dem dichtbewaldeten Inselinneren lebten. Die Platten waren mit angeschwemmten Baumstämmen übersät, die wir für große Lagerfeuer verwendeten. Wenn wir gut gelaunt waren, konstruierten wir eine Schleuder, die die brennenden Baumstämme in den stillen, dunklen See katapultierte. Harold hatte viel Zeit in der kanadischen Arktis verbracht und erzählte faszinierende Geschichten über die geniale Art der Inuit in ihrem kargen Lebensraum zu überleben. Wir reisten ohne Zelt oder Schlafsäcke und verwendeten das Kanu und Planen, um unseren nächtlichen Unterstand zu errichten, was gut funktionierte. Nur einmal regnete es so stark, dass unsere Plane nicht hielt und das gesammelte Wasser sich über uns ergoss. Bei jedem Lager baute Harold einen Ofen aus flachen Steinen in der Art der „Eskimos“ und buk köstliches Fladenbrot, das wir mit Speck, Corned Beef, Baked Beans und Sardinen, die wir mitgebracht hatten, aßen. Wir schliefen auf den Felsplatten, in Decken eingehüllt, und für einen guten Schlaf brauten wir einen „felserweichenden“ Grog als Gutenachttrunk. Er bestand aus Rum, Brandy, Wodka und heißem Wasser und war sehr wirksam.

Es ist wohl leicht verständlich, warum ich eine so tiefe Zuneigung zu Kanada gefasst hatte. Nach meiner Flucht aus Österreich und der Internierung in England konnte ich kaum glauben, wie freundlich ich

39 Ein paar Jahre später (1951), als ich wieder in Ottawa lebte und im National Research Council arbeitete, war die Gegend, bekannt als „up the Gatineau“, noch immer ziemlich unterentwickelt. Ein Farmer vermietete mir eine Holzhütte mit zwei Zimmern im Wald als Wochenendhäuschen. Die Miete betrug \$ 100 pro Jahr und neben der Hütte gab es ein eigenes Eishaus, in dem Eis vom nahegelegenen Fluss unter Sägespänen gelagert wurde und sich den ganzen Sommer durch hielt.

von meinen kanadischen Freunden und Freundinnen empfangen wurde. Hier war ich, ein Ausländer, ein Jude, der mit deutschem Akzent sprach, und trotzdem erinnere ich mich an keinen Fall persönlicher Feindschaft gegen mich, weder vonseiten meiner Studienkollegen noch meiner Kameraden bei der Armee oder meiner Schiffskameraden. Die Weite und Leere des Landes taten das Ihre und bald fühlte ich mich als echter Kanadier. Es schien mir, dass ich dem alten Hass, der in Europa viel hartnäckiger herrschte als hier, entkommen war.

Als ich für das vierte Studienjahr nach Toronto zurückkehrte, wählte ich Physik und Astronomie als Spezialgebiete. Die Verdienste des Sommers zusammen mit einer monatlichen Zahlung von \$ 60 des Kriegsveteranenministeriums waren genug, um meine Miete (\$ 10 pro Woche) für eine Dachkammer, die ich mit einem anderen Studenten teilte, und meine Verpflegung (ca. \$ 1 pro Tag) zu bezahlen. Ich schloss mein Studium im Frühling 1947 ab und erhielt einen Bachelor of Arts (B. A.) mit Auszeichnung in Mathematik und Physik. Nachdem ich Gefallen am Studentenleben gefunden hatte, wollte ich – im Gegensatz zu meinen Studienkollegen – keinen Posten annehmen, sondern startete am Ende des Sommers ein Masterstudium.

Im Semester davor hatte Tuzo Wilson, bekannt für seinen Beitrag zur tektonischen Theorie der Erde, einen Geophysikkurs abgehalten. Er wusste von meiner Felderfahrung beim Dominion Observatory und bot mir am Ende des Semesters einen Sommerjob an. Ich sollte an einer Arktisexpedition auf einem Eisbrecher nach Baffin Island weit im Norden Kanadas teilnehmen, um Magnet- und Gravitationsmessungen vorzunehmen. Als kräftiger und unabhängiger 23-Jähriger, mit einer Laufbahn als Farmer, Tellerwäscher, Holzfäller, Goldgräber und Soldat, ergriff ich natürlich die Gelegenheit, Arktisforscher meinen beruflichen Erfahrungen hinzuzufügen.

Ich hatte allerdings nicht mit den flehentlichen Bitten meiner Eltern gerechnet, die unser Überleben des Krieges und des Holocaust in ihrer neuen Heimat Palästina feiern wollten. Luft- und Seereisen überschritten bei weitem meine winzigen finanziellen Mittel, aber ich hatte gehört, man könne als Gegenleistung für Arbeit eine freie Passage auf einem Frachter erhalten und auf den Docks von Montreal ein Schiff

Richtung Mittelmeer ausfindig machen. Obwohl diese Art des Reisens voller Ungewissheiten war, nicht zuletzt, wie ich von Palästina wieder nach Kanada zurückkommen sollte, reizte es mich fast so wie die Eisbrecherexpedition, zu der ich mich schon verpflichtet hatte.

Mein Freund (und späterer Zimmergenosse) Mike Beer half mir glücklicherweise aus meinem Dilemma und nahm gern meinen Platz in der Arktisexpedition ein. Professor Wilson stimmte meinem Ersatz zu und ich konnte mein Glück als Seefahrer versuchen. Mike und ich hatten unser B.-A.-Diplom zur gleichen Zeit erhalten. Sein Hauptfach war Chemie, obwohl er lieber Physik studiert hätte, aber sein Vater, ein ungarischer Flüchtling und selbst Chemiker, hatte darauf bestanden, dass Mike Chemie studierte. Mikes Mutter war Malerin, der ich meine ersten Ölfarben verdankte. Sie redete mir sehr zu, mein künstlerisches Bestreben nie aufzugeben. Zeichnen und Malen, hauptsächlich von Aquarellen, bereiten mir noch immer eine tiefe Befriedigung. Wie das Schicksal so spielt, beendeten Mike und ich unsere Forschungskarriere als Biophysiker, er an der Johns Hopkins University. Seine Frau Margaret, obwohl Britin, war begeisterte Anhängerin der Baltimore Orioles, und da meine Frau seit ihrer Geburt ein Yankee-Fan ist (sie ist in der Bronx geboren), gingen wir vier gelegentlich in Baltimore gemeinsam zu Spielen der Orioles gegen die Yankees – eine gute Gelegenheit, alte Freunde zu treffen.

Abfahrt

Im Sommer 1947 war Walter Michel, mein Freund aus der Zeit der Internierung, ein *Graduate Student* an der McGill-Universität und lebte in einer Studentenwohngemeinschaft in einem großen, gemieteten Haus in Montreal. Er ermöglichte mir, in einem freien Zimmer zu wohnen, wenn ich mich an den Kosten und dem gemeinschaftlichen Kochen beteiligen würde. Also packte ich meine Sachen, nahm den Zug nach Montreal und zog bei diesen kongenialen *Graduate Students* ein. Die Tage verbrachte ich am Hafen auf der Suche nach einem geeigneten Schiff nach Palästina.

Am Kai plauderte ich mit Hafenarbeitern und Seemännern und fragte nach Schiffen Richtung Mittelmeer. Nach ein paar Tagen erfuhr ich, dass die SS Oceanside, ein 10,000-Tonnen-Frachter, in Kürze nach Halifax und einigen Mittelmeerhäfen aufbrechen würde. Als ich das Büro der betreffenden Schifffahrtsgesellschaft aufsuchte, war der Kapitän zufällig anwesend und ich wurde ihm ohne viel Aufhebens vorgestellt. Ich erzählte ihm von den Kriegserlebnissen meiner Eltern und meinem Wunsch, sie in Palästina, das damals noch ein britisches Mandat war, zu besuchen. Der Kapitän war ein nachdenklicher, intelligenter Engländer, der wenig unnötige Worte verlor und, wie ich später vom Steward erfuhr, große Schmerzen wegen seiner Magengeschwüre hatte, was sein ständig mürrisches Gesicht erklärte. Er bot mir rasch an, mich als zusätzlichen einfachen Seemann aufzunehmen, d. h. einen über der vorgeschriebenen Zahl im Gewerkschaftsvertrag, zu einem nominellen Gehalt von einem Dollar für die Fahrt. Er schlug auch vor, dass ich das Schiff in Zypern verlassen und von dort allein nach Palästina weiterreisen sollte. Er könnte mich dann eine Woche später in Haifa abholen, wo die Oceanside vorhatte Öl zu laden – und löste damit mein Problem der Rückkehr nach Kanada. Das war das einzige Mal, das der Kapitän zu mir sprach, bis ich mich in Limassol, Zypern, verabschiedete. Er war ein Kapitän der alten Schule und an Bord durfte ihn nur der Erste Offizier ansprechen. Wenn er auf dem Brückendeck anwesend war, durfte niemand, außer dem Steuermann, wenn er die Kompasspeilung verkündete, sprechen.

Als ich am Tag der Abreise mit meinem Seesack an Bord kam, war ich überrascht, meinen Zimmergenossen aus Toronto, Athol Livingston Wilson, Bob gerufen, an Bord vorzufinden. Ich hatte ihm am Telephon davon erzählt, dass ich eine Koje auf der Oceanside gefunden hatte, worauf er nach Montreal fuhr und den Kapitän fragte, ob er auch mitfahren könnte. Bob war ein eigentümlicher und unvergesslicher Mitbewohner. Wann immer ich ein Rendezvous hatte, wies er mich mit ernster Miene darauf hin, dass ich saubere Unterwäsche tragen solle, da „ich dadurch eine bessere Sorte von Mädchen kennen lernen würde“. Er wird mir für immer im Gedächtnis bleiben, da er seine 33er-Schallplatten von der Zauberflöte so oft spielte, dass ich

bis heute jedes Wort und jede Note der Oper in Erinnerung habe. Er war ein *Graduate Student* der Mathematik, schlank, sanft und grazil, sprach zögernd mit einer etwas gehemmten Stimme – nicht wirklich der Prototyp eines Matrosen der Handelsmarine. Wir beide waren die einzigen überzähligen Seemänner an Bord und da ich mir der Bitterkeit des kürzlichen Streiks der kanadischen Seeleute bewusst war, befürchtete ich, dass die Mannschaft uns als Streikbrecher ansehen würde. Die Männer waren aber im Gegenteil immer sehr freundlich zu uns und nahmen ihre sonderbaren neuen Schiffskameraden schnell an. Die Seeleute machten sich verantwortlich dafür, Bob und Joe, wie sie uns nannten, in den Fertigkeiten ihrer Arbeit zu unterweisen, und wollten uns in fremden Häfen vor Unannehmlichkeiten bewahren. Sie zeigten uns, wie man die wichtigsten Knoten und Spleiße macht, die wir für unsere Arbeit an Bord benötigten, und wenn wir in einem Hafen waren, vergewisserten sie sich, dass wir nach Einbruch der Dunkelheit nicht allein an Land gingen – eine Vorsichtsmaßnahme, die mir erst dann einleuchtete, als ich Zeuge der gegenseitigen Feindschaft zwischen meinen Schiffskameraden und den örtlichen Händlern und Wirten in den Häfen wurde.

Der erste Abschnitt unserer Reise ging nach Halifax, Nova Scotia. Es war üblich, den Schiffsoffizieren zu erlauben, enge Verwandte an Bord mitzunehmen, so lange das Schiff in kanadischen Gewässern war. Einige von ihnen machten davon Gebrauch und wurden von attraktiven jungen „Schwestern“ begleitet, mit denen sie auch die Kabine teilten. Als die Oceanside den St. Lawrence entlangfuhr, tauschte die Deckmannschaft endlos unanständige Vermutungen über unsere weiblichen Passagiere aus. Die Männer beklagten, dass Frauen an Bord Unglück brächten, und mussten sich mit der Gesellschaft von drei kuscheligen Katzen zufrieden geben, die in Montreal an Bord gekommen waren.

Bei der Fahrt auf dem stattlichen St. Lawrence fuhren wir an Frachtern aus aller Herren Länder vorbei, und die Seeleute fanden es einen amüsanten Zeitvertreib, sich an der Reling zu versammeln und der Besatzung jedes vorbeifahrenden Schiffs Unflätigkeiten und Obszönitäten zuzurufen – die gebührend beantwortet wurden. Britische Besatzungen wurden als „*lousy limeys*“ (in Anspielung auf den seit dem

18. Jahrhundert mitgeführten Zitronensaft gegen Skorbut) verunglimpft, aber die derbsten Bezeichnungen waren für die Schiffe der Colonial Steamship Line reserviert, der einzigen Linie auf den Großen Seen, die die Seemannsgewerkschaft nicht zuließ und deren Mannschaften die althergebrachten 12-Stunden-Schichten schoben, und nicht acht Stunden wie auf gewerkschaftlich organisierten Schiffen. Ich fand es nicht opportun, meine Bekanntschaft mit Herrn McKellar, dem Besitzer der verhassten Colonial Steamship Line, zu erwähnen, mit dessen Tochter Mary ich ausgegangen war. Sie war eine Studienkollegin an der Universität und ihr Vater hatte mich sogar als potentiellen Schwiegersohn überprüft. Als ich ein Wochenende in seinem palastartigen Haus am Ufer des Eriesees verbrachte, schien die Gelegenheit wie geschaffen, Mary die eine große Frage zu stellen – aber als es darauf ankam, schreckte ich davor zurück.

Meine größte Sorge nach unserer Abfahrt von Montreal war, ob ich meine Seekrankheit würde beherrschen können oder mich dem Spott meiner Schiffskameraden aussetzen würde. Meine Sorge war nicht unbegründet, da ich auf dem Dampfer in der Irischen See seekrank wie ein Hund gewesen war, ebenso auf der Sobieski während der ersten stürmischen Tage der Atlantiküberfahrt. Gerade beim ersten hohen Wellengang in der St.-Lawrence-Bucht nahm mich der Bootsmann nach vorne, um die Schwimmwesten zu überprüfen, die im Ankerraum im Bug gelagert waren. Dort vorne stampfte das Schiff besonders stark. Der Bootsmann bemerkte offensichtlich, dass ich ganz grün im Gesicht wurde, und erzählte mir, dass auch ihm ziemlich übel sei, obwohl er schon zwanzig Jahre zur See fahre. Diese Bemerkung beruhigte mich anscheinend und ich wurde erst wieder auf unserer Rückreise nach Kanada seekrank, als die nun ganz leere Oceanside in einen furchtbaren Sturm geriet.

Die tausend Meilen lange Fahrt von Montreal nach Halifax verlief zwischen Anticosti Island, Gaspé und Cape Breton Island, so dass wir uns Halifax von Osten her näherten. Es war spannend, das Schiff zum ersten Mal anzudocken und wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren. Für mich waren das Anlegen und das Ausfahren die heikelsten Aufgaben der Besatzung, die mit Geschick ausgeführt werden muss-

ten, da ein 10,000-Tonnen-Schiff einen erheblichen Schwung hat. Wenn sich das Schiff dem Dock näherte, warf ein Seemann mit Elan und Präzision eine sorgfältig aufgerollte Wurfleine über das Wasser, die dann jemand am Dock auffing, um das daran befestigte Stahlseil einzuziehen und es über einen Poller zu schlingen. Die Dampfwinden des Schiffes strafften die vier Stahlseile, vorn und achtern, und zogen das Schiff vorsichtig längsseits des Docks.

Während wir in Halifax angelandet waren, bemerkte ich zum ersten Mal die Unternehmungslust unserer Mannschaft. Sie brachten Aushänge in den Hafengebäude an, die für Samstag ein Fest und einen Tanz an Bord der Oceanside ankündigten und junge Damen dazu einluden. Zwei oder drei junge Frauen fielen auf diese List tatsächlich herein und kamen an Bord. Sie wurden in eine Kabine geführt und mit großen Mengen Bier versorgt, bis sie bemerkten, dass das die angebliche Tanzveranstaltung war. Bei ihrer Flucht kam es zu einem Handgemenge und eine verschlossene Kabinentür wurde mit einer Feueraxt zertrümmert. Als der Kapitän am nächsten Morgen davon erfuhr, war er sehr erzürnt, verbot alle weiteren Ausflüge der Seeleute von Bord und zog die Kosten für die Reparatur der kaputten Tür vom Lohn der ganzen Mannschaft ab. Am nächsten Tag kam ein Gewerkschaftsvertreter an Bord, um Protest einzulegen, allerdings vergeblich.

Mittschiffs der Oceanside befanden sich die Brücke, der Funkraum, die Kombüse, die Messe und die Kabinen der Offiziere. Traditioneller- oder böserweise waren die Quartiere der Mannschaft unter Deck im Hinterschiff, genau dort, wo das Schiff am meisten schwankte, die Belüftung schlecht war und das stumpfe Klopfen der Propellerwelle immer zu hören und zu spüren war. Im Deckhaus im Hinterschiff befanden sich die Messen der Deckmannschaft backbordseitig und der Maschinenraummannschaft steuerbordseitig. Diese zwei Gruppen hatten wenig miteinander zu tun und aus keinem ersichtlichen Grund entstanden auch keine Freundschaften zwischen ihnen. Der Bootsmann war der Aufseher der Deckmannschaft, während der sogenannte *Donkeyman*, der die Hilfsdampfmaschine bediente, die Maschinenmannschaft beaufsichtigte; beide waren verantwortlich dafür, dass die Befehle der Offiziere ausgeführt wurden.

Zu den Mahlzeiten brachte uns der zweite Koch das Essen achtern in die Messe. Tee und Kaffee gab es in der Messe zu jeder Zeit, auch Zucker und Dosen mit Kondensmilch, mit zwei Löchern zum Ausgießen; als diese eines Tages verstopft waren, entfernte ein Seemann den Deckel und fand das Innere verstopft mit Kakerlaken – Bilder, die sich ins Gedächtnis einbrannten.

Die Oceanside war ein ölbetriebener Dampfer. Wenn man die stählerne Leiter zum Maschinenraum im Schiffsbauch hinunterstieg, bekam man eine Ahnung von Dantes Inferno. Der Lärm und die Hitze, die von den riesigen Dampfmaschinen erzeugt wurden, waren erdrückend, aber der Mannschaft, die unermüdlich die Maschinenlager ölte, schien das nichts auszumachen, obwohl die Temperatur oft fast 40° erreichte. Die Oceanside war eine von hunderten Victory-Schiffen, die während des Zweiten Weltkriegs gebaut wurden, um Großbritannien und die alliierten Truppen zu versorgen. Am Ende des Krieges wurde das Schiff an einen griechischen Reeder unter der Bedingung verkauft, dass es fünf Jahre lang in Kanada registriert blieb und mit einer gewerkschaftlich organisierten Besatzung fuhr.

In Montreal wurden die vier riesigen Frachträume mit verschiedenen Ladungen gefüllt: Mehlsäcke, mächtige Zeitungspapierrollen, verpackte Maschinen und Autos. Wenn ein Laderaum voll war, wurde er mit Holzplanken verschlossen und mit einer großen Plane abgedeckt. Die Ränder der Plane wurden mit Holzkeilen befestigt, die mit einem schweren Zuschlaghammer durch unseren liebenswerten, ungestümen Zimmermann „Chippie“ eingeschlagen wurden. Alle Schiffszimmermänner sind unter diesem Namen bekannt (*chip*: Span, Splitter), was auf die Zeit zurückgeht, in der die Axt ihr wichtigstes Werkzeug war. So wurde auch der Funker eines Schiffes immer „Sparks“ (*spark*: Funke) genannt.

Die Mannschaft beschwerte sich über die gierigen neuen Schiffseigner, als eine Ladung von Bauholz ankam, die an Deck verstaut werden musste, da alle vier Laderäume bereits voll waren. Das Bauholz wurde bis zwei Meter hoch überall an Deck und auf den bedeckten Lagerräumen aufgeschichtet und Chippie errichtete Gänge und Stufen mit Geländern, damit die Mannschaft sich auf dem Schiff über dem

aufgeschichteten Holz bewegen konnte. Glücklicherweise hatten wir gutes Wetter auf unserer Hinreise; bei einem Sturm, wie wir ihn auf der Heimreise erleben sollten, wäre das Holz sicherlich über Bord gegangen.

Auf See

An einem sonnigen Nachmittag, nachdem die lästige Ladung festgezurrert war und die „Schwestern“ der Offiziere an Land gegangen waren, kam ein Lotse an Bord und die Oceanside legte ab. Mit ihrem funktionellen und nicht unansehnlichen Aussehen, das allerdings nun durch das gestapelte Schnittholz verunstaltet war, steuerte das Schiff durch den geschützten Hafen aufs Meer hinaus. Noch knapp zwei Jahre zuvor war Halifax der Sammelpunkt für die unzähligen Konvois gewesen, die während der Atlantikschlacht nach Großbritannien segelten.

Nun begann der Alltag an Bord. Ich wurde zu einer Wache eingeteilt (vier Stunden Dienst, acht Stunden frei) und übernahm zum ersten Mal das Steuerrad auf der Brücke. Ein Frachter, der so groß wie die Oceanside ist, reagiert sehr langsam (in ein bis zwei Minuten) auf das Steuerruder. Es ist die Aufgabe des Steuermannes zu gewährleisten, dass das Schiff auch in Zeiten tobender Gewitter und stürmischer See so wenig wie möglich von seinem Kurs abweicht. Auf der Brücke hinter dem Steuerrad zu stehen und ein Auge auf den Kompass und auf die Wellen zu haben, gibt einem jungen Mann ein wunderbares Machtgefühl, und so wurde das Steuern meine liebste Aufgabe. Ich genoss auch die feierliche, ruhige Atmosphäre, die auf der Brücke herrschte, allein mit dem stillen Kapitän und dem diensthabenden Wachoffizier. Es war eine willkommene Abwechslung zum lärmenden Getümmel in der Achternmesse.

Normalerweise gab es wenig Kontakt zwischen den Seeleuten und den Offizieren, mit dem Bootsmann als Zwischenglied, aber ich freundete mich rasch mit dem Dritten Offizier an, der etwa in meinem Alter war. Wenn er Wache hatte, verbrachte ich viele Stunden mit ihm auf

der Brücke. Er zeigte mir die Verwendung des Sextanten, und jeden Tag zur örtlichen Mittagszeit „schossen“ wir die Sonne und berechneten mit Hilfe des Schiffschronometers und des nautischen Almanachs unsere Position und zeichneten sie in die Karte ein. Wenn man die Sonne und die Sterne zur Navigation verwendet, wird man sich nicht nur seiner eigenen Position im Atlantik deutlich bewusst, sondern auch im Sonnensystem, in der Galaxie, im Universum – etwas, das die heutigen Globalen Positionsbestimmungssysteme (GPS) nicht vermitteln können. Ich erinnere mich auch gerne an die vielen Stunden mit dem Dritten Offizier auf der Laufbrücke, wenn wir im Dunklen über das weite Meer und in den sterneerleuchteten Himmel blickten. Dann sprach er oft über seinen Lieblingsschriftsteller Jack London und rezitierte mit Gefühl das gesamte Gedicht von John Henry Titus *The Face on the Bar Room Floor*.

Die Messe war das soziale Zentrum der nicht diensthabenden Seeleute. Diese harten Männer aus verschiedenen Teilen Kanadas und Neufundlands, das damals noch keine kanadische Provinz war, aus England, Polen und Norwegen plauderten gern und wurden erstaunlich sentimental, wenn sie von ihren Müttern zu Hause erzählten. Einige waren verheiratet, aber alle meinten unfähig zu sein, mehr als ein paar Wochen an Land zu bleiben – oder nachdem der letzte Sold ausgegeben war. Ein normaler Job hatte für sie ebenso viel Reiz wie ein Gefängnisaufenthalt. Einige von ihnen waren Berufsfischer gewesen und ich muss lächeln, wenn ich an einen Vorfall in der Messe denke. Zwei oder drei Seeleute stritten lautstark über die jeweiligen Vorteile von rotem und rosa Lachs, und zwar etwa so: „Ich fischte schon die verfluchten Lachse mit verdammten Netzen, bevor du Hurensohn überhaupt geboren warst, und ich sage dir, die roten sind besser.“ In einer kurzen Pause der hitzigen Diskussion zitierte mein Freund Bob in seiner ruhigen bedächtigen Art Shakespeare: „An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu.“ Dem folgte verblüfftes Schweigen.

Die Seeleute erzählten gerne über ihre Heldentaten in den Häfen, die sie besucht hatten. Manche waren amouröser Natur, doch erinnerten sie sich vor allem an Begebenheiten, bei denen sie eine Kneipe in

diesem oder jenem Hafen zertrümmert hatten. Sie waren besonders sentimental, wenn sie von solchen Gelegenheiten erzählten, die sich im Le Coq d'Or, einem berühmten Seefahrertreff in Montreal, abgespielt hatten, und versprachen, mich nach unserer Rückkehr dorthin mitzunehmen.

Der Kapitän duldete keine Untätigkeit auf See, und wenn man nicht auf der Brücke Dienst hatte, gab es andere Aufgaben für uns, wie zum Beispiel das Spleißen neuer Lastseile, das tägliche Abspritzen des Decks oder das Abschaben und Anmalen, was wahrscheinlich die Hauptbeschäftigung der Deckmannschaft war. Erst schlug man die dicken Blasen von der alten Farbe mit einem Hammer ab, dann trug man rote Bleifarbe auf dem exponierten Stahl auf, und schließlich wurde die Fläche neu angemalt. Es ist ein lauter und nervtötender Job. Auf See war Abschlagen und Anmalen auf die Aufbauten beschränkt, aber sobald wir in einem Hafen waren, wurden Holzbühnen und Farbkübel auf der Seite hinuntergelassen und wir kratzten, unsicher über dem Wasser hängend, den Schiffsrumpf ab und übermalten ihn. Die Geschwindigkeit, mit der das Schiff rostete, schien mit der Schnelligkeit zu korrespondieren, mit der die Mannschaft abkratzte und anmalte. Wenn deren Arbeit vom Bug bis zum Heck fertig war, war es Zeit, wieder von vorne anzufangen.

Nach zwei Wochen, in denen wir nur das Meer und den Himmel sahen, war eine gespannte Erwartung auf der Oceanside spürbar und bald sahen wir Land, was sogar für diese vielgereiste Mannschaft aufregend war. Als wir uns der Meerenge von Gibraltar näherten, war die Sicht wegen des dichten Nebels so beschränkt, dass der Bug von der Brücke aus nicht zu sehen war. Das Radar auf der Oceanside war schon auf der vorhergegangenen Reise kaputtgegangen, und obwohl es geheißen hatte, dass es in Halifax repariert würde, war das nicht der Fall gewesen: Wir fuhren in die frequentierteste Schiffspassage der Welt in dichtem Nebel und ohne funktionierendes Radar ein. Wir bewegten uns langsam, bliesen regelmäßig das Nebelhorn und lauschten auf Antworten. Ich wurde als Kundschafter zum Bug geschickt und schaute in die dunkle nebelige Nacht, als ich plötzlich in offenbar nur 100 m Entfernung die hellen Lichter eines großen Passagierschif-

fes sah, das dabei war, unseren Kurs zu queren. Ich lief, so schnell ich konnte, nach achtern und rief „Schiff voraus“, aber der Kapitän hatte es schon gesehen und signalisierte dem Maschinenraum: „Volle Fahrt rückwärts!“ Das Schiff erbebt, als die Schrauben sich heftig zurückdrehten, um die Geschwindigkeit zu drosseln, während der wütende Kapitän verärgerte Funkmeldungen überallhin aussandte. Das Passagierschiff hatte bestimmt Radar, aber beobachtete irgendjemand den Schirm oder hörte unser Nebelhorn? Die Geschichte ging zwar glimpflich aus, blieb uns aber lange im Gedächtnis.

Anlaufhäfen

Am Morgen hatte sich der Nebel gelichtet und wir befanden uns in einer völlig neuen Welt. Bei strahlendem Sonnenschein und unter einem hellblauen Himmel fuhren wir der nordafrikanischen Küste entlang. Wir zogen für fast unseren ganzen Aufenthalt im Mittelmeer die Hemden aus und spannten eine Sonnenplane über dem Achterdeck. Während der Nacht fuhren wir an den Lichtern von Algier vorbei und ostwärts weiter nach Bizerte, dem Hafen von Tunis und unserem ersten Anlaufhafen.

Ich konnte mir kaum eine exotischere Landung als in Bizerte vorstellen. Das Klima, die Vegetation, die Menschen, die Architektur der Altstadt waren für jemanden, der an Europa und Kanada gewöhnt war, wie aus einem Märchenbuch. Für meine Schiffskameraden war der Hafen ein Kriegsschauplatz, da sie offenbar in einem ständigen Kampf mit den ansässigen Arabern waren – die von der Besatzung als „*Aye-rabs*“ bezeichnet wurden. Diese waren zwar arm, aber einfallsreich und ließen keine Möglichkeit aus, den unglaublich reichen Seeleuten Geld aus der Tasche zu ziehen. Ich beobachtete einen pffiffigen und geschickten Angler in einem Ruderboot, als er mit seiner Angelrute durch die offenen Luken eines in der Nähe verankerten Schiffes nach nützlichen Gegenständen fischte. Die Seeleute missbilligten natürlich eine solche Angelei und bombardierten den Missetäter mit Flüchen und handfesteren Objekten. An Land fühlten sich die Seeleute

in den Bars ständig betrogen, möglicherweise nicht ganz zu Unrecht. Am letzten Abend im Hafen beschloss die Mannschaft, einen Streit zu simulieren, wobei Geschirr und Möbel eines Lokals zertrümmert wurden. Ich war nie bei solchen Zerstörungen dabei, aber man berichtete mir mit offensichtlichem Genuss davon. Die Abneigung und das Misstrauen der Mannschaft richteten sich gegen die arabischen Geschäftsleute an Land, mit denen sie zu tun hatten, und nicht gegen die Hafendarbeiter und Handwerker, die täglich an Bord kamen und mit denen sie freundschaftliche Beziehungen pflegten.

Die Quelle für den außergewöhnlichen Reichtum der Seeleute war ihr Zugang zu steuerfreien Zigaretten, die sie beim Schiffsproviantmeister (*purser*) um 10 Cents die Packung kauften. Amerikanische Zigaretten waren damals noch immer ein wertvolles Gut und das beliebteste Tauschmittel in diesem Teil der Welt. Nachdem der Polizist, der am Landungssteg Dienst tat, seine obligate Packung erhalten hatte, konnte man an Land eine Packung gegen eine Flasche Cointreau oder Benediktiner-Likör oder andere am Hafen verfügbare Güter tauschen. Manche Seeleute entwickelten eine Vorliebe für französischen Likör und tranken ihn direkt aus der Flasche, als ob es eine Flasche Bier wäre. Als wir Bizerte verließen, fotografierte ich einige indisponierte Liebhaber des französischen Cognacs, wie sie nach einer vergnügten Nacht über der Schiffsreling hingen. *De gustibus non est disputandum* – über Geschmack lässt sich nicht streiten.

Als ich als Schüler in Wien über die Punischen Kriege lernte, lagen meine Sympathien immer beim unterlegenen Hannibal. Nun in Bizerte wurde mir bewusst, dass das antike Karthago, vor vielen Jahrhunderten Roms bedeutendster Gegner, nicht weit entfernt sein konnte. Heute ist Karthago eine Vorstadt des modernen Tunis. Nachdem Bob und ich die Erlaubnis vom Kapitän erhalten hatten, einen Tag vom Abkratzen und Anmalen freizunehmen, bestiegen wir einen Bus und fuhren über eine staubige Landstraße nach Tunis. Als wir in der lebhaften und heißen Stadt ankamen, zeigte man uns die Straßenbahn, die nach Karthago fuhr. Nachdem der siegreiche General Scipio 146 v. Chr. Karthago eingenommen und dem Erdboden gleichgemacht hatte, wurde an der Stelle dieser alten phönizischen Stadt eine

römische Siedlung errichtet. Es war ein seltsames Gefühl, unter den erstaunlich gut erhaltenen Ruinen der römischen Gebäude herumzugehen. Die große Arena, fast eine Kopie des Kolosseums in Rom, war menschenleer. Da es so kurz nach dem Krieg keinen Tourismus gab, hatten Bob und ich die Stätte für uns allein und konnten nach Lust und Laune überall herumklettern.

1947 dauerte die Entladung eines Frachtschiffes viel länger als heutzutage im Zeitalter riesiger Containerschiffe. Daher blieben wir eine ganze Woche im Hafen von Bizerte angelegt. An einem Abend nahmen mich meine Schiffskameraden auf einen Ausflug an Land mit, von dem sie mir versprochen, dass die Expedition ebenso lehrreich sein würde wie unser Ausflug nach Karthago, von dem wir ihnen erzählt hatten. Sie wollten mir in einer Nacht unbedingt alle drei berühmten Bordelle der Altstadt zeigen, die ziemlich einfallslos Nummer 1, Nummer 2 und Nummer 3 genannt wurden. In Tunesien – damals noch unter französischer Herrschaft – war die Fremdenlegion stationiert, deren Ruf noch schlechter als der der kanadischen Seeleute war. Bevor wir in der Nummer 1 eingelassen wurden, befragte uns die „Madam“ durch das Guckloch an der Eingangstür und wir mussten sie überzeugen, dass wir respektable Kanadier und nicht unerwünschte Legionäre waren. Das Etablissement war ein zweistöckiges viereckiges Gebäude, das einen großen Innenhof umschloss. Ein Balkon, von dem aus Türen in kleine Räume führten, lief im Hof dem oberen Stockwerk des Gebäudes entlang. Es war alles sehr ruhig und geordnet, die Madam saß an einem Tisch am Fuße der Stiege zu dem Balkon und führte Buch. Die Kunden tranken Bier an kleinen Tischen im Hof, wo sich eine Bar befand, während ein Aufziehgrammophon eine gelassene musikalische Atmosphäre verbreitete. Man konnte den Damen, die aus allen Ecken des Mittelmeerraums und des Nahen Ostens kamen, ein Getränk spendieren. Wenn ein Kunde mehr als eine Konversation und einen Drink begehrte, händigte Madam ihm gegen Bezahlung den Schlüssel zu einer der kleinen Kammern aus und notierte die Zeit in ihrem Buch. Nachdem wir Bizerte verlassen hatten, stellte sich heraus, dass einige Mannschaftsmitglieder bei ihrem Bordellbesuch zu wenig Vorsicht hatten walten lassen.

An einem anderen Abend lud mich der Steward der Offiziersmesse ein, ihn und noch einen Seemann in die Altstadt zu begleiten, und ich stimmte zu. Er hatte ein Treffen mit einem arabischen „Geschäftsmann“ in einem bestimmten Café vereinbart, um eine *Luger*-Pistole zu kaufen, die aus der Zeit stammte, als Bizerte vom deutschen Afrikakorps besetzt war. Wir gingen durch winzige dunkle Gassen und fanden das Café, aber nach einigen Schalen starken türkischen Kaffees eröffnete uns der Händler, dass er die Pistole nicht bei sich hatte. Wir sollten einen Freund von ihm in einem anderen Kaffeehaus treffen. Wir folgten ihm und bemerkten bald, dass es kein Zurück mehr gab, da wir niemals den Weg aus diesem Labyrinth gefunden hätten. Im zweiten Kaffeehaus tranken wir noch einige Tassen Kaffee und plauderten, bevor die Luger endlich gezeigt wurde. Wir gingen auf die Gasse hinaus, um die Waffe zu inspizieren und den Handel abzuschließen, als zu meiner Überraschung der Steward nicht das Geld überreichte, sondern den Händler mit der Pistole bedrohte. Dieser wusste natürlich, dass die Luger nicht geladen war, und obwohl dieser Zwischenfall einen gewissen Schatten über die Transaktion warf, wurde er schließlich als ein unbedeutender Witz abgetan. Der Steward bekannte nun, dass er kein Geld bei sich hatte, aber wenn der Besitzer der Luger ihn zum Schiff zurückbegleitete, würde er das Geld dort übergeben. Da der arabische Geschäftsmann nicht an Bord kommen durfte, einigte man sich, dass ein Freund von ihm ihn und seine Luger an die vom Dock entfernte Seite der Oceanside rudern würde und wir dann ein Seil hinunterlassen würden, um ihn an Bord zu ziehen. Sobald der unglückselige Mann aber an Deck gekommen war, wurde ihm die Pistole abgenommen und er wurde vom Steward und seinen Kollegen über Bord geworfen. Es bekümmert mich immer noch, dass ich an dieser Gewalttat beteiligt gewesen war.

Angesichts dieses und ähnlicher Vorfälle an Land war es nicht weiter überraschend, dass sich zu der Zeit, als die Oceanside entladen und zur Abfahrt bereit war, einige zornige arabische Geschäftsleute am Dock versammelten, die die Mannschaft lautstark verfluchten. Sie schworen uns Rache und behaupteten, dass sie Telegramme an den nächsten Hafen geschickt hätten, wo ihre dortigen Freunde „sich um

uns kümmern würden“. Die Mannschaft schien solche Abschiede gewöhnt zu sein und gab die Beschimpfungen mit Vergnügen zurück – alle außer den Seeleuten, die vom zügellosen Leben in den Amüsierlokalen von Bizerte erschöpft auf dem Achterdeck herumlagen. Alles in allem meinte die Mannschaft, dass die Woche in Bizerte ein voller Erfolg gewesen war.

Wir segelten Richtung Osten, an Kreta und Malta vorbei, und warfen einige Tage später außerhalb des Hafens von Limassol Anker. Die Stadt liegt an der Südküste Zyperns, damals eine britisch verwaltete Insel. Da die Oceanside zu groß war, um in den Hafen einzulaufen, wurden ihre eigenen Ladebäume verwendet, um das Frachtgut auf eine Reihe von mit Lateinersegeln ausgestatteten Leichterschiffen zu laden, die längsseitig anlegten. Eines der Rettungsboote der Oceanside war motorisiert und wir verwendeten es, um an Land zu kommen und die Stadt auszukundschaften. Ihre schmalen Straßen waren mit kleinen Geschäften und Cafés gesäumt, die meist bloß aus ein paar Sesseln und kleinen Tischchen auf der Straße bestanden. Die griechischen Zyprioten schienen den ganzen Tag dort zu verbringen, zu plaudern, Kaffee aus winzigen Schalen zu trinken und ihre Wasserpfeifen zu rauchen.

Jeden Morgen kam eine Gruppe griechischer Hafentarbeiter an Bord, um die Ladung zu löschen. Zu Mittag saßen sie an Deck und breiteten ihre Mittagsmahlzeit sorgfältig auf einem Stück Papier aus. Typischerweise bestand sie aus einem Stück Brot, einer Tomate, Jungzwiebeln und einigen Oliven, ein Essen, das heute als gesunde mediterrane Kost betrachtet wird. Nachdem die Besatzung einmal ihr Mittagessen beendet hatte, brachten wir eine Schüssel mit dem übrig gebliebenen Fleischeintopf zu ihnen und es war erstaunlich, mit welcher Gier sie es verzehrten. Sie erzählten uns, dass sie schon monatelang kein Fleisch gegessen hatten.

Nach dem genialen Plan des Kapitäns sollte ich mich an der Stelle vom Schiff, das wie ein Zuhause geworden war, verabschieden. Aber zuerst musste ich vom britischen Gouverneur auf Zypern ein Besuchervisum für Palästina erhalten. Da alle Regierungsbeamten aus Limassol in ihre Sommerhäuser auf dem Mount Olympos gezogen

waren, musste ich mich auf den steilen und schroffen, fast 2000 m hohen, über Limassol ragenden Berg begeben. Der griechische Taxifahrer, den Bob und ich mieteten, wollte uns mit seinen Fahrkünsten beeindrucken. Ungeachtet unserer Proteste raste er durch die Haarnadelkurven der engen Straße, die sich den steilen Berg hinaufwand. Er bestand darauf, dass wir ein Foto machten, damit wir uns an diese Fahrt erinnern würden. Ich habe sie auch nicht vergessen.

Es war keineswegs sicher, dass ich das nötige Visum bekommen würde, da das britische Mandat dem Ende zugeing und die Beziehungen zwischen Juden, Arabern und Briten sehr angespannt waren. Mit dem Besuchervisum schließlich in meinen kanadischen Pass gestempelt, kaufte ich eine Fahrt von Limassol nach Haifa auf der Aegean Star, einem kleinen Passagierschiff, das das östliche Mittelmeer befuhr. Ich muss gegen Seekrankheit immun geworden sein, da ich nach dem Ablegen kaum die Bewegungen des Schiffes bemerkte, während die meisten Passagiere und Passagierinnen ihren Appetit verloren und aus dem Speisesaal flüchteten. Am ersten Tag verbrachte ich eine angenehme Zeit mit einer ägyptischen Tänzerin, die nach Auftritten in Zypern und Griechenland nach Kairo zurückkehrte. Unsere kurze Liebschaft nahm leider ein jähes Ende, als auch sie seekrank wurde. Die Aegean Star legte einige Stunden lang in Beirut an, aber ich durfte wegen des palästinensischen Visums in meinem Pass nicht an Land gehen. Ich konnte die funkelnde Anmut der Stadt nur vom Schiff aus beobachten. Ich erinnerte mich oft an diesen Anblick, als einige Jahre später der Libanon in einen grausamen Bürgerkrieg gestürzt und Beirut fast völlig zerstört wurde.

Wiedersehen in Palästina

Von Beirut segelte die Aegean Star nach Haifa, und dort, am Landesteg kam es zur Wiedervereinigung mit meinen Eltern. Es war so viel seit unserer Trennung in Wien im Jahre 1939 passiert, dass man kaum glauben konnte, dass nur acht Jahre vergangen waren. Meine Eltern hatten schon die Aufforderung erhalten sich für die Deportation

nach Polen (und damit in den sicheren Tod) zu melden, als Papa einen kurzen Aufschub erhielt: Der Abwickler seines ehemaligen Geschäftes verlangte brieflich Papas Anwesenheit für weitere zwei Wochen. Während dieser 14 Tage gelang es ihm und Mutti, sich einem Transport die Donau flussabwärts zum Schwarzen Meer anzuschließen. Sie erreichten schließlich ein Jahr später Palästina, nachdem sie viele Bedrängnisse und Gefahren, einschließlich eines Schiffbruchs, überstanden hatten. Nicht viele Wiener jüdische Familien hatten das Glück, dass sie im Kern intakt blieben. Wir erzählten einander über unsere Erfahrungen während des Krieges und sie versuchten sich an die Veränderung zu gewöhnen, die aus einem behüteten 15-Jährigen einen selbstsicheren Bürger der Neuen Welt gemacht hatte, der zufrieden damit war, auf sich selbst gestellt zu sein. Unsere lange und ereignisreiche Trennung hatte zweifellos eine Kluft zwischen uns entstehen lassen, die trotz ernsthafter Bemühungen von beiden Seiten in den folgenden Jahren nie ganz überwunden werden konnte.

Es gab ein ergreifendes Zwischenspiel während unseres kurzen Aufenthalts in Haifa. Auf dem Weg vom Landesteg und noch innerhalb des Hafenbezirks blieb Papa vor einem Schiffausüstungsgeschäft stehen, das niemand anderem als Kapitän Roth, dem alten Freund der Familie aus Wien, gehörte. Unsere zwei Familien hatten sich lange davor auf einem Sommerurlaub in Prein an der Rax, einem Dorf in den Bergen, kennen gelernt.⁴⁰ Ich war 1930 sechs und der Sohn von Kapitän Roth, Paul, war elf Jahre alt gewesen und er ließ mich auf seinem Roller mitfahren – wie er sich erinnerte, als wir einander siebzig Jahre später in New York wiedertrafen. Als Bub hatte ich Kapitän Roth wegen seines eindrucksvollen Schnurrbarts und seiner nautischen Erfahrung bewundert. Schiffskapitäne, insbesondere jüdische, waren natürlich eine Seltenheit im Binnenland Österreich, und Kapitän Roth war mir während meiner Emigration eine Inspiration. Er hatte in der Handelsmarine und während des Ersten Weltkriegs in der österrei-

40 Im Jahr 1997 verbrachten Alison und ich ein paar Tage im selben Gasthof „Oberer Egg“, in dem unsere zwei Familien 60 Jahre zuvor logiert hatten. Der Gasthof wurde zu diesem Zeitpunkt vom Enkel des damaligen Gastwirts geführt.

chisch-ungarischen Marine gedient. Nach dem Krieg hatte er sein Haus in Triest verloren und war nach Wien gekommen. Er war für einen der illegalen Transporte von Wien nach Palästina, ähnlich dem meiner Eltern, verantwortlich. Nach seiner Ankunft in Palästina nutzte er seine Schifffahrtskenntnisse und eröffnete das Schiffsausrüstungsgeschäft, wo ich erfreut war, ihn wiederzusehen – nun selbst ein Seefahrer.

Die darauffolgende Woche bereiste ich mit meinen Eltern ganz Palästina und besuchte Verwandte, Freunde und Freundinnen, die den Holocaust und Krieg überlebt hatten, darunter Muttis zwei Brüder, Oswald und Siegfried (Friedl) Lindner mit ihren Familien. Wir sahen die berühmten Sehenswürdigkeiten in Jerusalem und Bethlehem und genossen ein wundervolles Abendessen in einem griechisch-jüdischen Terrassenrestaurant im alten Hafen von Jaffa, wo die Gäste zu griechischer Musik auf den Tischen tanzten. Aber an vielen Orten waren schon Stacheldrahtzäunungen errichtet und ein Großteil Palästinas war eigentlich schon in jüdisch und arabisch kontrollierte Regionen aufgeteilt. Beide Seiten bereiteten sich bereits auf den Krieg vor, der tatsächlich ausbrach, sobald die britische Verwaltung und Armee im Mai 1948 abgezogen waren. Nur ein paar Monate, nachdem wir in einem Taxi friedlich von Tel Aviv nach Jerusalem gefahren waren, mussten sich auf derselben Straße gepanzerte Armeekonvois den Weg durchkämpfen.

Bob war auf der Oceanside geblieben, bis sie Beirut erreichte, wo er ohne Umstände an Land gegangen war und sich ein Taxi nach Jerusalem genommen hatte – etwas, das kurze Zeit später nicht mehr möglich gewesen wäre. Ich traf ihn zufällig mit meinen Eltern, als wir die Geburtskirche in Bethlehem besuchten. Er schloss sich uns an und wir besuchten zusammen die Klagemauer, bewacht von einem einzigen britisch-palästinensischen Polizisten, der auf einem Sessel in der Nähe der Mauer saß und ein kleines Mädchen mit Eis fütterte. Seither ist die Mauer viel tiefer ausgegraben worden, wobei das Niveau um etwa neun Meter gesenkt wurde. Das Foto, das ich von einer alten Frau, in ein Gebet an der Mauer vertieft, gemacht habe, zeigt auch die Zettel und Gebete, die gläubige Juden und Jüdinnen in die Nischen der alten Mauer gesteckt hatten.

Als sich mein „Landurlaub“ dem Ende näherte, kehrten wir nach Haifa zurück, wo die Oceanside pünktlich zum Laden ankam. Am Öldock verabschiedete ich mich gerührt von meinen Eltern, wobei Mutti überzeugt war, mich zum letzten Mal in ihrem Leben zu sehen – so wie bei etlichen Abschieden später in den nächsten 40 Jahre in Toronto, wo sie und Papa schließlich ihr letztes Zuhause fanden.

Ich ging zu meinen Schiffskameraden an Bord, aber das Ablegen war nicht ohne Dramatik. Eines der dicken stählernen Vertäugungskabel verfang sich an Land, als die Oceanside auslief, und brachte dadurch die Mannschaft in ernste Gefahr. Der Mann an der Winde löste klugerweise schnell die Bremse und das Stahlkabel spulte sich wie verrückt von der Trommel ab. Die ganze Deckmannschaft brachte sich sofort in Sicherheit und rief mir zu, dasselbe zu machen – wenn das Kabel zerrisse, würde es mit genug Kraft über das Deck peitschen, um ein Bein abzureißen. Glücklicherweise war das Deck frei, als das Kabel tatsächlich zerriss, und ich hoffte, dass meine Mutter, die ich winkend in den Docks zurückgelassen hatte, diese wilde Szene an Bord nicht bemerkt hatte.

Unser nächster und letzter Hafen war Alexandria, wo unsere Mannschaft ein letztes wildes Liebesabenteuer erhoffte, bevor die Fahrt nach Hause ging. Darin wurden sie allerdings enttäuscht, da die ägyptischen Behörden die ganze Mannschaft unter Quarantäne stellten und nicht an Land lassen wollten – mit der Begründung, dass die Oceanside in Haifa angelegt hatte, wo angeblich die Pest wütete. Es war ein durchsichtiges politisches Manöver, um Schiffe davon abzuhalten, in Haifa anzulegen. Oder hatten vielleicht die zornigen Geschäftsleute, die wir im Hafen in Bizerte zurückgelassen hatten, etwas damit zu tun?

Diese Quarantäne wurde allerdings sehr willkürlich eingehalten, da das Schiff bald von ägyptischen Handwerkern und Kaufleuten, von Friseuren, Schneidern, Schustern und Andenkenverkäufern überrannt wurde. Ich erinnere mich deutlich an einen kleinen arabischen Buben mit einem Holzbein, der seine Ware unermüdlich mit dem unvergesslichen Satz anpries: „Garstige Bücher und Sexgeschichten!“ („*Nasty books and fuckstories! Nasty books and fuckstories!*“) Das war das

Einziges, das er auf Englisch konnte. Ich kaufte ihm *Lady Chatterly's Lover* ab, ein Buch, das damals in Nordamerika noch verboten war. Es war leider voll von Druckfehlern, da die schwedischen Schriftsetzer nur wenig Englisch konnten.

Das größte Kontingent von Ägyptern, die an Bord der Oceanside kamen, waren hundert Arbeiter, die die Farbe des Schiffes von vorne bis hinten abschabten und das Schiff neu bemalten. Sie vollbrachten dieses Kunststück in wenigen Tagen, zum Wohlgefallen der Deckmannschaft, die sich auf ein müßiges Leben an Bord freute. Diese arabischen Arbeiter waren barfuß und in Lumpen gekleidet und wurden von ihren brutalen Aufsehern ständig beschimpft und mit Stöcken geschlagen. Meine Schiffskameraden waren von dieser Behandlung geschockt und boten den Arbeitern Reste unserer Mahlzeiten an, die sie dankbar annahmen. Wir sollten sie noch öfter sehen als erwartet.

Nicht alle meine Schiffskameraden ließen sich von dem Polizeikordon am Dock abhalten. Der Steward, der sich schon als Hochstapler offenbart hatte, ging eines Nachts über die Seite und kam bis in die Stadt, wo er eine erfreuliche Nacht verbrachte, obwohl er offenbar kein Geld mitgenommen hatte. Am nächsten Morgen kamen einige Ladenbesitzer und Barkeeper an Bord, schwenkten Schuldscheine, die einmal von Winston Churchill, einmal von Clark Gable usw. unterschrieben waren, während sich der Steward außer Reichweite unter Deck aufhielt. Als der Kapitän herausfand, wer der Schuldige war, bezahlte er alle Schuldscheine und zog den Betrag vom Lohn des Stewards ab.

Eines Abends versuchte ich mit drei Kameraden an Land zu gehen, indem wir an den Halteseilen hinunterrutschten. Es gelang uns, die Polizei am Dock zu umgehen, und wir kamen bis Alexandria, wo wir von einer Militärpatrouille angehalten und verhaftet wurden. Als wir ins Gefängnis abgeführt wurden, tauchte wundersamerweise ein Mann auf, der Englisch sprach und uns zu verstehen gab, dass diese Unannehmlichkeit leicht beseitigt werden könnte, wenn wir dem diensthabenden Korporal ein paar Dollar anböten. Wir stimmten diesem vernünftigen Vorschlag schnell zu, erklärten aber, dass wir erst auf unser Schiff gehen müssten, um das Geld zu holen. Die Soldaten

begleiteten uns zum Schiff zurück, durften aber nicht, wie erwartet, auf den Landungssteg. Vom sicheren Deck aus brachen alle Beteiligten in schallendes Gelächter und Flüche aus – in echter Oceanside-Tradition.

Nachdem unsere letzte Ladung, hauptsächlich riesige Rollen Zeitungsdruckpapier, abgeladen war, sah die Oceanside sehr eigentümlich aus, da sie hoch aus dem Wasser ragte, mit einem Tiefgang von weniger als zwei Metern, so dass die Schrauben nur teilweise unter Wasser waren. Das waren keine guten Vorzeichen für das Tempo oder die Stabilität des Schiffes, sollten wir auf unruhige See stoßen. Die Eigentümer der Oceanside konnten keine Ladung für die Rückfahrt organisieren und weigerten sich für Sandballast zu zahlen. Das Schiff nahm aber drei zahlende Passagiere nach Montreal mit und an einem strahlend sonnigen Morgen legte unser großes, leeres Schiff ab – sein frisch gestrichener schwarzer Rumpf und der strahlend weiße Aufbau glänzten in der Sonne – und segelte westwärts.

Heimwärts

Obwohl die Mannschaft das Schiff sorgfältig nach blinden Passagieren durchsucht hatte, als das Schiff noch in Alexandria festgemacht war, erschienen nach einem Tag auf See drei hungrige und verwahrloste Ägypter an Bord. Sie waren Mitglieder der Malbrigade gewesen und obwohl sie keine Ahnung hatten, wohin die Oceanside unterwegs war, oder wussten, wo Kanada lag, waren sie offensichtlich überzeugt, dass jeder Wechsel in ihrem Leben ein Wechsel zum Besseren wäre. Diese blinden Passagiere nach Kanada zu bringen, wäre sehr teuer für die Reederei gewesen, da sie für deren Inhaftierung und Rücktransport verantwortlich gemacht worden wäre. Der Kapitän beschloss daher, nach Alexandria zurückzukehren und die drei Missetäter der ägyptischen Polizei zu übergeben. Die Mannschaft führte eine erneute Suche aller Hohlräume, Rettungsboote, Kielräume und Kettenkästen durch. Als sie nichts fanden, verließen wir Alexandria zum zweiten Mal.

Wir waren umso erstaunter, als nach drei Tagen auf See fünf blinde Passagiere an Deck auftauchten. Sie baten um Essen und Wasser

und waren in viel schlechterem Zustand als die vorherigen drei blinden Passagiere. Ihr Versteck lag im Propellerwellentunnel, in dem engen Raum, der halb voll mit öligem Bilgewater war, und wo sie dem ohrenbetäubenden Lärm des Propellerschafts ausgesetzt waren. Da die Rückkehr nach Alexandria den Schiffseigner sechs zusätzliche Tage auf See gekostet hätte, beschloss der Kapitän diesmal, die fünf Männer an Bord zu behalten. Man gab ihnen Essen, ließ sie in einem der leeren Hohlräume schlafen und beschäftigte sie mit verschiedenen Arbeiten. In der Meerenge von Canso zwischen Nova Scotia und Cape Breton Island würde sich die Oceanside mit ihrem Schwesterschiff, der SS Seaside, treffen, das zum Suezkanal unterwegs war. Die blinden Passagiere sollten dann mittels einer zwischen den Schiffen getakelten Hosenboje für die Rückfahrt nach Ägypten auf die Seaside transferiert werden. In der Zwischenzeit sammelten die Mannschaftsmitglieder Kleidung für die fünf barfüßigen, in Lumpen gekleideten Männer, da das Wetter extrem kalt geworden war, nachdem wir das Mittelmeer verlassen hatten. Obwohl wir nur mit Zeichensprache mit ihnen kommunizieren konnten, war es offensichtlich, dass diese fünf Menschen auf der Oceanside besser genährt und menschlicher behandelt wurden als jemals zuvor.

Unser frisch gestrichenes und überaus hoch auf dem Wasser schwimmendes Schiff bewegte sich stetig westwärts über den Atlantik. Ohne abschaben und streichen zu müssen, begann die Mannschaft sich immer mehr zu langweilen. Aber ihre Langeweile war nicht so groß wie die der Passagiere, da die Oceanside keinerlei Freizeitaktivitäten anbot. In ihrer Verzweiflung baten sie den Bootsmann, ihnen irgendeine Arbeit zu geben, und ein Passagier traf die unkluge Entscheidung, beim nächtlichen Red-Dog-Kartenspiel der Mannschaft mitzumachen. Dieses teuflische Hazardspiel wurde ausschließlich durch Schuldscheine finanziert, da keiner der Spieler, außer dem Passagier, in Besitz von Bargeld war. Nach ein paar Tagen verschworen sich meine raffinierten Schiffskameraden, alle ihre Schuldscheine zu tilgen und sich das verlorene Geld des Passagiers zu teilen. Dieser allerdings bekam Wind von der Kabale und erklärte, dass er seine Schuldscheine auch nicht anerkennen würde. Daraufhin wurde er

aber vom Steward, der als Vermittler fungierte, informiert, dass er mit schwerwiegenden Folgen in Montreal rechnen müsste, wenn er sich weigerte, seine Schulden zu begleichen.

Das Wetter war ruhig und kalt gewesen, seit wir die Straße von Gibraltar verlassen hatten, aber auf halbem Weg über den Atlantik kamen wir in hohe See und schließlich in einen ausgewachsenen Sturm. Das Schiff wurde von Wellen, die aus allen Richtungen zu kommen schienen und so hoch wie die Masttopps waren, hin- und hergeworfen. Da die Oceanside so hoch im Wasser lag, waren die Schiffsschrauben manchmal ein paar laute Umdrehungen lang ganz außerhalb des Wassers. Ich verbrachte so viel Zeit wie möglich auf der Brücke, wo die Bewegung etwas weniger heftig war als im Mannschaftsquartier achtern, obwohl das Neigungsmessgerät auf der Brücke anzeigte, dass das Schiff auf beiden Seiten 45° schwankte. Riesige Wellen brachen sich über die Seite und die massiven Rohrstmaste schwankten wild und schienen dem Zerbrechen nahe. Der Weg vom Mannschaftsquartier zur Brücke wurde ein gefährliches Unterfangen und konnte nur unternommen werden, wenn man eine Schwimmweste und einen Gurt trug, der an Rettungsleinen längsschiff befestigt war. Ich erkannte, wie nutzlos die Schwimmweste wäre, sollte man in diesem irren Strudel über Bord geschwemmt werden. Wir schliefen oder versuchten zu schlafen, indem wir uns in unseren Kojen festbanden. Alle Bemühungen, die Kombüse zu verwenden, wurden fallen gelassen, nachdem sich der Schiffskoch den Arm gebrochen hatte, als er versuchte, ein warmes Sonntagessen zuzubereiten. Wir begnügten uns mit kalten Bohnenkonserven, die wir, ohnehin nicht sehr hungrig, auf der steilen Treppe sitzend herumreichten. Es war eine bedrohliche Situation für uns alle.

Der Sturm hielt tagelang an, sogar als wir uns dem geschützten Wasser der Straße von Canso näherten, die nur zwei Meilen breit und sehr tief ist und wo wir uns mit der Seaside treffen sollten. Die Mannschaft war sich einig, dass der geplante Transfer der blinden Passagiere unter den herrschenden Bedingungen unmöglich war. Dieses Problem wurde hinfällig, als der Kapitän ein Signal erhielt, dass die Seaside in demselben Sturm, dem wir eben entgangen waren, auf Grund gelaufen

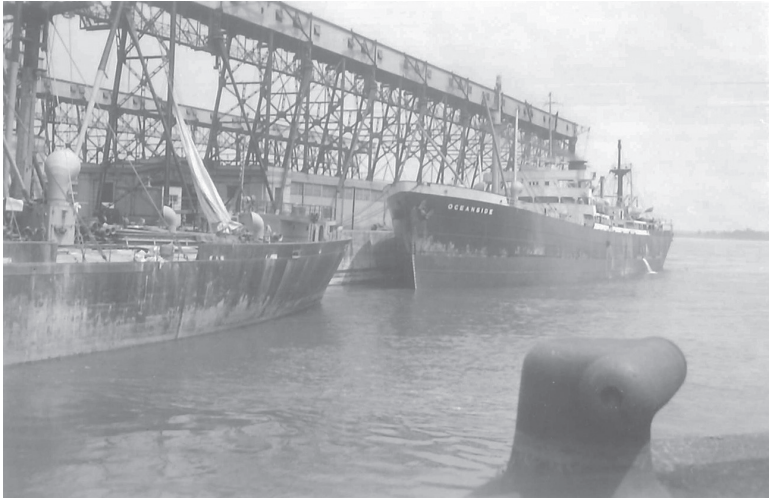
und gesunken war. Und so geschah es, dass unsere fünf uneingeladenen Passagiere schließlich in Kanada landeten, und ich wünschte, ich könnte berichten, was aus ihnen geworden ist.

Wir hatten gerade die relativ ruhige Bucht des St.-Lawrence-Stroms erreicht, als der Kapitän angewiesen wurde, in Port Alfred eine Ladung an Bord zu nehmen, bevor wir nach Montreal weiterfahren. Port Alfred ist ein Landhafen etwas flussabwärts von Lac St. Jean, dem Oberlauf des Saguenay; es ist nicht weit von der Gegend, in der ich meine Begegnung mit Chibougamau Joe hatte, die am Anfang dieses Kapitels beschrieben ist. Wegen der außerordentlichen Tiefe des Saguenay kann Port Alfred mit meertauglichen Schiffen erreicht werden, aber abgesehen davon, war die Stadt eine typische Papier-, Holz- und Bergbaustadt Quebecs, in der alle Gebäude außer der riesigen Steinkirche aus Holz gebaut waren.

Um Port Alfred zu erreichen, segelten wir also den St. Lawrence hinauf und bogen rechts in den Saguenay ein, der so tief ist, weil er entlang einer Bruchlinie in der Erdkruste verläuft. Die ruhige Fahrt den Saguenay hinauf war eine beeindruckende Erfahrung, besonders da sie sich so sehr von der stürmischen Fahrt über den Atlantik unterschied. Ich war die ganze Nacht auf der Laufbrücke, als wir bei Mondlicht den gewundenen Fluss hinaufsegelten, mit steil ansteigenden Ufern auf beiden Seiten, die nur einen Steinwurf entfernt schienen.

Unsere Überfahrt hatte sich erheblich verzögert, erst der blinden Passagiere und dann des schrecklichen Sturms wegen, und so legten wir erst Ende September in Port Alfred an – höchste Zeit für Bob und mich, an die Universität zurückzukehren. Wir baten den Kapitän uns schon in Port Alfred zu entlassen und er hatte keine Einwände. Wir dankten ihm für seine Freundlichkeit, verabschiedeten uns traurig von unseren Schiffskameraden, die unsere Freunde geworden waren, und nahmen einen Zug zurück nach Toronto – dahin, wo Landratten der Meinung sind, dass dort das echte Leben stattfindet.

Und ja, der Passagier, dessen Schuldscheine im Besitz der Besatzung waren, beschloss, dass Diskretion am meisten Mut benötigte, und ging in St. Alfred still von Bord.



Mein erster Blick auf die Oceanside, als sie in Montreal angedockt war.



Als wir in Alexandria vor Anker lagen, kamen Händler und Handwerker auf das Schiff, unter anderem dieser Friseur und ein Schuhmacher.



Oben:
**Die drei blinden
Passagiere und
ganz rechts ein
Polizist, in
Alexandria**

Rechts:
**Der erste und
dritte Maat der
Oceanside im
Hafen von
Limassol (Zypern),
1947**





Oben:

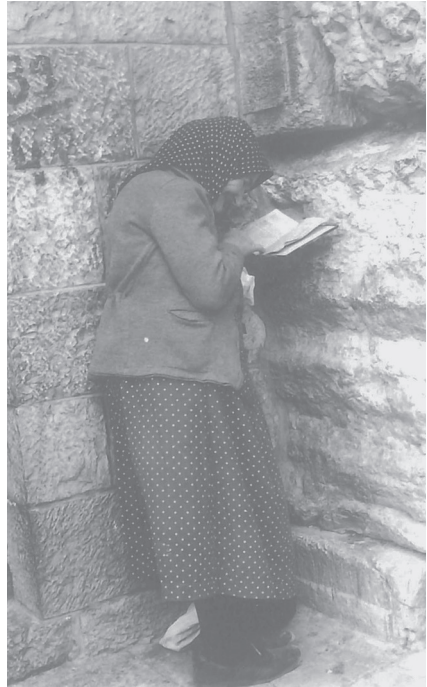
Bei diesem Sabbatmahl in Onkel Friedls (Friedrich Lindner) Wohnung in der Nähe von Tel Aviv saß ich 1947 zwischen Papa und Mutti, zusammen mit Verwandten der Lindner-Familie, die sich nach Palästina retten konnten.

Links:

Nach acht Jahre war ich wieder mit meinen Eltern vereint, hier auf dem Balkon ihres Zimmers in Tel Aviv, 1947.




Oben links:
Mit Papa vor dem Haus in Tel Aviv



Oben rechts:
**Am linken Ende der Klagemauer fotografierte ich 1947 diese tief
in ihr Gebet versunkene Frau.**



Imm. 230


CERTIFICATE OF EXAMINATION OF MEMBER OF CREW
 DEPARTMENT OF MINES AND RESOURCES
 IMMIGRATION BRANCH

Port of Port Alfred, B.A.
Sept 26 1947


At Port Alfred
 This is to certify, that Joseph Eugene a member of the crew of the SS. Oceanside which arrived at this port on the 25th day of Sept 1947 has this day been examined by me, in accordance with the provisions of the Immigration Act, and is admitted as a Canadian Citizen
(State whether LANDED or GIVEN TEMPORARY ENTRY and for what purpose)

This Certificate is countersigned and will be surrendered to you by the above named, who is described as follows:—

Height _____ Weight _____ Colour of Eyes _____
 Colour of Hair _____ Complexion _____ Distinctive Marks _____

Dated at the port of Port Alfred, P.A.
 this 26 day of Sept 1947

J. T. Briggs
(Signature of Member of Crew)


J. D. Beaudry
Immigration Inspector

*If landed, complete and send in Form Canadian Government Returns.

Oben:
 Zurück in Kanada versammelte sich die ganze Schiffscrew der Oceanside auf Deck für ein Abschiedsfoto. Die Trennung von diesen Seemännern, mit denen ich viel erlebt hatte, fiel mir nicht leicht. Bob (2. Reihe, 2. von rechts) und ich (1. Reihe, 2. von links) erhielten in Port Alfred eine Einreisebescheinigung und begaben uns zurück an die Universität.

Links:
 Entlassungsbescheinigung als Besatzungsmitglied der Oceanside, Port Alfred 1947

6. Anhang

I. Papas Erinnerungen

Ich hatte Papa oft gebeten, seine Memoiren niederzuschreiben, aber er hatte sich standhaft geweigert. Zum einen hielt er sein Leben nicht für besonders interessant, zum anderen meinte er, dass ein solches Unterfangen erst gegen Lebensende angemessen wäre. Ich hatte ihm eines meiner alten gebundenen Laborbücher, mit blass blauem Leinenumschlag und mit „Bell Telephone Laboratories“ beschriftet, gegeben, sollte er seine Lebensgeschichte aufschreiben wollen. Er tat es, als er 90 war.

Innen schrieb er, was er immer in seine Rechnungs- und Bestellbücher auf der ersten Seite geschrieben hatte, als er noch sein Geschäft in Wien besaß: „Cum Deo, 30. Okt. 1973“. Er schrieb mit einer Füllfeder, auf Deutsch, noch immer in seiner eleganten Schreibschrift, auf die er immer zu Recht stolz gewesen war, obwohl sie einiges an ihrem früheren Schwung eingebüßt hatte.

Leider hatte der Autobiograph zu lange gewartet. Die Konzentration, die nötig ist, Ereignisse in eine chronologische Abfolge zu bringen, war sehr anstrengend für ihn und Papa beschrieb nur sechs Seiten des Notizbuchs.

In Anbetracht von Papas Lebensfülle enthalten seine Memoiren wenige Details seiner Reise vom bescheidenen Anfang bis zum bürgerlichen Wohlstand, und keine über seinen Dienst im Ersten Weltkrieg oder über die gefährliche Flucht aus Wien während des Zweiten Weltkriegs.

Nach dem Anschluss 1938 wendete sich sein Leben dramatisch, aber sein Lebensmut ließ nicht nach, sein Humor war unerschütterlich, und er wusste, dass es nur eines gab: wieder von vorne anzufangen.

Seit einigen Jahren wollte ich beginnen ein Tagebuch zu schreiben, kam aber erst heute, den 30. Okt. 1973 dazu. Ich denke erst nach, womit ich beginnen soll: mit jüngerer Vergangenheit? Oder mit der Zeit, an die ich mich noch gut erinnere, als ich mit meinem 1 1/2 Jahre

jüngeren Bruder Max in Göding (Mähren) in den Kindergarten und die Volksschule ging (1888–1891), und zwar bis zum Jahre 1893, als ich in der 1sten Classe des Gymnasiums in der Kleinen Sperlgasse in Wien war, wo auch meine drittälteste Schwester Mathilde bei der Firma „Deutsch und Söhne“ angestellt war – nicht sehr lange, denn sie heiratete einen Max Tannenblatt, der nach wenigen Monaten starb und seine Frau hinterliess, die auch nicht sehr lange lebte. Sie meldete sich [1939] als ehemaliger angeblicher deutscher Staatsbürger mit deutscher Muttersprache, was ihr nicht nützte, da sie ja Jüdin war, wie ihre Eltern – und ich auch... Da muß ich Einiges über meine Vergangenheit hinzufügen. Mein sel. Vater hatte einen durch eine notwendige Operation gekürzten Mittelfinger – was ihn vor gedrohter Teilnahme am Militärdienst schützte, denn davor hatte jeder Angst, besonders jeder Jude, da schon damals Antisemitismus war, welcher sich noch vergrösserte und erst später besserte, da man die Juden als Dolmetscher benötigte. Da meines Vaters Mittelfinger durch Verletzung etwas gekürzt war, erzählte er aber auf Fragen seiner Kunden, er hätte dies im Jahre 1856 beim Militär im Zweikampf mit einem Italiener erlitten, und man glaubte es ihm.

Im Jahre 1912 übersiedelten meine Eltern aus Zistersdorf nach Kostel (Podivin). Das war ein Städtchen neben Lundenburg, damals mit 2 Gemeinden, mit je einem tschechischen & einem jüdischen Bürgermeister. Jetzt lebt dort nur 1 jüdischer Bewohner, also nicht mehr Bürgermeister. Vor einigen Wochen war mein Sohn mit einem Cousin dort, um im jüdischen Friedhof, wo Grabsteine (auch die meiner Eltern) umgeworfen oder zertrümmert waren, wieder aufzurichten, wozu er nichtjüdische Männer aufnahm und bezahlte. Wie es jetzt dort aussieht, weiss ich nicht, bemühe es zu erfahren. Werde auch meinen Sohn dafür interessieren, womöglich auch meinen Cousin, der unweit davon wohnt.

In jener früheren Zeit lebten in Kostel 4–6 Josef Eisinger – nahe und fernere Verwandte und selten mit mir in Verbindung, will mich aber in Verbindung setzen, soweit sie noch leben. Solange wir und Verwandte noch in Wien lebten, existierte ein „Verein der Kostler“ in W., der 1–2 mal jährlich eine Zusammenkunft veranstaltete, z. B. den

„Kostler Ball“; diese Zeiten sind vorüber und dürften kaum noch einmal kommen. „Leider“.

In Kostel, später auch in Wien blieben noch etliche Eisinger, aber zu wenig, um Zusammenkünfte zu veranstalten; auch mein Sohn hätte Interesse, aber die Zahl ist zu gering. In Kostel und Wien waren mindestens 4–5 Josef Eisinger, von denen auch mein Sohn einer ist. Um sie auseinanderzuhalten, hatte jeder einen Spitznamen, der meines Vaters war „Josef Rüderer“. Dieser war so bekannt, daß er manchmal mit „Herr Rüderer“ gerufen wurde. Einer dieser Josef Eisinger war in Kostel Bürgermeister, ein anderer „Oberlehrer“, also „Kapazitäten“, die übrigen großenteils Viehhändler (für Kühe). Als wahre Episode erwähne ich, dass mein Vater einmal mit Verwandten oder Freunden beim Kartenspielen länger aufblieb. Die Gastgeberin „Tante“ Adelheid kam ins Zimmer und fragte: „Vetter Josef, wo werdet Ihr schlafen?“ Worauf er: „Ich werd schon sehen.“ Nach einer Weile, es war schon spät, begann er sich auszuziehen und sich ins Bett der Frau zu legen. Darauf blieb ihr nichts übrig, als sich eine andere Schlafstelle zu suchen.

Nun waren wir von Kostel nach Göding übersiedelt und dort wurde ich im Jahre 1883 (10. Mai) geboren. Vor mir war im Feber 1882 meine Schwester Rosa und nach mir Bruder Max 1884 in Göding (Hodonin) geboren. Vorher waren Schwester Mathilde (1872), Bruder Wilhelm (Mai 27, 1873, gelernter Schlosser, Lokomotivführer), Schwester Hanni (Johanna 1870), Bruder Johann. Im Jahre 1891 übersiedelten meine Eltern und 6 meiner Geschwister von Göding nach Zistersdorf, wo ich in die 3. Classe Volksschule angemeldet wurde. Nach der 4. Classe kam ich in die 1. Classe Gymnasium in der Kleinen Sperlgasse in Wien, von wo ich auf Schwester Mathildes Veranlassung von der 2. Cl. in die 3. Cl. Bürgerschule in Zistersdorf eingeliefert wurde, obwohl ich 2 Wochen lang weinte die 3. Cl. Gymnasium fortsetzen zu dürfen. Aber Schwester Mathilde war dagegen, so musste ich „folgen“, wie sie auch sonst in meiner Sucht vorwärts zu kommen mich gehemmt hat. Ich solle wie meine 2 Brüder Viehhändler werden, was ihr aber nicht gelang, denn ich wurde doch Kaufmann, sogar bald, selbstständiger. Erst war ich Practicant in dem Bindfadengeschäft „Singer“ in der Westbahnstraße, vorher noch kurze Zeit,

im Paprika Schlesinger's, das Schuhgeschäft in der Walfischgasse 2, wo ich Kr. 10.– monatlich bekam, dann im Schwammgeschäft Mariahilferstr. 97 mit Kr. 30, bald 60.–, wo ich später als Reisender mit Kr. 100.– fix und Tagesspesen angestellt war. Bald darauf musste ich für 3 Jahre zum Militär, worauf ich zur gleichen Firma – Feitler & Co. – als Reisender zurückkam. Diese Firma hatte mir versprochen mich in die Schwämme-Firma aufzunehmen, was sie nicht hielt, weshalb ich austrat und mich in der gleichen Branche selbstständig unter meinem Namen „Rudolf Eisinger“ am Rennweg 13 etablierte, als Concurrent der Fa. Feitler, die ihr Geschäft bald aufgegeben hat in Folge meiner Konkurrenz. Ich mußte dieses Local bald aufgeben, weil das Haus verkauft wurde. Ich fand bald in dem neuen Gebäude am Hohen Markt 12 (Ankerhof, Bauernmarkt 20), wo ich, respective meine Frau, ein Detailgeschäft für Schwämme, Chamois und Parfumerien führte. Im Souterrain war das En-gros-Geschäft für Schwämme, Chamois, etc. und ein Local, in welchem die Naturschwämme gereinigt und/oder gebleicht wurden. Die griechischen aus dem Dodekanes waren die besten, die minderen aus USA (Cuba) in 2 Qualitäten, Ia und II. Ferner hatte ich im Souterrain zum Detail- und En-gros-Verkauf auch Muscheln und Loofah in vielerlei Größen, Aussehen und Qualitäten.

Im Local, wo ich die Schwämme bleichen liess, eventuell in Schwefel- oder Salzsäure, wodurch sie fast hellgelb wurden; also vorsichtig, damit sie nicht etwa „verbrennen“, aber das taten sie nicht, sondern wurden nur „goldgelb“. Später erst liess ich sie bisl gelblich werden, wodurch sie nur wenig gebleicht, also geschont wurden.

Eines Tages kamen 3 Nazis ins Geschäft & fragten, ob das Geschäft jüdisch wäre, was ich bejahte, darauf er: „Dann schauns, dass Sie weiter kommen“, erst mußte ich ihm die Schlüssel übergeben und verließ mein Geschäft. Vorher fragte ich ihn, ob ich ihm etwa helfen könnte, da er ja diese Branche noch nicht könne, darauf er „Na Ihna brauche ich dazu nicht!“ und damit war meine Geschäftsinhaberschaft beendet. Der sogenannte Abwickler übernahm die Geschäftsschlüssel und ich verliess das Geschäft, nachdem dieser mir noch drohte, er könne mich auch nach „Dachau“ bringen, falls ich mich irgendwie weigern sollte.

II. Flucht aus Wien

Ein Epilog zu Papas Erinnerungen

Ich hatte schon lange das Gefühl, dass Papas viel zu kurze Erinnerungen, die mit der Enteignung seines Geschäfts und der Zerstörung seines Lebensunterhalts endeten, eines Epilogs bedurften. Nachdem es ihm gelungen war, meine Schwester und mich nach England in Sicherheit zu bringen, waren er und Mutti an der Reihe, aus Wien zu fliehen.

Da Papa ihre beschwerliche jahrelange Fahrt die Donau flussabwärts und durch das Schwarze Meer ins Mittelmeer, die mit einem Schiffbruch in Haifa ein Ende fand, nicht erwähnte, habe ich sie im Folgenden rekonstruiert. Mein Bericht beruht auf den Erinnerungen meiner Eltern, die sie mir 1967 erzählt haben und die ich damals auf ein Tonband aufgenommen habe. Ich habe ihre Erzählungen mit Hilfe von verschiedenen veröffentlichten Berichten über die „illegalen“ Transporte nach Palästina ergänzt, wobei mir das Buch von William R. Perl besonders nützlich war.⁴¹

Die illegalen Palästina-Transporte und Eichmann

William Perl, der Organisator der frühen Transporte, war ein junger erfinderischer Wiener Anwalt, der zusammen mit anderen „revisionistischen“ Zionisten und Zionistinnen (Mitglieder der Jugendorganisation Betar) illegale Transporte u. a. von Wien nach Palästina durchführte. Es war ihre Antwort auf die britische Politik, die Einwanderung

41 Meine Quellen für diesen Anhang umfassen: *The Four Front War* (1979) und *Operation Action* (1983) von William R. Perl, ein fesselnder Bericht des wichtigsten Architekten des Transports; *Die Geschichte der Patria* von Garson Erich Steiner (1973), ein ehemaliger Passagier; *Fluchtwege ins Gelobte Land* von der Historikerin Gabriele Anderl (Wiener Zeitung, 1. 5. 1998) und das Transkript von Eichmanns Aussage vor seinem Prozess in Jerusalem 1961.

nach Palästina drastisch zu beschränken, und ihre Bemühungen retten tausende von Juden und Jüdinnen vor ihrer unausweichlichen Vernichtung. Die Transporte begannen in kleinem Ausmaß schon vor dem Anschluss 1938 und führten ursprünglich durch den (damals) italienischen Hafen Fiume und durch Griechenland. Da es aber unglaublich schwierig war, die notwendigen italienischen und griechischen Transitvisa zu erhalten, fuhren spätere Flüchtlingsgruppen auf Flussschiffen die Donau hinunter. Für diese Route benötigte man keine Visa, da der Fluss den Status eines internationalen Wasserwegs hatte. In den rumänischen Flusshäfen wurden die Passagierinnen und Passagiere von den Flussschiffen auf vermeintlich seetüchtige Schiffe transferiert, die dann in das Mittelmeer fuhren und versuchten nach Palästina zu gelangen, ohne von der britischen Marine abgefangen zu werden.

Obwohl die Verfolgung der österreichischen Juden und Jüdinnen sofort nach dem Anschluss einsetzte, begann die Politik der Deportation und Vernichtung erst im September 1939. Vorher wurde die jüdische Bevölkerung in die Emigration getrieben, nachdem ihr aller Besitz abgenommen worden war. Immer weniger Länder aber waren bereit, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen. Tatsächlich wurden jüdische Häftlinge der gefürchteten Konzentrationslager Dachau und Buchenwald damals noch oft freigelassen, wenn sie sich für irgendein Land ein Visum beschaffen konnten. Palästina, ein britisches Protektorat, war das Ziel von vielen, aber die Briten waren streng gegen zusätzliche jüdische Einwanderer und Einwanderinnen. Wahrscheinlich buhlten sie um arabische Unterstützung für den Krieg und übten daher starken diplomatischen Druck auf Griechenland und die Türkei aus, den illegalen Flüchtlingen keine Unterstützung zu gewähren. Großbritannien setzte zudem die Kriegsflotte (Royal Navy) im östlichen Mittelmeer ein, um mögliche illegale Immigranten und Immigrantinnen abzufangen. Das ungeheuerlichste Beispiel für die Früchte dieser Politik ist die Versenkung der Struma mit fast 800 Flüchtlingen an Bord. Obwohl das Schiff ein Leck hatte und die Maschinen nicht funktionierten, weigerten sich die türkischen Behörden nach langem Hin und Her, es im Istanbuler Hafen zu belassen, und schleppten die Struma durch den Bosphorus in die internationalen Gewässer des Schwarzen

Meeres. Dort wurde die Struma torpediert und sank. Ein jüdischer Rumäne überlebte, alle anderen, auch die gesamte Besatzung, starben.

Eichmann war der NSDAP und SS 1932 beigetreten und nach einem paramilitärischen Training in Deutschland wurde er dem Sicherheitsdienst der SS zugeteilt. Nach dem Anschluss wurde er beauftragt, die Wiener Juden und Jüdinnen zu vertreiben. Sein Weg kreuzte sich mit dem von William Perl, als dieser verhaftet und von Eichmann verhört wurde, um Informationen über einen anderen Wiener Juden zu bekommen, der der Gestapo entwischt war. Während Eichmann eine Pistole in Perls Rücken setzte, konnte dieser ihn überzeugen, dass er zwar nichts über den Aufenthaltsort des Gesuchten wusste, dass er Eichmann aber behilflich sein könne, Wien „judenrein“ zu machen. Unter Eichmanns Schutz wäre er in der Lage, jüdische Flüchtlinge illegal nach Palästina zu transportieren, was Eichmanns Mission dienlich sein würde und gleichzeitig Großbritannien, das sich bald im Krieg mit Deutschland befinden sollte, in Verlegenheit brächte. Perls Plan war einfach: Mit Mitteln von ausländischen jüdischen Organisationen würde seine Gruppe Flussschiffe chartern und die Flüchtlinge auf der Donau zu einem rumänischen Flusshafen bringen, von wo sie auf seetüchtigen Schiffen nach Palästina geschmuggelt werden würden. Eichmann ging auf diesen Vorschlag ein und Perl wurde entlassen.

Mit der finanziellen Unterstützung zionistischer Organisationen und mit unglaublich mutigen und genialen Tricks überwand Perl unzählige Hindernisse und die illegalen Transporte wurden Realität. Schließlich retteten sie Tausende Jüdinnen und Juden vor den Nationalsozialisten. Nicht alle von ihnen erreichten Palästina: Manche fielen den Nazis wieder in die Hände und wurden ermordet, andere erlitten Schiffbruch und ertranken; die Constanta wiederum wurde mit 350 Flüchtlingen an Bord torpediert und die Überlebenden mit Maschinengewehren getötet. Neueren Forschungen zufolge retteten sich auf verschiedenen Wegen etwa 15.000 jüdische Flüchtlinge nach Palästina.

Ich erfuhr zum ersten Mal von Perls bemerkenswerten Heldentaten von meinem alten Freund Paul Roth im Jahr 1990. Er kannte Perl, der damals ein Anwalt in Washington, D. C., war. Paul und ich kannten

einander seit unserer Kindheit, als wir – wie bereits erzählt – mit unseren Familien die Sommerferien in demselben kleinen Gasthof in den österreichischen Alpen verbracht hatten. Obwohl ich meine Geschichte über die Flucht meiner Eltern gerade erst begonnen habe, werde ich kurz abschweifen, um die Geschichte von Pauls Vater, Aladar Roth, zu erzählen.

Kapitän Roth

Aladar Roth hatte bei mir als Bub einen tiefen Eindruck hinterlassen, nicht nur wegen seiner Statur und seines eindrucksvollen Schnurrbarts, sondern weil er allgemein als Kapitän bekannt war. Er hatte im Ersten Weltkrieg in der österreichisch-ungarischen Marine gedient, bevor Österreich zu dem kleinen Binnenstaat geschrumpft war, in dem ich aufwuchs. Aladar Roth wurde im ungarischen Städtchen Paks am Ufer der Donau, etwa 90 km flussabwärts von Budapest, geboren. In Sichtweite des Flussverkehrs auf der Donau aufwachsend, war der Bub zum Seemann bestimmt. Als er 16 war, bat er seinen Vater, einen erfolgreichen Anwalt, ihn an die Marinehochschule in Triest gehen zu lassen. Obwohl sein Vater dies vehement ablehnte und sogar einen Beamten der Akademie bestach, seinen Sohn abzulehnen, wurde Aladar aufgenommen und er schloss sein Studium in der Regelzeit ab. Als er einmal als Bootsmann auf einem Passagierschiff Richtung Alexandria arbeitete, fiel der Lenkmechanismus aus, doch das Schiff erreichte trotzdem seinen Hafen – dank einer Nottakelung, die Roth einrichtete. Zufällig waren die Eigner der Dampfschiffslinie während dieses Missgeschicks an Bord und sie waren so beeindruckt von Roths Fähigkeiten, dass sie ihm das Kommando über eines ihrer Schiffe anboten. Dieser Umstand überzeugte Aladars Vater, sich mit den maritimen Plänen seines Sohnes anzufreunden. Gemeinsam mit einem anderen Anwalt, dessen Tochter später Aladar heiratete, gründeten sie eine Dampfschiffslinie und schenkten dieselbe ihren beiden Kindern. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, beschlagnahmte die Regierung die drei Schiffe der Linie und Roth wurde für die österreichisch-ungarische

Marine verpflichtet. Im Laufe des Krieges wurden alle drei Schiffe durch alliierte Torpedos versenkt, und als Roth großzügig entschädigt wurde, investierte er diese Mittel in österreichische Kriegsanleihen. Nach dem verlorenen Krieg waren die Anleihen wertlos, Triest wurde an Italien abgegeben und die Familie verlor ihr prächtiges Haus in Triest und ihr gesamtes Vermögen. Sie übersiedelte in möblierte Zimmer in Wien und einige Jahre später trafen sich unsere Familien.

In den bangeren Tagen nach dem Anschluss traf William Perl einige Zeit nach seinem Verhör durch Eichmann zufällig Aladar Roth auf der Wiener Ringstraße. Er wusste, dass Roth ein erfahrener Seefahrer war, und drängte ihn, einen der illegalen Transporte zu übernehmen. Roth willigte unter der Bedingung ein, dass sein Sohn Paul beim nächsten Transport dabei sein würde. Diese Vereinbarung kam zustande, Pauls Schiff kam durch die Blockade der britischen Marine und lief in der Nähe von Tel Aviv auf Sand. Paul kam letzten Endes nach New York, wo sich unsere Wege wieder kreuzten.

Es ist verständlich, dass Kapitän Roth eine Inspiration für mich gewesen war, als die Nazis Juden stereotypisierten und verleumdeten. Ich sah in ihm ein Beispiel eines Juden, der ein unkonventionelles und abenteuerliches Leben führte, was mich während meiner Emigrationsjahre tröstete, als ich Knecht, Tellerwäscher, Holzfäller, Zimmermann, Soldat und Seemann war.

Ein knappes Entkommen

Nachdem man ihnen ihren Lebensunterhalt und Besitz genommen hatte, erhielten Papa und Mutti den offiziellen Befehl, sich zur Deportation nach dem „Osten“ zu melden. Obwohl es damals noch nicht allgemein bekannt war, führten die Deportationen schließlich fast ausnahmslos in den Tod.⁴² Papa wandte sich umgehend an den

42 Die Nazis waren nicht nur als Mörder bekannt, sondern auch als geübte Diebe. Nur einen Monat nach dem Anschluss mussten alle Juden und Jüdinnen ein Formular ausfüllen, in dem sie alle ihre Besitztümer anführten („Verzeichnis über

Abwickler seines Geschäfts und bat ihn um einen Brief, in dem er die Notwendigkeit seiner Anwesenheit bei der Liquidierung des Geschäftes bestätige. Der Mann antwortete: „Ja, warum nicht?“ Dank dieses Briefes wurde Papas und Muttis Deportation um zwei Wochen verschoben und während dieser Frist gelang es ihnen, zwei Plätze auf einem Donaudampfer, der kurz vor der Abfahrt stand, zu ergattern.

Ende 1939 gingen Papa und Mutti auf das übervolle Donauausflugsschiff, begleitet von Spott und Beschimpfungen der versammelten Polizei, Gestapo und SS-Männer. Das Schiff kam nicht weiter als bis Preßburg (Bratislava), etwa 80 km flussabwärts von Wien und gerade über die österreichisch-slowakische Grenze, wobei die Slowakei damals bereits ein faschistischer Marionettenstaat war. Da die Donau zugefroren war, wurden alle Flüchtlinge in einer verlassenen Munitionsfabrik, die man „Patronka“ nannte, interniert und von der örtlichen jüdischen Gemeinde gepflegt. Sie konnten ihre Reise erst im September 1940 fortsetzen, als sie einen Ausflugsdampfer einer kleinen gecharterten Flotte bestiegen, die die Schiffe Melk, Schönbrunn, Uranus und Helios umfasste. Diese Dampfer waren ursprünglich für je 150 Urlauber und Urlauberinnen ausgerichtet, aber auf dieser Fahrt waren alle mit mehr als 1.000 verzweifelten Männern, Frauen und Kindern belegt. Abgesehen von meinen Eltern und anderen Wiener Jüdinnen und Juden gab es Gruppen zionistischer Jugendlicher aus Brünn, Prag und Danzig und auch fünfzig Männer, die gerade aus dem Konzentrationslager Buchenwald entlassen worden waren. Die vier Schiffe führten von Anfang an extrem wenig Essen und Wasser mit, die sanitären Anlagen waren entsetzlich, und als sie die Donau flussabwärts fuhren, wurden sie von Motorbooten mit Gestapoleuten eskortiert. Nachdem sie hunderte Kilometer durch Un-

das Vermögen von Juden“). Ich habe eine Kopie des Formulars meines Vaters erhalten, in dem er sein Geschäft und seinen persönlichen Besitz auflistet, bis zu der goldenen Uhrkette (20 DM) und seinem Ehering (10 DM). Ich erhielt auch eine Kopie von Papas späteren Brief an die Vermögensverkehrsstelle vom Jänner 1939, in dem er ersucht, dass das Original berichtet werde, da sein Geschäft und sein Auto in der Zwischenzeit konfisziert worden waren.

garn und Jugoslawien gefahren war, ankerte die kleine Flottille im rumänischen Flusshafen Giurgiu, ca. 80 km südlich von Bukarest und immer noch einige hundert Kilometer vom Donaudelta und Schwarzen Meer entfernt.

Ein anderer Flussdampfer, die Pentscho, voll mit hungernden slowakischen Juden und Jüdinnen, war vorher in Giurgiu angekommen und genau in der Mitte der Donau vor Anker gegangen, im Niemandsland zwischen Rumänien und Bulgarien. Somit waren beide Länder der Verantwortung für das Schicksal der Passagierinnen und Passagiere enthoben. Die rumänische Polizei, die ihrem deutschen Meister gefällig sein wollte, hatte die Flüchtlinge ohne Proviant oder Wasser an der Stelle getaut und die gelbe Quarantänefahne gehisst. Einige Schwimmer der Pentscho versuchten, die Melk zu erreichen, um Essen zu erbitten, aber sie wurden gefasst und eingesperrt. Die Passagiere und Passagierinnen der Melk organisierten daraufhin eine Unterhaltung für die rumänische Polizei – in der Hoffnung, dass diese Ablenkung es zwei Schwimmern mit Säcken von Proviant ermöglichen würde, die Pentscho zu erreichen. Auch dieser Versuch wurde entdeckt und vereitelt. Glücklicherweise half der jugoslawische Kapitän der Pentscho, der mit den Flüchtlingen sympathisierte, Esswaren an Bord zu schmuggeln.⁴³

43 Die Pentscho (oder Pencho), der ehemalige italienische Raddampfer Stefano, wurde schließlich freigelassen und erreichte das Mittelmeer. Sie war ursprünglich ein Schlepper, auf dem man einen Aufbau für die menschliche Ladung errichtet hatte, aber sie war weder fluss- noch seetüchtig. Nachdem die Behörden bestochen worden waren, konnte sie am 18. Mai 1940 mit über 400 jüdischen Flüchtlingen an Bord Bratislava verlassen. Nachdem sie 100 von ihnen im jugoslawischen Hafen Bezdan zurückgelassen hatte, erreichte sie das Schwarze Meer und schließlich das Mittelmeer, obwohl sie bestimmt nicht seetüchtig war. Sie wurde von einem italienischen Torpedoboot im stark verminten Dodekanes abgefangen und an die italienische Insel Stampalia (heute Astypalea und zu Griechenland gehörig) geleitet, wo sie Vorräte aufnehmen konnte. Wieder auf See, wurde sie von einem Sturm überrascht und erlitt auf einer unbewohnten felsigen Insel Schiffbruch. Die Passagiere und Passagierinnen krochen an Land und überlebten durch das Essen von Schnecken, bis ein italienisches Kriegsschiff ihre SOS-Signale sah und die Überlebenden auf die Insel Rhodos brachte. Rhodos,

Von Giurgiu setzten die Flüchtlinge ihre Fahrt zum Hafen von Tulcea im Donaudelta fort, wo drei altersschwache Meeresfrachter, die Atlantic, Pacific und Canisbay, auf sie warteten. Diese kaum seetüchtigen Schiffe waren in Griechenland gekauft und mit groben Holzplattformen zum Schlafen ausgestattet worden. Für die bevorstehende Seereise wurden die Flüchtlinge der Melk auf die Canisbay transferiert, während alle anderen an Bord der Atlantic und der Pacific gingen. Nachdem die erschöpften Menschen eingeschlafen waren, begann Wasser in den Rumpf der Canisbay einzudringen. Die Passagiere und Passagierinnen wurden in ein altes Kornlager in der Nähe von Tulcea gebracht, wo sie Latrinen aushoben und wo sie blieben, bis das leckere Schiff ausgepumpt und repariert war. Sein Name wurde aus unbekanntem Gründen auf Milos geändert. Das Lagerleben an der Küste war primitiv, stellte aber eine willkommene Abwechslung zu den überfüllten Quartieren der Flüchtlinge an Bord dar. Sie konnten ihre Beine strecken und herumgehen, während die Ärzte und Zahnärzte unter ihnen damit beschäftigt waren, die rumänischen Wächter zu behandeln.

Diese idyllische Szene spielte sich zu Rosch ha-Schana im Oktober 1940 ab, zur gleichen Zeit, als im übrigen Rumänien die berüchtigte faschistische Eiserne Garde zivile Mobs in gewalttätigen anti-jüdischen Pogromen anführte. Auch die Bedrängung der Flüchtlinge in Tulcea nahm zu und die Behörden verlangten, dass einerseits die Flüchtlinge sofort abfahren sollten, andererseits erlaubten sie nicht, dass die Schiffe mit dem notwendigen Treibstoff und Proviant versorgt werden – offensichtlich wollten sie noch mehr Profit herausholen. Der

nahe der türkischen Küste, war damals italienisch und beherbergte eine alte jüdische Gemeinde. Als klar wurde, dass die Deutschen darangingen, alle Inseln im östlichen Mittelmeer zu besetzen, transferierte der italienische Gouverneur der Insel die Flüchtlinge als „Kriegsgefangene“ nach Italien, wo sie wundersamerweise den Krieg überlebten. Sechs Jahre, nachdem sie Bratislava verlassen hatten, erreichten sie Palästina.

Traurigerweise erging es der einheimischen jüdischen Bevölkerung von Rhodos wesentlich schlechter: Fast alle wurden von den Nazis deportiert und in Auschwitz ermordet.

griechische Kapitän der Milos, George, reiste nach Athen und kehrte mit einer Mannschaft von sechs Seeleuten zurück, die umgehend begannen, das Schiff für die Abreise vorzubereiten. Gerade noch rechtzeitig kam zu derselben Zeit Berthold Storfer, der den Transport, auf dem meine Eltern waren, organisiert hatte, mit den dringend benötigten ausländischen Mitteln in Tulcea an. Es war allerdings zu spät, um das Geld den Anführern des Transports zu überreichen und die Milos musste vorzeitig mit fast leeren Wassertanks und nur unzureichenden Nahrungsmitteln und zu wenig Kohle für die bevorstehende Reise abfahren.

Berthold Storfer

Der Transport, der von Berthold Storfer zusammengestellt worden war, war der größte und auch der letzte der illegalen Transporte, die Wien verließen. Kommerzialrat Berthold Storfer war ein Wiener Jude, dem Eichmann wegen seiner Geschäftskontakte am Balkan und seinem bekannten organisatorischen Talent weitreichende Vollmachten übertragen hatte. Perl und die anderen Zionisten, die für frühere Transporte verantwortlich gewesen waren, verachteten ihn als Nazikollaborateur. Tatsächlich rettete Storfer tausende jüdische Leben.

Einige Zeit, nachdem der „Storfer-Transport“ Wien verlassen hatte, verlagerte sich die Politik der Nazis von der Vertreibung der Juden und Jüdinnen zu ihrer Deportation und Vernichtung. Eichmann wurde mit der Durchführung der neuen Politik in Wien beauftragt, so wie zwei Jahre später mit der Deportierung der ungarischen Juden und Jüdinnen, die er ebenfalls mit großer Gründlichkeit organisierte.

Als Berthold Storfer selbst nach Theresienstadt deportiert werden sollte, versteckte er sich, wurde jedoch verhaftet und im November 1943 nach Auschwitz verschleppt. Dort traf er noch einmal auf Eichmann, der ihm aber nicht helfen wollte. Laut Eichmanns eigenen Angaben nach dem Krieg ließ er ihn von schwerer Arbeit im Lager freistellen. Storfer wurde vermutlich noch 1944 in Auschwitz ermordet.

Irrfahrt im Mittelmeer

Von Tulcea aus erreichten die *Atlantic*, die *Pacific* und die *Milos* durch den St.-Georgs-Kanal endlich das Schwarze Meer und dampften Richtung Istanbul, wo sie dringend benötigte Versorgungsgüter und Kohle beschaffen wollten. Die türkischen Behörden verweigerten aber auf Geheiß der Briten die Erlaubnis, in einen türkischen Hafen einzulaufen, und so fuhr die *Milos* durch die Dardanellen ins Mittelmeer und Richtung der griechischen Inseln in der Ägäis. Jetzt gab es nur mehr schimmelige Kekse und das Trinkwasser war streng rationiert. Auf der *Pacific* und der *Atlantic* starben einige Menschen und wurden auf See bestattet.

Die *Milos* war in der Nähe der Insel Lesbos unfern der türkischen Küste, als plötzlich ein Sturm ausbrach und sie fast unterging. Ihr Kapitän suchte Schutz in der Bucht von Sigri an der westlichen Seite der Insel, obwohl auch die Bucht nur wenig Schutz bot. Ein Ruderboot aus dem kleinen Fischerdorf Sigri kam nahe genug, um sich durch Zurufe zu verständigen, aber es gab weder Brot noch Wasser im Ort und das einzige Telefon funktionierte nicht. Nachdem es kein Essen mehr gab und die letzte Zigarette geraucht war, beschloss der Kapitän in Richtung Piräus, dem Hafen von Athen, zu fahren. Aber kurz nachdem die *Milos* aus der Sigri-Bucht steuerte, wurde sie durch hohe See zur Umkehr gezwungen und mit grassierender Seekrankheit unter den Flüchtlingen warf die *Milos* wieder ihre Anker.

Der Sturm ließ schließlich soweit nach, dass die *Milos* die Bucht von Salamis erreichen konnte, wo 480 v. Chr. die berühmte Seeschlacht zwischen den alten Griechen und Persern stattgefunden hatte. Unter strahlendem Sonnenschein hisste der Kapitän die gelbe Quarantänefahne und blies das Schiffshorn, um Aufmerksamkeit zu erregen. Eine Barkasse mit zwei griechischen Offizieren kam aus Piräus und nahm einen Passagier mit an Land, damit dieser dem Jewish Joint Distribution Committee in Athen telegraphieren konnte. Bald brachte ein Tankschiff das heiß ersehnte Trinkwasser zur *Milos*, zusammen mit 900 Laib frischem Brot und einigen Körben von Trauben für die hungrigen und verzweifelten Passagiere und Passagierinnen. Die grie-

chischen Behörden, die sich die ganze Zeit menschlich verhielten, gaben Erlaubnis, dass die Milos im nahen Hafen von Lavrion vor Anker ging. Dort wurden die Vorräte aufgefüllt und die großen Kochtöpfe waren zum ersten Mal seit dem Verlassen von Tulcea wieder in Betrieb. Es gab jedoch keine Kohle und so wurde beschlossen, den verbliebenen Treibstoff zu verwenden, um Heraklion, das klassische Candia an Kretas Nordküste, zu erreichen. Dort angekommen traf die Milos die Atlantic, die überhaupt keine Kohle mehr hatte und ihren Boiler mit den Bettstellen betrieb.

Als die Milos in Heraklion vor Anker ging, hörten die Flüchtlinge an Bord Marschmusik. Diese wurde als Zeichen von Griechenlands Trotz gegen Mussolinis Kriegserklärung und sein Ultimatum gespielt. Das war am 28. Oktober 1940 und sechs Monate später besetzten die Deutschen und Italiener Kreta in der ersten luftgestützten Invasion. Die Schiffe konnten einiges an Verpflegung bekommen, aber da es in Kreta wieder keine Kohle gab, beschloss man, die übrige Kohle für die 800 km lange Fahrt nach Limassol an der Südküste Zyperns zu verwenden.

Bald erreichte das Schiff Gewässer, die von der königlichen Marine patrouilliert wurden, und da man in der Dunkelheit nicht in den dicht verminten Hafen von Limassol einfahren wollte, verbrachte die Milos die Nacht vor Anker. Am Morgen wurde der Boiler mit den letzten Bettstellen aufgeschürt und die Milos fuhr in den Hafen, wo ihr durch die britischen Behörden ein sehr kühler Empfang zuteil wurde. Ein Offizier kam an Bord und informierte den Kapitän, dass man Kohle nur gegen Bezahlung von Pfund oder Dollar bereitstellen könnte. Da die Passagiere und Passagierinnen keines von beiden hatten, wurden Eheringe eingesammelt und man bot an, die Bezahlung in Gold vorzunehmen. Gerade da kam der Offizier zurück und verkündete, dass die Bezahlung eingetroffen sei und dass das Schiff gute englische Steinkohle sofort aufladen könne. Er weigerte sich allerdings bekanntzugeben, woher das Geld gekommen war.

In der Zwischenzeit schickte der britische Gouverneur den Chef des Sanitätsdienstes an Bord der Atlantic, um die Zustände an Bord zu untersuchen. Gemäß seinem offiziellen Bericht waren die Bedingungen „unbeschreiblich schockierend“, „totale Überbelegung“, „nur

Platz zum Stehen an Bord“, „keine Lüftung“, „hohes Risiko einer Epidemie mit hoher Sterblichkeitsrate, da die Passagiere dem Wetter ausgesetzt waren und an anderen Bedrängnissen litten und abgemagert waren“. „Ein Fall von Typhus trat gestern auf [...]“.

Im gelobten Land

Sowohl die Milos als auch die Pacific wurden schnell mit Kohle beladen und machten sich auf den Weg, sobald sie die Erlaubnis dafür erhielten. Sie fuhren Richtung Südost zur palästinensischen Küste etwa 300 km entfernt, wo sie hofften, ihre menschliche Fracht in der Nacht an der Küste ausladen zu können. Aber im Rahmen eines ausgeklügelten Plans der britischen Behörden wurden die Schiffe bald von einem britischen Patrouillenboot aufgehalten. Sie wurden bestiegen und man befahl ihnen, nach Haifa zu fahren, wo sie am 3. November 1940 ankamen – 14 Monate, nachdem sie Wien verlassen hatten. Die Flüchtlinge waren überwältigt vor Freude, dass sie endlich das gelobte Land erreicht hatten, und sangen die Hatikwa und tanzten Hora auf dem Vordeck. Sie ahnten nicht, was noch auf sie zukommen würde.

Die Ankunft hunderter jüdischer Flüchtlinge in Haifa verursachte natürlich große Aufregung unter den jüdischen Siedlern und Siedlerinnen in Palästina. Diese schlug in Zorn um, als die Neuankommenden in Gewahrsam genommen wurden. Zwei Tage vergingen und trotz aller Bemühungen weigerte sich der britische Hochkommissar, die Flüchtlinge an Land gehen zu lassen. Er begründete diese Maßnahme mit dem Verdacht, dass Nazi-Agenten unter ihnen sein könnten – so wurde auch die Internierung in England gerechtfertigt. Alle insgesamt 4.000 Flüchtlinge wurden an Bord der zwei streng bewachten Schiffe, die in dem großen Hafen von Haifa vor Anker lagen, festgehalten. Polizeiboote umkreisten die Schiffe, um Fluchtversuche und den Kontakt mit jüdischen Organisationen an Land zu verhindern. In der Zwischenzeit erhielt der britische Gouverneur der Inselkolonie Mauritius im Indischen Ozean den Befehl, ein Lager für die festgehaltenen Passagiere der Milos und Pacific vorzubereiten.

Zur gleichen Zeit erzählten die jüdischen Arbeiter, die Nahrungsmittel auf die Milos brachten, dass die Briten planten, die Passagiere und Passagierinnen auf die Patria zu verfrachten, einen großen ehemaligen französischen Passagierdampfer von 11.000 Tonnen, der im Hafen vor Anker lag. Danach sollten sie auf die tropische und malarieverseuchte Insel Mauritius verbracht werden – als Strafe für den Versuch der illegalen Einwanderung und als Abschreckung für weitere potentielle Einwanderer und Einwanderinnen. Die Flüchtlinge der Pacific waren schon unter dem Vorwand auf die Patria transferiert worden, dass das größere Schiff als vorübergehende Quarantänestation dienen würde, und mit dem gleichen Trick wurden die Passagiere der Milos überredet, auf die schwer bewachte Patria umzusteigen. Die Transportführer verabschiedeten sich sehr bewegt vom Kapitän der Milos, der seine jederzeitige Festnahme erwartete, da er versucht hatte, die britische Blockade zu umgehen.

Die Passagiere und Passagierinnen der Milos und der Pacific kamen auf der Patria zum ersten Mal seit dem Verlassen von Tulcea wieder zusammen und tauschten ihre Erfahrungen aus. Die Bedingungen auf der Patria waren sehr gedrängt, das Essen war schlecht und nicht ausreichend. Zu dem Zeitpunkt wurde auch die Atlantic, das dritte Schiff der Flottille, die Tulcea verlassen hatte, von den Briten abgefangen und in den Hafen von Haifa gebracht. Es gab Protestwellen in der jüdischen Bevölkerung gegen die geplante Deportation der Flüchtlinge, aber sie blieben ohne Wirkung. Die illegale Immigration hatte die Briten zunehmend in Verlegenheit gebracht und sie waren entschlossen, sie ein für alle Mal zu beenden.

Am 25. November 1940, um 9 Uhr morgens, an dem Tag, an dem die Patria nach Mauritius abfahren sollte, wurde das Schiff von einer großen Explosion erschüttert und begann sofort sich zu neigen. Mitglieder der jüdischen Untergrundarmee Haganah hatten Sprengstoff an Bord geschmuggelt und ihn im Maschinenraum angebracht, um das Schiff funktionsuntüchtig zu machen, aber sicher nicht, um es zu versenken. Ihre Tat wurde mit einer anderen Haganah-Operation koordiniert, in welcher das Auto des britischen Beamten, der den Deportationsbefehl von Haifa nach Jerusalem bringen sollte, „zufällig“

fahrtüchtig wurde, als es von einem „unvorsichtigen“ Lastwagenfahrer gerammt wurde. Der Polizist am Schauplatz stellte fest, dass der Lastwagenfahrer den Führerschein eines Arabers hatte, der vier Monate zuvor gestorben war.

Nach der Explosion brach Panik auf der Patria aus. Viele Menschen waren unter Deck gefangen, und von jenen an Deck sprangen viele ins Meer, wo einige ertranken, während andere durch die Ladung, die über das steil geneigte Deck rutschte, verletzt oder getötet wurden. Manche wurden unter dem Schiff eingeklemmt, als es auf die Seite rollte. Alle Schiffe im Hafen ließen ihre Rettungsboote herunter und zusammen mit den Polizeibooten und anderen Hafenschiffen retteten ihre Mannschaften so viele sie konnten. Zahlreiche selbstlose Heldentaten, auch von britischen Besatzungen, wurden berichtet. Insgesamt verloren rund 270 Personen, auch Besatzungsmitglieder, ihr Leben, aber meine Eltern waren unter den Geretteten. Die britischen Soldaten und die Polizei sperrten alle Hafenzugänge und die geretteten Überlebenden, viele von ihnen hatten enge Verwandte in dem Unglück verloren, wurden nun in einen bewachten Kornspeicher gebracht. Von dort brachten Busse sie in das Internierungslager Athlit, in dem sich schon 300 bulgarische Juden und Jüdinnen befanden, deren Schiff, die Libertad, im Mai abgefangen worden war.

1967 nahm ich in Toronto ein Gespräch mit meinen Eltern auf – auf Deutsch, noch immer die Sprache, die sie vorzogen – und sie erzählten folgendermaßen von ihrer Rettung: Glücklicherweise befanden sich beide gerade auf einer Stiege im Freien an der Hafenseite der Patria, als die Explosion das Schiff erschütterte. Als es nach Steuerbord in eine Schräglage geriet, klammerte sich Papa an das sich schnell neigende Treppengeländer und Mutti hielt sich an ihm fest. Bald hängten sich weitere Personen an sie an und als Mutti keine Kraft mehr hatte, schlitterten sie und die anderen den Schiffsrumpf hinab ins Meer. Mutti konnte sich über Wasser halten, bis ein Floß vorbeikam, aber es war schon so überladen, dass es kaum über Wasser war. Seine Insassen riefen ihr zu, dass sie sicher kentern würden, sollte sie versuchen, an Bord zu kommen. Mutti antwortete, dass sie sich nur an der Seite des Floßes anhalten würde, und überzeugte die Leute auf dem

Floß (ohne das archimedische Prinzip zu zitieren), dass ihr Gewicht, wenn sie im Wasser bliebe, zu gering sei, um das Floß zu kentern. Sie hatte Recht und tatsächlich kamen alle sicher an Land.

In der Zwischenzeit hielt sich Papa immer noch an dem Geländer fest, bis sich ein Rettungsboot direkt unter ihm befand, dann ließ er los und glitt den Rumpf entlang ins Boot. Seine Hose war zerrissen, aber er war nicht einmal nass geworden. Nachdem die beiden am Festland wieder vereint waren, wurden sie und die anderen Überlebenden in das Internierungslager Athlit gebracht.

Es ist nicht überraschend, dass sich zwischen den Flüchtlingen, die auf so engem Raum zusammengelebt und so viel Elend miteinander geteilt hatten, enge Freundschaften entwickelten. Meine Eltern waren mit einigen, meist jüngeren, ehemaligen Schiffskameraden und -kameradinnen ihr ganzes Leben lang befreundet.

Nach dem Untergang der Patria

Auch nach dem Unglück mit der Patria blieb die britische Verwaltung bezüglich der Deportierung der geretteten Flüchtlinge unerbittlich. Der Hochkommissar, Sir Harold MacMichael, bestand darauf, dass die Überlebenden des Untergangs der Patria und auch die Passagierinnen und Passagiere der Atlantic, dem letzten der drei Schiffe, die den Hafen von Haifa erreichten, nach Mauritius transportiert werden sollten. Als zwei holländische Schiffe, die New Zealand und die Van de Witt, für diese Reise vorbereitet wurden, intervenierte Churchill und überstimmte General Wavell, den britischen Nahost-Kommandanten. Am 4. Dezember 1940 wurde verkündet, dass die Überlebenden des Unglücks der Patria in einem „Akt außergewöhnlicher Barmherzigkeit“ freigelassen würden und sie in Palästina bleiben dürften. Die Flüchtlinge auf der Atlantic aber, die noch nicht auf die Patria überstellt worden waren, bevor sie unterging, würden für die Dauer des Krieges nach Mauritius deportiert werden.

Am 9. Dezember wurde ein gut eingeübter Schlachtplan der britischen Polizei gegen den passiven Widerstand der internierten jü-

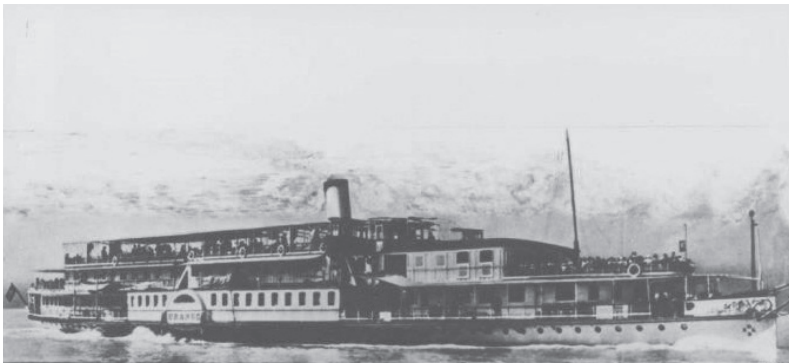
dischen Flüchtlinge, insgesamt fast 1.600 Männer und Frauen, umgesetzt. Sie wurden gezwungen, an Bord der beiden holländischen Passagierschiffe zu gehen, die sie alle nach Mauritius brachten. Typhus und Malaria auf der Insel forderten über 100 Todesopfer unter ihnen, aber einen Monat nach der Kapitulation Deutschlands 1945 wurden die überlebenden Flüchtlinge nach Palästina hereingelassen – sechs Jahre, nachdem sie Wien auf einem Flussdampfer verlassen hatten. Schließlich wurden erst mein Vater und später meine Mutter aus dem Lager Athlit entlassen und sie begannen, sich ein neues Leben in Palästina aufzubauen. Anfangs halfen ihnen Freunde, Freundinnen und Verwandte, die schon früher gekommen waren, da sie fast alles, außer den Kleidern, die sie am Leib trugen, verloren hatten. Hugo und Lisa Boyko, alte Freunde unserer Familie aus Wien, die schon vor dem Anschluss nach Palästina ausgewandert waren, gaben Papa einen kleinen Kredit, mit dem er das Geschäft, das er am besten verstand, startete: einen Handel mit Naturschwämmen. Er lagerte sie am Dachboden ihres kleinen Wohnhauses in Tel Aviv, in dem er und Mutti ein großes Zimmer mit Muttis Bruder Oswald und seiner Frau, der immer lustigen Tante Pipsi, teilten. Von diesem Raum aus führte Papa eine drastisch reduzierte Version seines Wiener Geschäfts: Er importierte Schwämme von den gleichen griechischen Großhändlern, mit denen er schon in Wien geschäftlich zu tun gehabt hatte, und verkaufte sie, zusammen mit Chamois-Leder, Bürsten und Luffas an Einzelhandelsgeschäfte in ganz Palästina und nach 1948 in Israel. Er und Mutti stellten die Bestellungen in ihrer Hälfte des Zimmers zusammen und er lieferte die Ware persönlich an die Kundinnen und Kunden. Seine beständige gute Laune und Integrität kamen Papa zustatten und er konnte den Kredit der Boykos bald zurückzahlen und einen bescheidenen Lebensunterhalt sichern.

Als ich meine Eltern 1947 in Tel Aviv besuchte, wohnte ich bei ihnen im Gemeinschaftszimmer und wir machten Ausflüge nach Jerusalem, Jaffa, Bethlehem und anderen Orten. Es war das letzte Jahr der britischen Herrschaft und Stacheldrahtzäune umgaben alle strategischen Örtlichkeiten. Meine Eltern waren Zeugen der bewegenden Errichtung des Staates Israel 1948 und des Krieges, der unmittelbar

danach ausbrach. 1952 zogen sie wieder fort, um mit Lesley und mir in Kanada vereint zu sein. Sie lebten in Toronto und – nicht schwer zu erraten – es dauerte nicht lange, bis Papa wieder Schwämme aus Griechenland importierte und Geschäfte überall in der Stadt besuchte und deren Bestellungen persönlich lieferte.



Das 1881 gebaute griechische Frachtschiff Parita (nicht zu verwechseln mit dem Schiff Patria, das ebenfalls Flüchtlinge transportierte) wurde am 23. August 1939 absichtlich vor Tel Aviv gestrandet, um 860 illegale jüdische Flüchtlinge an Land zu bringen. Das Foto zeigt, wie die Passagiere ausgeladen wurden und eine große Anzahl von Menschen diesen Vorgang vom Strand aus beobachtete.



Der Raddampfer Uranus war eines von vier DDSG-Schiffen, auf denen jüdische Flüchtlinge – darunter meine Eltern – 1940 von Pressburg (Bratislava) nach Giurgiu, Rumänien, gelangten. Die Schiffe waren überfüllt und führten ungenügend Wasser und Proviant mit.



Mutti und Papa nach ihrer Rettung, Tel Aviv

III. Die jüdische Bevölkerung von Kostel/Podivin

Als die jüdische Gemeinde von Kostel, zusammen mit allen anderen jüdischen Gemeinden in Mähren, im Holocaust zerstört wurde, stahlen die Nazis die Kostler Thorarollen und fügten sie ihrer großen Sammlung geplündelter zeremonieller Gefäße und Thorarollen aus mährischen Synagogen hinzu. Sie hatten die Absicht, diese Gegenstände in einem geplanten „Museum einer verschwundenen Rasse“ auszustellen. Jüdische Gelehrte wurden gezwungen, diese Artikel zu katalogisieren. Die Sammlung wurde nach dem Krieg in Prag entdeckt und die Thorarollen wurden nach England gebracht, um sie an jüdische Gemeinden zu verteilen, die eine Thora benötigten.

Eine der vier Thorarollen, die von der Synagoge in Kostel/Podivin geraubt worden war, landete in der Jewish Renewal-Gemeinde Makom Shalom in Chicago (S. Dearborn 637). Die Thora fand dort dank der Bemühungen ihres Rabbiners Allen Secher eine neue Heimat. Nachdem sie restauriert und wieder in guten Zustand versetzt worden war, wurde sie in einer fröhlichen und schwungvollen Zeremonie am 25. Oktober 1997 neu geweiht. Rabbi Secher hatte meine Verbindung mit Kostel herausgefunden und mich eingeladen, an der Zeremonie teilzunehmen und die verschwundenen Juden und Jüdinnen von Kostel/Podivin zu vertreten. Der wichtigste Ehrengast war Marketa Parkovska, eine lebendige, fröhliche Dame, eine der wenigen überlebenden Jüdinnen und Juden aus Kostel. Sie flog von Prag, wo sie wohnte, nach Chicago, wo Sechers Gemeinde sie mit Ehrungen und Zuneigung überschüttete. Bei einem Empfang im Kulturzentrum von Chicago wurde sie zur Ehrenbürgerin der Stadt ernannt, worüber die Chicagoer Presse berichtete.

Alle 277 Juden und Jüdinnen, die 1943 in Kostel/Podivin lebten, wurden am 27. Jänner 1943 in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Mit der Ausnahme von Marketa Parkovska und drei anderen kamen alle um, die meisten von ihnen in Auschwitz. Unter ihnen befanden sich 22 Eisingers.

Nachfolgend füge ich meinen Erinnerungen eine kurze Geschichte der mährischen Juden und Jüdinnen hinzu, die ich auf Wunsch von

Rabbi Secher für die Neueinweihungszeremonie der Kostler Thora im Jahr 1997 verfasst hatte.

Kostel und die Eisingers

Obwohl ich in Wien geboren und aufgewachsen bin, fühlte ich mich zu einem kleinen Teil immer auch als ein Sohn Kostels. Der Grund ist einfach zu erklären: Ich bin ein direkter Nachfahre von Markus Löbisch, der 1747 in Kostel geboren wurde und der seinen Namen 1782 auf Markus Eisinger änderte. Das war das Jahr, in dem der aufgeklärte Habsburger Kaiser Joseph II. die mährischen Juden emanzipierte. Zwei Jahre später wurde dem Markus und seiner Frau Eleanore ein Sohn geboren, den sie, wie wahrscheinlich viele Juden jener Zeit, zu Ehren des Kaisers Josef nannten. Markus' Urenkel war Josef (Rüderer) Eisinger, mein Großvater. Dieser Josef Eisinger war ein Schuster und ich fühle eine gewisse Verbundenheit mit ihm, da wir denselben Namen und denselben Geburtstag haben. Er wurde auch in Kostel geboren und starb dort, mein Vater allerdings wurde in Hodonin/Göding, ein paar Kilometer von Kostel entfernt, geboren. Er verbrachte die meiste Zeit seines Lebens in Wien, wo er dem „Kostler Klub“ angehörte, dessen Mitglieder Wurzeln in Kostel hatten und in die österreichische Hauptstadt übersiedelt waren. Der jährliche Kostler Ball, bei dem meine Eltern bis in die frühen Morgenstunden tanzten, war der Höhepunkt ihres gesellschaftlichen Jahres.

Die kleine Stadt Kostel, tschechisch Podivin, liegt in einer Getreide- und Weingegend im südlichsten Teil der alten Markgrafschaft Mähren, etwa 90 Kilometer nördlich von Wien. Mähren hat ungefähr die Größe von New Jersey und war jahrhundertlang im Besitz des österreichischen Herrscherhauses, bevor es, zusammen mit Böhmen und der Slowakei, 1919 Teil der Tschechoslowakei wurde. Heute bildet Mähren zusammen mit Böhmen die Tschechische Republik. Im 18. und 19. Jahrhundert gab es ungefähr 70 jüdische Gemeinden in Mähren, die von ein paar hundert Angehörigen (z. B. Kostel) bis 10.000 Mitglieder in Brünn, der Hauptstadt von Mähren, umfass-

ten. Bis zum Holocaust betrug der Anteil der Juden und Jüdinnen ca. 1,5 % der Bevölkerung Mährens.

Ich war nie in Kostel gewesen, solange ich in Wien lebte, aber 1979, während eines Aufenthaltes in Wien, mietete ich ein Auto und fuhr hin. Zu jener Zeit stand das Gebiet noch unter strenger kommunistischer Herrschaft und jeglicher Kontakt mit Menschen aus dem Westen wurde beargwöhnt. In der Stadt wohnte damals nur ein einziger Jude, einer der wenigen Überlebenden der jüdischen Gemeinde. Er war nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus einem Konzentrationslager dorthin zurückgekehrt. Als ich in meinem Mietauto ankam, wurde ich mit Misstrauen beäugt und fand niemanden, der bereit war, mit mir Deutsch zu sprechen (ich spreche nicht Tschechisch). Als ich gerade meine Suche nach Informationen aufgeben wollte, sah ich zwei alte Frauen auf einer Bank am Rande der Straße, die aus der Stadt führt, sitzen. So wie die anderen, mit denen ich versuchte, ins Gespräch zu kommen, bestritten auch sie, Deutsch zu verstehen. In einem letzten Versuch sagte ich zu ihnen: „Ich heiße Josef Eisinger“. Daraufhin sprangen beide Frauen gleichzeitig auf, klatschten in die Hände und riefen: „A Eisinger san Sie!“ Sie schauten mich an, als ob sie ein Gespenst sähen. Ihre Deutschkenntnisse kamen plötzlich wieder und sie führten mich zum jüdischen Friedhof und stellten mich einer anderen sehr alten Frau vor, die einen riesigen Eisenschlüssel hervorzog, um das Tor aufzusperren. Es gab hunderte Grabsteine dort, einige ein paar Jahrhunderte alt, einige mit meinem Namen, andere mit dem Namen Hirsch, dem Mädchennamen von Marketa Parkovska, dem Ehrengast dieser Thora-Feier. Da viele Steine umgestürzt worden waren, sagte ich Herrn Tanzer, dem Wirt auf der Straße gegenüber dem Friedhof, dass ich in ein paar Tagen nach Podivin zurückkehren würde, wenn er mir helfen könnte, die Steine meiner Großeltern wiederaufzurichten. Mit der Hilfe einiger Podiviner Bürger, die die nötigen Werkzeuge zur Verfügung stellten, waren die Grabsteine von Josef und Netty Eisinger am Ende des Nachmittags wieder aufgestellt. Meine Helfer weigerten sich, Geld für ihre schwere Arbeit anzunehmen, stimmten aber zu, mit mir einige Flaschen ausgezeichneten mährischen Weins im Gasthaus gegenüber dem Friedhof zu trinken.

Eine kurze Geschichte der Juden in Kostel

Mein Vater hat mir ein faszinierendes großes Buch mit dem Titel *Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart* hinterlassen, das sorgfältige historische Recherchen über die mährisch-jüdischen Gemeinden enthält und dieses Buch war beim Verfassen dieser Geschichte der Kostler Juden unverzichtbar. Ich benutzte auch Hugo Golds *Geschichte der Juden in Wien*, Robert S. Wistrichs *The Jews of Vienna in the Age of Franz Joseph* und einige andere Quellen.

Vor tausend Jahren war Mähren hauptsächlich von Slawen und Deutschen bewohnt. Die früheste Erwähnung von dort wohnenden Juden scheint ein Dokument aus dem Jahr 1067 zu sein, das Juden und andere Händler verpflichtet, für ihre Geschäfte Abgaben zu zahlen. Man weiß allerdings, dass jüdische Kaufleute schon seit Römerzeiten in diesen Gegenden reisten, da sie oft die römischen Legionen begleiteten. Tatsächlich stammt der Name „Kostel“ vom römischen *castellum*, das am Ufer des Flusses Marus (Dyje/Thaya) gelegen war. Dauerhafte jüdische Siedlungen (z. B. in Brno/Brünn) gab es wahrscheinlich erst im 11. oder 12. Jahrhundert.

Anfang 1096 verübten Kreuzfahrer Massaker und zwangen Juden im Rheinland zu konvertieren, was die Flucht vieler Juden mit deutschen Namen nach Mähren zur Folge hatte. Als die Kreuzfahrer Mähren erreichten, verübten sie dort ähnliche Gräueltaten. Im 13. Jahrhundert war der gesetzliche Status von Juden der von „Kammerknechten“, die im Besitz des Kaisers standen und ge- und verkauft werden konnten. Die Juden mussten sehr teure Aufenthaltsbewilligungen vom jeweiligen Herzog erwerben, obwohl auch diese ihnen keinen dauerhaften Schutz garantierten. Wann immer es passte, z. B. wenn Kredite fällig wurden, liefen die Juden Gefahr, vertrieben und ihres Besitzes unter irgendeinem Vorwand beraubt zu werden – oft wegen des Vorwurfs der Blasphemie oder weil sie die Pest hervorgerufen hätten. Die spätere berüchtigte Verfolgung und Vertreibung von Juden aus Wien durch Herzog Albrecht IV., die sogenannte Gesera (1420/21), ist ein typisches Beispiel. Zuvor schon wurden dut-

zende Juden bei lebendigem Leib in Autodafés, die auf sieben öffentlichen Plätzen der Stadt stattfanden, verbrannt.

Es gab auch erfreuliche Zwischenspiele. 1257 gewährte Ottokar II., König von Böhmen und Markgraf von Mähren, in einem Brief den Juden Schutz und gewisse gesetzliche Rechte. 1268 garantierte er, in einer ungewöhnlichen Geste für diese Zeit, den verarmten Juden von Brno ein Jahr Freiheit von „allen Steuern und von jeder Art von Knechtschaft, damit sie später für uns nützlich würden“. Mittellosen Juden, die vor Hungersnot und Verfolgung in Deutschland flohen, gab er die Erlaubnis, sich in Mähren niederzulassen – „[...] aus Mitleid für das Elend und die Nöte der Juden“. 1348 aber verhängte Kaiser Karl IV. auf Betreiben der Kirche neue strenge Beschränkungen für Juden und zwang die Männer, markante spitze Hüte zu tragen, und die Frauen, sich in der Öffentlichkeit zu verschleiern.

Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648) verschlimmerte die Leiden der jüdischen Bevölkerung dramatisch, als gesetzlose Söldner verschiedener Armeen durch Mähren zogen und seine Städte verwüsten: 1647 lebten nur mehr vier Juden in Kostel, aber im Jahr 1673 verzeichnete das städtische Meldeamt neun jüdische Familien als Hausbesitzer. Obwohl jüdische Familien auf bestimmte Teile der Stadt beschränkt waren, gab es keinen Zaun, der sie von ihren christlichen Nachbarn trennte. Die zwei Gemeinschaften lebten die meiste Zeit friedlich miteinander.

Die Vertreibung der Juden aus Wien 1670 führte zu einer neuen Welle von Flüchtlingen in Mähren. Manche Juden waren bei den örtlichen Machthabern sehr gesucht, da ihre Lese- und Schreibkenntnisse sie als Händler und Geldverleiher nützlich machten. Am Ende des 18. Jahrhunderts war es einigen reichen jüdischen Familien sogar erlaubt, innerhalb der Stadtmauern der mährischen Städte zu wohnen, alle anderen allerdings durften sich nur bei Tageslicht und nach Bezahlung einer Leibmaut daselbst aufhalten. Die meisten Juden mussten in kleinen Städten und Ortschaften wohnen, wo sie ihren Lebensunterhalt oft als Hausierer oder Kleinhändler verdienten. Ein jüdischer Hausierer bezog seine Ware meist auf Kredit für eine Woche und machte sich am Sonntag auf den Weg – sein Geschäft auf dem Rücken.

Er wanderte viele Stunden, um eine Ortschaft zu erreichen, in der er bekannt war, oder er besuchte Märkte. Er schlief in Unterständen auf einem Büschel Stroh, vielleicht mit einem Polster und einer Decke, und kehrte erst am Donnerstag oder Freitag zu seiner Familie zurück, rechtzeitig, um abzurechnen und den Sabbat zu feiern. Unterwegs aß er Brot, Butter und Käse, die er bei sich trug, aber für das Sabbatessen, als „Kugel“ bezeichnet, ergänzte oft Fleisch die Grundnahrungsmittel Bohnen und Erdäpfel. Obwohl das Leben hart war, gab es auch viele fröhliche Ereignisse, wie jüdische Feiertage, Hochzeiten oder Geburten, die immer enthusiastisch gefeiert wurden. Charakteristisch für die Juden aus Kostel, die ich kannte, war ihr Optimismus, ihr Gottesglaube, ihr Sinn für Humor und ihre Liebe zum Gesang. Natürlich benötigten sie auch Geschicklichkeit und Fleiß, um ihr Überleben zu sichern.

1763 erließ die entschieden antisemitische Kaiserin Maria Theresia ein Edikt, das alle Juden aus den mährischen Städten vertrieb. Offenbar kehrten sie bald wieder zurück, da wir wissen, dass nicht viel später ein gewisser Simcha Chajit dem Tempel in Kostel eine Pergamentrolle und eine Haftara spendete, um seiner Rückkehr „nach einer langen ziellosen Wanderung in einem Land, das nicht das ihre war“ zu gedenken. Schon 1768 besaßen wieder 24 jüdische Familien Häuser in Kostel, in denen noch 20 weitere Juden wohnten.

Zu der Zeit hatte die Aufklärung die Habsburger Monarchie erreicht und 1782 emanzipierte Kaiser Joseph II., der Sohn Maria Theresias, die Juden von Mähren. Gemäß dem Toleranzpatent konnten die Juden sich nun frei bewegen, mussten deutsche Familiennamen annehmen, öffentliche Schulen besuchen und Militärdienst leisten. Viele Berufe wurden für sie freigegeben und es gibt Aufzeichnungen, dass 1787 ein gewisser Hirsch Eisinger, möglicherweise ein Vorfahre von mir, die Lizenz erhielt, mit Hufeisen und Eisenbeschlägen für Fuhrwerke zu handeln.

Nach dem Ende der napoleonischen Kriege (1815) verbesserten sich die Möglichkeiten für die jüdische Bevölkerung von Kostel. In der nachfolgenden Periode relativen Wohlstands und Stabilität stieg ihre Mitgliederzahl auf etwa 400 an. Wie auch in anderen Teilen Mährens handelten die Kostler Juden mit Wein, Alteisen, Gänsefett, Rin-

dern und Pferden – die Hauptartikel einer landwirtschaftlichen Gesellschaft. Die 300 Jahre alte Synagoge wurde 1820 renoviert und ein Badehaus (Mikwe) wurde errichtet. 1870 wurde eine Beerdigungsgesellschaft (Chewra Kadischa) gegründet und eine anmutige Kapelle gebaut. Die Synagoge und das Badehaus gibt es nicht mehr, aber überraschenderweise steht die Kapelle noch heute am Eingang des Friedhofs. Sie wurde kürzlich zum Angedenken an die Juden von Kostel, die im Holocaust umgekommen sind, renoviert.

Auf der Schattenseite der Chronik von Kostel findet man Berichte über einen bitteren Streit, der zwischen den bürgerlichen und religiösen Vertretern der jüdischen Bevölkerung ausbrach. Der Streit wurde so hitzig, dass die mährische Ratsversammlung 1888 eine Kommission einsetzte, die ihn schlichten sollte. Demgemäß sollten die Mikwe, die Bestattungskapelle, der Tempel und der Friedhof unter der Verwaltung der Kultusgemeinde bleiben, während das Spital und die Schulgebäude, die aus drei nebeneinanderliegenden Häusern bestanden, dem Zivilausschuss übergeben werden mussten. Außerdem musste die Kultusgemeinde dem zivilen Gegenüber die beträchtliche Summe von 4.336 Gulden bezahlen und gewisse Mittel für den Schulbetrieb bereitstellen. Dieser Zwist spiegelt die Spannungen wider, die sich zwischen den Anhängern der traditionellen Orthodoxie und den progressiven Juden, die an der Gesellschaft, in der sie lebten, teilhaben wollten, entwickelten. Es ist eine Kontroverse, die seit biblischen Zeiten tiefe Risse in den jüdischen Gemeinden verursacht hat.

Während des 19. Jahrhunderts verließen viele junge, unternehmungslustige Juden und Jüdinnen aus Kostel und anderen mährischen Städten ihre Heimat, um ihr Glück anderswo zu versuchen. 1857 erreichte die jüdische Bevölkerung von Kostel den Spitzenwert von 684 Menschen, aber am Ende des Jahrhunderts ging sie auf etwa 400 zurück, obwohl damals Familien mit 8 bis 10 Kindern häufig waren. Die Schrumpfung ging hauptsächlich auf die Migration in größere Städte zurück. Wien, nur 90 km südlich, war ein besonders starker Magnet und viele prominente Wiener Juden hatten böhmische oder mährische Wurzeln, unter ihnen Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Sigmund Freud und Karl Kraus.

Im Ersten Weltkrieg fielen zwölf Juden aus Kostel, unter ihnen vier Eisingers. Nach dem Krieg fanden sich viele Auswanderer aus Kostel in einer drastisch verkleinerten österreichischen Republik wieder, während die Heimat ihrer Vorfahren, obwohl nur ein paar Kilometer über der Grenze, sich nun in einem anderen Staat befand. Mein Vater und viele seiner Zeitgenossen ließen sich in Wien als Geschäftsleute oder Handwerker nieder. Andere zogen in eine der vielen kleinen Städte und Orte in Niederösterreich, wo sie ein bescheidenes Leben als kleine Kaufleute oder Viehhändler führten. Mein Onkel Wilhelm wurde in Lundenburg (Breclav) Lokomotivführer. Sie gingen selten nach Kostel zurück, blieben aber miteinander in Kontakt. Wenn sie sich an einem Sederabend trafen oder ihre Gebete nach dem Essen zuhause in Wien rezitierten (*sie haben gebenscht*), sangen sie ihre munteren Kosteler Melodien, mit denen sie aufgewachsen waren. Ich erinnere mich noch immer gerne an diese besonderen Lieder.

Die Hitlerjahre machten der langen Geschichte von Kostel als jüdische Gemeinde ein jähes und schreckliches Ende und die überlebenden Nachkommen der jüdischen Bevölkerung von Kostel wurden in alle Weltgegenden verstreut, wo sie neue Wurzeln schlugen und sich vermehrten. So fanden sich bei einer Eisinger Familienzusammenkunft 1994 in London Verwandte aus den USA, Australien, England, Kanada, Spanien, Israel und Österreich ein. Es scheint daher nur passend, dass diese Thora aus Kostel nun eine neue Heimat in der Neuen Welt gefunden hat.

IV. Physik und mehr

Obwohl dieses kleine Buch ein Erinnerungsband meiner Jugendjahre ist, hat vor allem mein Sohn mich überredet, eine kurze Schilderung meiner wissenschaftlichen Karriere hinzuzufügen.

Die Physik zog mich ursprünglich an, da sie einen Hafen der Rationalität bot, zu einer Zeit, als ich wenig Vertrauen in Politik, Religion oder Philosophie hatte. Victor Weisskopf, der einer meiner Professoren am MIT war, nannte seine Autobiographie *The Joys of Insight* (Freuden der Einsicht). Dieser Titel beschreibt die Befriedigung, die auch mir die Physik gewährt: das Bestreben zu verstehen, wie das Universum funktioniert – von Atomen zu Galaxien. In späteren Jahren empfand ich eine ähnliche Befriedigung bei meiner Arbeit in Molekularbiologie, Geschichte und Biographik – denn die menschliche Gesellschaft ist letzten Endes auch eine Offenbarung der Naturgesetze.

Meine wissenschaftliche Karriere lief parallel zu den gewaltigen Entdeckungen in der Physik, die mit Beginn des 20. Jahrhunderts eintraten, Fortschritte, die später Technologien hervorbrachten, die die menschliche Gesellschaft tiefgreifend verändert haben und es immer noch tun. Meine eigene Forschungsarbeit begann mit Kernphysik, verlagerte sich langsam zur Molekularbiologie und Medizin und endete schließlich in Geschichtswissenschaft und Biographik. Diese Zusammenfassung meiner beruflichen Tätigkeiten hat nicht den Zweck auf meine eigenen wissenschaftlichen Beiträge hinzuweisen, sondern einige Stationen auf der professionellen Reise dieses peripatetischen „Physik-Gesellen“ zu vermerken.

Universitäten: Toronto, MIT, Rice

Im Herbst 1942 schrieb ich mich an der University of Toronto in den Leistungskurs (*honors course*) „Mathematik und Physik“ (M&P genannt) ein. Wir widmeten die ersten zwei Studienjahre hauptsächlich

der klassischen Physik (Mechanik, Optik, Elektromagnetismus) und Differential- und Integralrechnung. Erst im dritten Jahr führte man uns in die Quantenmechanik ein, die damals noch keine 20 Jahre alt war. Neben den Vorlesungen verbrachten wir etwa zehn Stunden in der Woche im Labor, wo wir klassische Physikexperimente durchführten und detaillierte Berichte darüber verfassten. Ich habe noch immer einige meiner alten Laborhefte und bin erstaunt über mein damaliges Wissen. Am Ende jedes akademischen Jahres mussten wir eine dreistündige schriftliche Prüfung für jeden unserer Kurse ablegen, um weiterstudieren zu dürfen.

In Astronomie, meinem Nebenfach, verwendeten wir für unsere astronomischen Berechnungen 10-stellige Logarithmentabellen, die uns in gewaltigen Bänden zur Verfügung standen – langwierige Rechnungen, die heute der kleinste Computer in Windeseile bewerkstelligt. Das ganze dritte Jahr beschäftigten wir uns mit der Bestimmung der zwei Gravitationskonstanten (g und G), für die wir ganz verschiedene experimentelle Methoden verwendeten. Bei jeder Methode spielte die Identifizierung aller möglichen Fehlerquellen eine große Rolle und Fehleranalyse blieb mir in meiner zukünftigen Arbeit auch immer sehr wichtig.

Für meine *Master thesis* verwendete ich eine elegante spektroskopische Technik (Raman-Spektroskopie), mit der ich untersuchte, wie die Rotation von Methan-Molekülen (CH_4) bei zunehmendem Gasdruck beeinflusst wird. Das Methangas befand sich in einem eigens entworfenen Hochdruck-„Raman-Rohr“, das mit zwei dicken Quarz-Fenstern versehen war, und es wurde von dem Licht aus zwei mächtigen Quecksilberbogenlampen bestrahlt. Das von den CH_4 -Molekülen gestreute Licht wurde mit einem hochauflösenden Spektrographen photographisch aufgezeichnet und die Analyse dieser Spektren zeigte, wie die zunehmende Rate von Zusammenstößen die Rotation der Moleküle behindert – kein atemberaubendes Resultat, aber trotzdem mein erstes halb-unabhängiges Forschungsprojekt.

Die Spektroskopie wurde ein wichtiger Bestandteil meiner wissenschaftlichen Werkzeugtasche und ich verwendete verschiedene spektroskopische Techniken, um sehr unterschiedliche Systeme zu

untersuchen: von Atomkernen und Proteinen bis zu Zellmembranen und roten Blutkörperchen.

Auf Empfehlung von Professor Harry Welsh erhielt ich 1948 eine Dozentenstelle am Massachusetts Institute of Technology. Ich übersiedelte nach Cambridge, Massachusetts, und inskribierte als Doktorand den Kurs 8 (Physik) dieser eindrucksvollen Institution. Nach Toronto bot Cambridge ein anregenderes Umfeld – im kulturellen und intellektuellen Sinne wie auch in der Physik. Ich belegte Kurse in Funktionstheorie (Mathematik), Quantenmechanik und Kernphysik und als Gasthörer die bemerkenswerten Vorlesungen von Julian Schwinger an der Harvard-Universität, welche sich den Charles flussaufwärts nicht weit vom MIT befindet. Am Ende meines ersten Jahres schloss ich mich dem „Atomstrahlabor“ von Professor Jerrold Zacharias an und erhielt drei Jahre später für die Erörterung der räumlichen Verteilung von Protonen und Neutronen innerhalb des Atomkerns meinen Dokortitel.

Das Atomstrahlabor befand sich in Gebäude 20, eine „vorläufige“ Holzkonstruktion, die während des Zweiten Weltkriegs für die damals dringende Radarforschung errichtet worden war und im Jahr 2000 abgerissen wurde. In den drei großen Räumen des Labors arbeiteten wir vier bis fünf Doktoranden an unseren Dissertationen und an der Herstellung der Apparatur, die wir dazu benötigten. Wir wurden von drei Technikern unterstützt und hatten eine beachtliche Werkstatt zur Verfügung. Vielleicht kann die folgende kurze Beschreibung eines typischen Atomstrahl-Experiments veranschaulichen, wie komplex es war.

Alles fand innerhalb einer rohrartigen Messing-Vakuumkammer (drei Meter lang und 30 cm Durchmesser) statt. An einem Ende befand sich innen ein kleiner „Ofen“, aus dessen Schlitz Kalium-Atome (K-Atome) hinausströmten, und diese wurden durch einige Schlitze in einen Strahl kollimiert. Am anderen Ende war der Detektor, eigentlich ein erhitzter Draht, an dem die ankommenden K-Atome zu positiven K^+ -Ionen umgewandelt wurden. Diese wurden gleich durch ein elektrisches Feld zu einem Massenspektrographen beschleunigt, der die drei K-Isotopen voneinander trennte. Jedes ankommende K^+ löste in

einem (selbst gebauten) Elektronenvervielfacher, der mit einem Lautsprecher verbunden war, einen hörbaren Klick aus. Zwischen dem K-Öfchen und dem Detektor befanden sich gewisse Magnetfelder, die die Flugbahn der K-Atome bestimmten, und auch ein Hochfrequenzfeld, welches den Quantenzustand der Atome bei bestimmten elektromagnetischen Frequenzen ändern könnte, wodurch die Flugbahn der Atome auch geändert wurde. Da sich dadurch die Klickrate der ankommenden Atome stark veränderte, konnte ich die konsequenten Frequenzen ermitteln, die mir erlaubten, gewisse Eigenschaften der Atomkerne vom Kalium-Isotopen ausfindig zu machen.

Diese sehr vereinfachte Erklärung wird kaum genügen, die dahinterliegende Theorie verständlich zu machen, aber gibt hoffentlich eine Ahnung, wie kompliziert die Apparatur war. Es war außerdem erforderlich, dass innerhalb der Vakuumkammer die Flugbahn der Kalium-Atome nicht durch Zusammenstöße mit übrig gebliebenen Luft-Molekülen gestört wurde. Wir Doktoranden verbrachten zahllose Stunden damit, die winzigen Lecke der Vakuumkammer, die mit vielen beweglichen „Fenstern“ versehen war, zu entdecken und abzudichten. Die Apparatur hatte so viele heikle Bestandteile, dass wir im Labor die Parole hatten, einen funktionierenden Atomstrahlapparat niemals zu verlassen. Nachdem ich zwei Jahre lang die Apparatur gebaut und geprüft hatte, konnte ich die nötigen Messungen innerhalb von ein paar Tagen machen. Meine Resultate bewiesen, dass man die Protonen und Neutronen innerhalb des Atomkerns mit ähnlichen Quantennummern bezeichnen kann wie etwa die Elektronen eines Atoms, und sie erhärteten ein bestimmtes Modell für die magnetischen Eigenschaften des Kerns, das Aage Bohr und Ben Mottelson vorgeschlagen hatten. Heutzutage ist die Kernphysik durch die Entdeckung von neuen Elementarteilchen viel detaillierter geworden, als es damals der Fall war.

Solche hochentwickelten Experimente wie dieses sind Nachkommen des klassischen Stern-Gerlach-Experiments, welches zum ersten Mal bewies, dass Elektronen magnetische Eigenschaften haben und dementsprechende Quantenzustände besetzen. Mein Doktorvater, Jerrold Zacharias, hatte bei Isidor Isaac Rabi studiert, der wiederum

ein Schüler von Otto Stern gewesen war. Das ist ein üblicher Weg, auf dem das Wissen an nachfolgende Generationen weitergegeben wird, die darauf aufbauen können.

Die Kernphysik stand damals im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Forschung und die finanziellen Mittel dafür schienen unerschöpflich. Physiker, die während des Krieges am Manhattan-Projekt gearbeitet hatten, kehrten an die Universitäten zurück und passten die neu erworbenen Technologien der physikalischen Grundlagenforschung an. Am MIT wurde gerade ein 320-MeV-Synchrotron-Beschleuniger fertiggestellt, der Hochenergiephotonen erzeugen konnte. Nachdem ich meine Dissertation beendet hatte, benutzte ich solche Photonen, um verschiedene Atomkerne zu bombardieren und die dadurch ausgelösten photo-nuklearen Reaktionen zu untersuchen – eine alternative Vorgehensweise, um die innere Struktur eines Atomkerns zu erforschen. Zu dieser Zeit besuchte Tom Bonner, Direktor des Physik-Departments der Rice-Universität, das MIT, und bot mir eine Postdoc-Stelle in Houston an. Ich sollte ähnliche Atomkern-Reaktionen erforschen, diesmal unter Verwendung eines nagelneuen elektrostatischen 20-MeV-Van-de-Graaf-Beschleunigers, den Bonner gerade in Cambridge bestellt hatte.

Ich nahm sein Angebot an, aber da ich als Student in die USA eingereist war, musste ich erst nach Kanada zurück, um ein Einwanderungsvisum zu erhalten. Da dies am Höhepunkt der McCarthy-Ära des Verfolgungswahns (1952) passierte, als allerorten Atomspione vermutet wurden, dauerte es ein Jahr, bis mein Visum, dank Bonners Beharrlichkeit, schließlich bewilligt wurde. Während ich darauf wartete, fand ich glücklicherweise interessante Kurzzeitjobs in Ottawa, erst am Dominion Observatory, wo ich die langsame Wanderung des magnetischen Nordpols der Erde auf Grund vieler magnetischer Messungen graphisch darstellte, und später am National Research Council of Canada, wo ich die innere Struktur der Atomkerne von Chrom in einem Atomstrahlexperiment untersuchte, zusammen mit Peter Brix, einem deutschen Physiker, der dort als Gast arbeitete. Brix und ich wurden gute Freunde und ich besuchte ihn später oft in Heidelberg, wo er ein Max-Planck-Institut leitete.

Der Van-de-Graaf-Akzelerator kam etwa zur gleichen Zeit wie ich in Houston an. Zusammen mit drei anderen Postdocs beschleunigten wir Protonen und Deuteronen und beschossen mit ihnen verschiedene Atomkerne. Wir identifizierten die Produkte der dadurch entstandenen Kernreaktionen, maßen ihre Energie und ihre winkelförmige Verteilung und charakterisierten damit die angeregten Zustände des Zielkerns. Da der Akzelerator brandneu war, hatte er leider etliche Defekte und wir benötigten viele Wochen und viele Nächte harter Arbeit, bis er stabil genug für unsere Zwecke war.

Während meines Aufenthalts an der Rice-Universität veranstaltete die Physikfakultät eine Konferenz über Niedrigtemperaturphysik und Arthur Schawlow, ein Studienkollege von mir in Toronto, war unter den Teilnehmern. Arthur war ein New-Orleans-Jazz-Fan und fragte mich, wo man in Houston guten Live-Jazz hören könnte. Meine Nachfragen führten zu einem kleinen Stripclub, der angeblich die beste Jazz-Combo hatte, und eines Nachmittags verließen Arthur und ich die Konferenzvorträge und gingen dorthin, um es zu überprüfen. Als wir ankamen, bemerkten wir, dass die Stripperinnen sich auf einen bestimmten Gast konzentrierten, der am Ende des Laufstegs saß. Es stellte sich heraus, dass dieser Gast Richard Feynman war, der auch die Vorträge des Nachmittags schwänzte. Wir setzten uns zu ihm und verbrachten einen äußerst angenehmen Nachmittag zusammen. Feynman, wahrscheinlich der brillianteste theoretische Physiker seiner Zeit, hatte eine so offene und unaffektierte Art allen Mitmenschen gegenüber, sodass er, als wir uns zu ihm setzten, schon alle Darstellerinnen in seinen Bann gezogen hatte und all ihre Namen wusste. Übrigens erhielten sowohl Feynman als auch Schawlow kurze Zeit später den Nobelpreis.

Da die Kernforschung wegen ihrer Komplexität und hohen Kosten immer größere Teams erforderte, war ich auf längere Sicht mit dieser Art der Forschung nicht zufrieden. Obwohl ich sehr luxuriös im Haus von Adrienne Audrey (einer guten Freundin von Tom und Jara Bonner) neben einem ruhigen Gewässer wohnte, fand ich das gesellschaftliche und intellektuelle Leben von Houston der 1950er Jahre langweilig, das Klima abschreckend heiß und feucht und die flache

Topographie unbehaglich. Ich war daher ganz begeistert, als mich Sidney Millman, selbst ein ehemaliger Atomstrahlphysiker und damals Direktor der Physikforschung bei den Bell Telephone Laboratories („Bell Labs“), während eines Treffens der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft in New York zu einem Interview bei Bell Labs einlud. Die Aussicht, in den Nord-Osten zurückzukehren, entzückte mich. Ein paar Wochen später wurde ich offiziell eingeladen, bei Bell Labs ein Seminar über meine Forschungsergebnisse zu halten. Nachdem ich zwei Tage intensiver Interviews mit einem Dutzend dortiger Forscher überstanden hatte, wurde mir eine Stelle in der Grundlagenforschungsabteilung der Bell Labs in Murray Hill, New Jersey, angeboten.

Bei Bell Laboratories

Bell Labs waren damals ein Bestandteil der AT&T-Telephongesellschaft und ein führendes Forschungsinstitut. Ihre Wissenschaftler haben grundlegende Entdeckungen und Erfindungen gemacht, unter ihnen Transistoren, Laser, LEDs, CCDs, Mobiltelefone, integrierte Schaltung und UNIX-Software – Erfindungen und Technologien, die unsere Gesellschaft grundlegend verändert haben. Das Antitrust-Übereinkommen von AT&T mit der Regierung verpflichtete Bell Labs, alle Patente ihrer Forscher und Forscherinnen der Öffentlichkeit frei verfügbar zu machen. Im Gegenzug durften sie ihr Monopol des Telefonsystems behalten. Da andere Konzerne diese patentierten Technologien verwerteten, wurde das Monopol von AT&T in Frage gestellt, was schließlich zur Auflösung der AT&T-Gesellschaft und zum Ende der Bell Laboratories und deren liberaler Forschungspolitik führte. Aber das sollte erst dreißig Jahre später passieren.

Bevor ich bei Bell Labs anfang, ersuchte ich um drei Monate Urlaub, um das erste Mal seit dem Krieg nach Europa zurückkehren zu können. Das wurde mir bewilligt und da ich unverheiratet war, folgte ich meinen nomadischen Instinkten und kaufte mir in Glasgow ein BSA-250-cc-Motorrad. Mit diesem fuhr ich von Schottland durch

Frankreich und über die Alpen nach Rom und zurück nach Venedig. Dort stellte ich das Motorrad ein und fuhr mit dem Schiff nach Griechenland und Konstantinopel. Mit dem Orientexpress kehrte ich nach Venedig zurück, holte mein Motorrad und fuhr nach Bremen, wo ich das Rad nach Newark verschiffte und selbst nach New York flog.

Zurück in Murray Hill wurde mir ein Labor und ein Büro zugeteilt, ich engagierte einen Forschungsassistenten und hatte fast unbegrenzte Mittel für die Ausrüstung des Labors zur Verfügung. Ich konnte arbeiten, woran immer mein wissenschaftliches Interesse lag – eine Freiheit, die einige hundert Mitglieder der Grundlagenforschungsabteilung, die etwa zehn Prozent von Bell Labs ausmachten, genossen. Der Hauptteil von Bell Labs war allerdings der angewandten Forschung gewidmet, z. B. der Entwicklung von transatlantischen Kabeln (damals noch mit Vakuumrohrverstärkern ausgestattet) oder der Verbesserung von Telefonen und den noch mechanischen Schaltanlagen – das Lebensblut des riesigen AT&T-Telephonsystems. Am langen Gang des Gebäudes, in dem ich arbeitete, waren viele andere theoretische und experimentelle Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen tätig, und wir alle plauderten und arbeiteten gerne in einer kollegialen und nicht konkurrierenden Atmosphäre zusammen. Zahlreiche Seminare, Besuche von auswärtigen Akademikern und eine ausgezeichnete Bibliothek ermöglichten es, mit den letzten wissenschaftlichen Entwicklungen am laufenden zu sein.

In den Labs befreundete ich mich eng mit George Feher, einem Festkörperphysiker und Landsmann aus Bratislava, der über Israel und Berkeley, Kalifornien, zu Bell Labs gekommen war. George entwickelte eine neue Mikrowellentechnik (Endor genannt), die es ermöglichte, Übergänge zwischen den Quantenzuständen von Atomen, die in einem Silikonkristall eingebettet sind, zu beobachten. Ich erkannte gleich, dass man mit der Endor-Methode Atomkerne ebenso untersuchen konnte wie mit Atomstrahlexperimenten. George und ich stellten dies dar, indem wir diese Methodik bei der Untersuchung der Kernstrukturen von zwei Antimon-Isotopen (Sb) anwendeten. Das war aber mein letzter Ausflug auf das Gebiet der Kernstrukturen. Bevor ich dieses Feld verließ, schrieb ich zusammen mit Vincent Jaccarino

einen zusammenfassenden Artikel über die Struktur des Atomkerns, der in der *Review of Modern Physics* erschien. Vince war ein Studienkollege vom Atomstrahllabor am MIT und da er als Künstler ausgebildet worden war, bevor er Physiker wurde, zeichneter und malten wir öfters zusammen – in Cambridge und auch auf der malerischen Halbinsel Cape Anne.

1953 entdeckten Watson und Crick die Doppelhelix-Struktur der DNA und in den folgenden Jahren enträtselte Crick den molekularen Mechanismus, der es, zusammen mit der genetischen Information der DNA, ermöglicht, spezifische Proteine zu synthetisieren. Die ungeheure Bedeutung dieser Entdeckungen wirkte sich auf die gesamte Wissenschaftsgemeinde aus und viele Physikerinnen und Physiker wurden von dem neuen Gebiet der Molekularbiologie angezogen. Bei Bell Labs bildeten wir da keine Ausnahme und drei von uns (W. E. Blumberg, R. G. Shulman und ich) schlugen der Direktion vor, eine Forschungsgruppe für „Molecular-Biophysics“ zu gründen, was auch verwirklicht wurde. Unsere Recherchen verlagerten sich nun von reiner Physik zu Anwendungen von physikalischen Methoden (z. B. Emissionsspektroskopie, Kernspinresonanz) zur Untersuchung von biologischen Systemen auf der Molekularebene. Dieser drastische Wechsel in meinen Forschungen erforderte, dass ich mich mit den Grundlagen der Biochemie vertraut machte, ein Fach, das ich nie studiert hatte.

Unter meinen ersten biologischen Problemen, die ich untersuchte, waren die angeregten Zustände von Biomolekülen, besonders von Nukleinsäuren und Proteinen. Auf Grund dieser Arbeiten gewann ich ein Guggenheim-Fellowship, das mir und Styra, die wir kurz zuvor geheiratet hatten, ermöglichte, ein Jahr in Europa zu verbringen, wo ich in den Labors von Ole Maaloe (Universität Kopenhagen) und Alfred Tissières (Universität Genf) die Grundkenntnisse der Mikrobiologie erwarb. Ich muss hier einfügen, dass Alfred, mit dem wir uns anfreundeten, ein sehr erfahrener Alpinist war und dass ich mit ihm ein paar Jahre später, 1966, die Pigne d' Arolla in den Schweizer Alpen bestieg. Beim Abstieg fiel ich in eine verborgene Gletscherspalte und Alfred, an den ich glücklicherweise angeseilt war, zog mich heraus. Styra war

damals mit unserer Tochter Alison schwanger und verzieh es Alfred nie, dass er mich solchen Gefahren ausgesetzt hat.

Nach meiner Rückkehr zu Bell Labs begann eine sehr produktive Zeit, was die Zahl der Publikationen betrifft. Ich untersuchte die molekularen Schäden, die die DNA erleidet, wenn sie bestimmten Strahlungen ausgesetzt wird – ein Problem, das zu der Zeit von großer Bedeutung schien, als die Erinnerungen an die Atombomben von Hiroshima und Nagasaki noch frisch waren. Unser Team verwendete Spektroskopie und Kernspinresonanzmethoden, um die Strahlungsschäden in biologischen Molekülen, besonders in der DNA, zu identifizieren, und wir organisierten eine große internationale Konferenz zum Thema „Biologische Moleküle in ihren angeregten Zuständen“, welche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus vielen Ländern anzog. Kurz danach machten Jane und Richard Setlow allerdings eine bemerkenswerte Entdeckung: In der lebenden Zelle sind DNA-Moleküle immer von einer Gruppe spezialisierter Enzyme begleitet, die jede Schädigung in einem der DNA-Stränge schnell und präzise – unter Verwendung des intakten komplementären Stranges als Muster – reparieren. Verständlicherweise sank das Interesse an der DNA-Schädigung in Folge der Entdeckung der Reparaturenzyme erheblich und ich wandte mich anderen Gebieten der Molekularbiologie zu.

1960 studierten meine Kollegen und ich die Bindung von divalenten Ionen an die DNA und entdeckten, fast zufälligerweise, dass, wenn paramagnetische Ionen (z. B. Mn^{2+} , Gd^{2+}) die DNA binden, die magnetische Relaxation des Lösungswassers dramatisch verkürzt wird. Wir nannten dieses Phänomen *Proton relaxation enhancement* (PRE) und studierten es, so wie andere Forscher, genau. Das tiefere Verständnis von PRE führte schließlich zur Entwicklung von Kontrastmitteln, die heutzutage bei der medizinischen Kernspintomographie angewendet werden, um den Kontrast des Tomogramms zu erhöhen. Man weiß also nie, was zu einer nützlichen Anwendung führen kann. Etwas später entwickelte ich eine neue spektroskopische Technik, mit der ich die Bindung zwischen einem Kodon und seiner dazugehörigen Transfer-RNA untersuchte – ein wichtiger Schritt in der Proteinsynthese und ein Gebiet, das damals ein heißes Thema in der Molekular-

biologie war. (Der Kodon ist das Trinucleotid, das die Einfügung einer bestimmten Aminosäure in dem naszierenden Protein erfordert.)

In den 1970er Jahren begann ich mich für ein obskures Phänomen der Quantenmechanik zu interessieren, bekannt als Resonanzenergietransfer (*Resonance energy transfer*, RET oder FRET). Durch FRET wird die Energie eines „erregten“ Moleküls (des Donators) spontan zu einem geeigneten Empfänger (dem Akzeptor) transferiert – ohne dass Strahlung (Photonen) dabei emittiert oder absorbiert wird. Da die Rate des Energietransfers stark von der Distanz zwischen Donator und Akzeptor abhängt, kann die Messung von FRET dazu verwendet werden, die Entfernung zwischen diesen zwei Molekülen zu bestimmen – eine nützliche Information für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die die Konformation von Proteinen und anderen biologischen Molekülen untersuchen.

Zusammen mit meinem englischen Freund und Postdoc Bob Dale dokumentierten wir die FRET-Methode sowohl theoretisch als auch in Experimenten und verwendeten sie, um gewisse strukturelle Parameter in Hormonen, Proteinen, RNA-Molekülen, sogar roten Blutkörperchen zu erläutern. FRET ist immer noch eine viel verwendete Methode in molekularbiologischen Recherchen und ich habe kürzlich entdeckt, dass unsere FRET-Arbeiten von meinen Publikationen am häufigsten zitiert wurden. Als wir damals sehr intensiv an FRET arbeiteten, übernachtete Bob Dale oft bei uns in Cleehill, wo er immer ein willkommener Gast war. Er war ein begnadeter Geschichtenerzähler und zog Alison und Simon, damals etwa sieben und fünf Jahre alt, mit gruseligen Gute-Nacht-Geschichten in seinen Bann.

Mit Hilfe der ausgezeichneten mechanischen und Glasbläser-Werkstätten bei den Bell Labs konnte ich einige nützliche Experimentiertechniken entwickeln, z. B. die quantitative Gel-Chromatographie zur Messung der Bindung zwischen Makromolekülen und *Front-face fluorometry*, das die Grundlage eines praktischen diagnostischen Instruments, des Hämatofluorometers, bildet. Zusammen mit meinen damaligen Kollegen (W. E. Blumberg und Angelo A. Lamola) konnten wir die Wirksamkeit des Hämatofluorometers für die Diagnose verschiedener klinischer Zustände (z. B. Porphyria und Bilirubinämie)

demonstrieren und wir erwarben ein Patent für ihn. Die weitaus wichtigste Version von diesem Instrument war der leicht tragbare ZPP-Hämatofluorometer, der es ermöglicht, mit einem einzigen Tropfen Blut (von einem Fingereinstich) eine quantitative Bestimmung chronischer Bleivergiftung zu erhalten. Mit dem ZPP-Hämatofluorometer konnte man viel schneller und viel billiger als zuvor feststellen, ob und in welchem Maß ein Person Blei ausgesetzt war.

Gemeinsam mit Irving Selikoffs renommierter Abteilung für Berufsmedizin an der Mount Sinai School of Medicine in New York konnten wir in mehreren epidemiologischen Untersuchungen von bleigefährdeten Menschen die Effizienz des Hämatofluorometers nachweisen. Unsere Daten zeigten die schädlichen Auswirkungen von Blei in vielen Bevölkerungsgruppen, von Vorschulkindern über Abbrucharbeiter bis zur allgemeinen Bevölkerung. Wir wurden eingeladen, unsere Resultate bei Regierungsanhörungen in Washington zu präsentieren. Die Ergebnisse unserer Forschungen spielten eine wichtige Rolle bei neuen Gesetzen gegen bleihaltiges Benzin (1995) sowie bleihaltige Farben – allerdings nicht ohne massiven Widerstand vonseiten der Industrie- und Ölkonzerne.

Meine Arbeit mit Selikoffs Abteilung machte mir die verschiedenen Erscheinungsformen der Bleikrankheit sowie ihre lange und verhängnisvolle Geschichte ebenso bewusst wie die Geschichte der Medizin im Allgemeinen.⁴⁴ Nachdem ich einige Arbeiten über die zahlreichen Epidemien von Bleivergiftung seit dem Altertum publi-

44 Die Wissenschaft hinter dem ZPP-Hämatofluorometer geht auf die Anfänge der Evolution zurück, als fast alles Blei der Erdkruste fest an Schwefel gebunden war, hauptsächlich im Bleierz (PbS). Da sich Proteine in Abwesenheit von ungebundenem Blei entwickelten, schlossen sie unter den 19 anderen Aminosäuren das schwefelhaltige Cystein ein. In einer bleifreien Umwelt stellt das kein Gesundheitsrisiko dar, aber als die neolithischen Menschen vor etwa 10.000 Jahren lernten, Blei zu schmelzen, wurde die Menschheit in steigendem Ausmaß Blei ausgesetzt. Wenn Blei konsumiert oder eingeatmet wird, vereint es sich mit dem Cystein in verschiedenen Cystein enthaltenden Proteinen (Enzymen) und löst dadurch die schädlichen Symptome der Bleikrankheit aus. Siehe: <http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC1139187/> [28. 10. 2018].

ziert hatte, erhielt ich 1977 ein (zweites) Guggenheim-Stipendium, das mir erlaubte, meine historische Forschung auszuweiten. Bell Labs gewährte mir, wenngleich ungen, ein Forschungsjahr und unsere kleine Familie zog für ein Jahr nach Cambridge, England. Mein alter Freund Martin Ostwald (damals Professor für Klassik in Swarthmore, und in der Zeit unserer Internierung viele Jahre davor mein Lateinlehrer) brachte mich mit Moses Finley (bald danach Sir Moses) in Verbindung. Finley war ein bekannter Professor für Alte Geschichte und Rektor des Darwin-College, Cambridge University, der mich zu einem Visiting Fellow seines Colleges ernannte. Ich erinnere mich gerne an unsere philosophischen Gespräche vor dem Mittagessen, bei einem Glas Whiskey in seinem Büro. Styra und ich mieteten ein kleines Haus in Girton, wo Alison und Simon (damals elf und neun Jahre alt) die denkwürdige Erfahrung machten, eine englische Public School zu besuchen, und wo Styra ihr erstes musikologisches Forschungsprojekt begann.

Durch das Stöbern in den Bibliotheken der Cambridge University und der Wellcome-Stiftung in London erfuhr ich von den häufigen Ausbrüchen der *Colica Pictonum*, einer lähmenden und oft tödlichen Krankheit, die in den 1680er Jahren in Schwaben aufgetreten war. Das veranlasste mich, eine Forschungsreise in diese Gegend zu unternehmen und den Hintergrund dieser Ausbrüche in den städtischen Archiven von Ulm und benachbarten Städten zu erkunden. So fand ich heraus, was die Ursache der Colica Pictonum war und wie Eberhard Gockel diese entdeckte.

Als Stadtarzt von Ulm betreute Gockel die Mönche der zwei Klöster, von denen die meisten an der Colica litten. In einem später veröffentlichten Buch bemerkte Gockel, dass nur jene Mönche erkrankten, die Wein tranken, während die Nichttrinker verschont blieben; er bemerkte auch, dass die Symptome seiner Patienten jenen der „Hüttenkatze“ erstaunlich ähnlich waren, der Krankheit der Blei- und Bergarbeiter, die Samuel Stockhausen, der Bergwerksarzt von Goslar, kurz davor in einem Buch beschrieben hatte. Die Mönche boten Gockel außerdem bei jedem Besuch ein Glas Wein an, und es dauerte nicht lang, bis er die gleichen Symptome wie seine Patienten entwickelte.

Gockel wandte sich danach an den Winzer, der das Kloster mit Wein belieferte, und erhielt von ihm das Rezept, mit dem er seinen Wein „versüßte“. Dieses Rezept erinnerte an Sapa, den Sirup, der im antiken Rom häufig zu einem ähnlichen Zweck verwendet wurde, und um Wein haltbar zu machen: Sapa wurde durch das lange Kochen von Most (oder jungem Wein) in großen bleiernen Kesseln hergestellt. Nach meiner Rückkehr zu Bell Labs stellte ich Sapa nach dem präzisen Rezept in der römischen Literatur her, wie auch nach dem Rezept des Winzers, und konnte zeigen, dass der erhebliche Bleigehalt der römischen und Ulmer Weine die von ihnen hervorgerufenen Symptome erklären kann. Ich verfasste eine zusammenfassende Geschichte der Bleikrankheit im Laufe der Jahrhunderte, die in *Medical History* und auch in einigen populärwissenschaftlichen und historischen Zeitschriften veröffentlicht wurde.⁴⁵

Nach dem befriedigenden Ausflug in die historische Forschung kehrte mein Interesse zu den fluoreszierenden Molekülen und zu ihrer Anwendung in der strukturellen Biophysik zurück. Obwohl Zellmembrane nur zwei Moleküle dick sind, sind sie bemerkenswert komplexe Strukturen und enthalten viele verschiedene Proteine, die die Funktion der Zelle regeln. Ich arbeitete mit einem finnischen Biochemiker zusammen, der spezialisierte fluoreszierende Moleküle synthetisierte, mit denen wir die fluiden Eigenschaften von künstlichen Membranen und biologischen Zellmembranen untersuchten und ihre Diffusionsfähigkeit bestimmten, um die Zellmembranfunktion besser zu verstehen.

Es war klar, dass man detailliertere Informationen über die dynamischen Eigenschaften von Zellen und Membranen erhalten könnte, wenn man die Bewegung einzelner fluoreszierender Tracermoleküle (Sonden) mittels eines Fluoreszenzmikroskops, das mit einem empfindlichen Bildsensor ausgestattet ist, registrieren könnte. CCDs waren gerade bei den Bell Labs erfunden worden und hatten die benötigte Empfindlichkeit, waren aber damals noch nicht käuflich zu erwerben. Die wenigen, die erzeugt wurden, waren für Militärsatelliten reserviert. Meinem Freund Anthony Tyson, einem Astrophysiker,

45 Siehe: Ebenda.

gelang es, einige CCDs von George E. Smith, dem Miterfinder der CCDs, dessen Labor sich auf demselben Gang befand, zu erbetteln. Tony baute diese frühen, primitiven CCDs (100 x 100 Pixel) in eine massive, mit flüssigem Stickstoff gekühlte CCD-Kamera ein und koppelte sie an große Teleskope in Chile und Hawaii, wodurch er die entferntesten Galaxien des Universums registrieren konnte. Ich konnte ihn leicht überreden, mir die Kamera zu borgen, und wir koppelten sie an mein Fluoreszenzmikroskop, um fluoreszierende Sonden in biologischen Zellen abzubilden. Es war die erste Verwendung von CCDs für die Registrierung von fluoreszierenden Proben, heute eine weitverbreitete experimentelle Methode. Es zeigt auch die Art der Forschungszusammenarbeit, die bei den alten Bell Labs möglich war. Ich nahm an vielen solchen kooperativen Recherchen mit Forschern und Forscherinnen von verschiedenen Universitäten teil. Damals kehrte ich auch zu meinen Physikwurzeln zurück und hielt Vorlesungen in Atomphysik an der New York University – bequemerweise nur ein paar Blocks von unserer Wohnung in Greenwich Village, West Houston Street, entfernt.

Mount Sinai School of Medicine und Endspiel

Bis ungefähr 1980 wurden die Bell Labs von Wissenschaftern und Ingenieuren verwaltet, aber da AT&T beträchtliche Konkurrenz erwuchs, waren spätere Richtlinien zusehends gewinnorientiert und die lange Tradition der uneingeschränkten reinen Forschung wurde unterhöhlt. Die Verbindung zwischen den Bell Labs und der Muttergesellschaft AT&T wurde schwächer und schließlich ganz gelöst. Viele der Bell-Labs-Wissenschaftler gingen an Universitäten und als man mir 1986 eine Professur an der Mount Sinai School of Medicine anbot, nahm ich sie an und schloss mich dem Exodus an.

An dieser renommierten medizinischen Universität in New York hielt ich Vorlesungen in Biophysik, hauptsächlich für Doktoranden und Doktorandinnen, die, wie ich fand, weniger gut in Physik und Mathematik ausgebildet waren als zu meiner Studentenzeit. Andererseits

waren sie mit Computern vertraut, während wir als Studenten auf Rechenschieber und Logarithmentafeln angewiesen waren. Manchmal hielt ich auch Vorlesungen für Medizinstudentinnen und -studenten über die Geschichte der Medizin.

Zusammen mit meinem Kollegen und Freund Massimo Sassaroli, den ich sehr vermisse und den ich aus meiner Zeit bei den Bell Labs kannte, gründeten wir in Mount Sinai das Cell Imaging Laboratory mit Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die aus vielen Ländern stammten: Italien, Finnland, Österreich, Portugal, Israel, China. Mit der Hilfe von Heikki Väänänen, einem genialen, verschrobeneren, aber liebenswerten Finnen, entwickelten wir Instrumente zur Registrierung der Örtlichkeit und der Bewegung von mit Fluoreszenzsonden ausgestatteten Biomolekülen. Was damals neuartige Experimente waren, sind heute übliche Methoden, für die viele hundert spezialisierte Fluoreszenzsonden synthetisiert wurden und kommerziell erhältlich sind. Wir benutzten diese Technik in kollaborativen Recherchen, bei denen wir mit Wissenschaftlern und Medizinern zusammenarbeiteten. 1998, als unser jüngstes Ansuchen um erneute Finanzierung des Cell Imaging Lab abgelehnt wurde, hatte ich das Verfassen von Forschungsanträgen und die dazugehörige Politik satt und zog mich in die beneidenswerte Position eines Professor Emeritus zurück. Massimo übernahm die Leitung des Cell Imaging Laboratory, starb aber traurigerweise bald darauf (2003).

Am Anfang meiner wissenschaftlichen Karriere schenkte ich den Quellen der Forschungsfinanzierung wenig Beachtung und nahm etwas naiv an, dass eine aufgeklärte Gesellschaft grundlegende wissenschaftliche Forschung unterstützte, ebenso wie andere kulturelle Aktivitäten. Das Enträtseln der inneren Mechanismen der Natur lag meinem Temperament und ich schätze mich glücklich, dass ich die Gelegenheit hatte, dazu beizutragen. Mein Vater konnte nie verstehen, warum ich für solch eine Arbeit gut bezahlt wurde. Schließlich aber zerbröckelte der Elfenbeinturm, Bell Labs, teilweise wegen seiner eigenen großen Erfolge. Die Früchte meiner Forschungen erschienen in etwa 150 Artikeln in verschiedenen wissenschaftlichen Journalen

und Büchern und trugen zu dem prächtigen Denkgebäude unserer wissenschaftlichen Kenntnisse bei: Einige davon bildeten die Grundlage für nachfolgende Recherchen, manche gerieten in Vergessenheit und einige führten zu medizinischen Anwendungen, die – so hoffe und glaube ich – imstande sind, menschliches Wohlergehen zu steigern.

Die größte Befriedigung, die ich aus meinem wissenschaftlichen Leben schöpfe, ist die Einsicht in die kosmische, physikalische und biologische Evolution, die ich im Laufe meiner Recherchen gewinnen konnte. Dieses Verständnis gibt zwar keine Antworten auf die ewigen existentiellen Fragen, bietet aber immerhin eine intellektuelle Befriedigung, sogar einen gewissen Trost, spät im Leben.

Ich genieße die Freiheit meines sogenannten Ruhestandes, aber die lebenslangen Arbeitsgewohnheiten lassen sich nicht einfach ablegen. Styra involvierte mich in ihre umfangreiche Forschung über Johannes Brahms und mein wichtigster Beitrag war die Transkription und Übersetzung von hunderten seiner Briefe für ihr 1997 erschienenes Opus magnum *Johannes Brahms. Life and Letters*. Dabei war meine Kenntnis der alten Sütterlinschrift (Kurrent) aus meiner Schulzeit am Akademischen Gymnasium 70 Jahre zuvor von Nutzen. Der beste Teil unserer Recherchen waren die europäischen Ausflüge, bei denen wir den Spuren von Brahms von Hamburg bis Wien und vielen Orten dazwischen folgten. Styras Beiträge auf dem Gebiet der Musikgeschichte sind heute weithin anerkannt und haben viele angenehme Vergünstigungen mit sich gebracht, zum Beispiel eine Einladung für uns beide, zwei Wochen in Brahms' Sommerwohnung in Lichtenthal in der Nähe von Baden-Baden zu verbringen.

Eine Zeit lang kehrte ich auch zu meinen Recherchen über die Bleikrankheit zurück, als mich Styra überredete, Beethovens letzte Krankheit und Todesursache zu untersuchen. Es gelang mir, die weitverbreitete, aber unbegründete Theorie zu widerlegen, dass Beethoven von seinem Arzt durch Bleisalven vergiftet worden war.⁴⁶ Wie man weiß, können harte Fakten aber selten reißerische Mythen überwinden.

46 Siehe z. B. Beethoven Journal, Vol. 23/1, 2009.

Etwa 60 Jahre, nachdem ich ein Quasi-Mitglied der Familie Mendel in Toronto gewesen war, wurde ich von einem Historiker interviewt, der die Lebensgeschichte der Mendels erforschte. Unsere Gespräche erinnerten mich an die glücklichen Tage meiner Jugend in Kanada und an die enge Freundschaft der Mendels – besonders Toni Mendels – mit Albert Einstein. Dabei erfuhr ich, dass sich die unveröffentlichten Reisetagebücher Einsteins in einem Archiv an der Princeton University befanden, wo ich bald Einsteins Worte in seiner eigenen säuberlichen Handschrift lesen sollte. Die Tagebücher erzählen von seinen Erfahrungen während seiner weltweiten Reisen zur Zeit der Weimarer Republik und enthalten seine freimütigen Meinungen über Physik, Musik, Menschen und Politik. Ich hatte die Idee, diese einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, was mir 2011 mit meinem Buch *Einstein on the Road* auch gelang. 2016 folgte *Einstein at Home*, das auf den Erinnerungen der Haushälterin der Familie Einstein in Berlin basiert, die sechs Jahre mit den Einsteins lebte. Meine Arbeit als Einstein-Forscher brachte viele Einladungen zu Vorträgen mit sich, in denen ich über die mannigfaltigen Aspekte dieses genialen Menschen sprach. Die Beschäftigung mit ihm weckte aufs Neue mein tiefes Interesse an Physik und Kosmologie – wo meine Hingabe an die Wissenschaft vor so langer Zeit begonnen hatte.



**Styra, Alison, Simon und ich zusammen
mit den übrigen Familienmitgliedern, 1981**